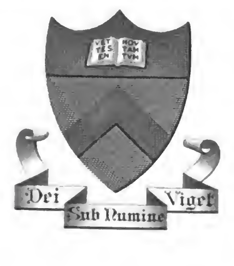


1586
.904
.89
v.6



VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget

Thüringen und der Harz.

Berichtigtes alphabetisches Verzeichniß
der
jetzt thätig theilnehmenden Herren Mitarbeiter.

Bechstein (Ludwig), Cabinets- und Oberbibliothekar in Meiningen.
Belani (H. E. R. pseud.), in Potsdam.
Beucer, Doctor in Rastenberg.
Bleichrodt, Bauinspector in Frankenhausen.
Braungard, Bürgermeister und Lieutenant a. D. in Quedlinburg.
Bube (Adolf), Oberconsistorial-Secretair in Gotha.
Buddeus (Theobald), stud. theol. in Gotha.
Duval (C.), Litter. in Großbodungen.
Ende, Pfarrer zu Rothenberga.
Gerber, Director des Gymnasiums in Sondershausen.
Gottschalk, Hofrath in Dresden.
Grüning, Oberpfarrer in Cölleda.
Günther, Doctor in Langensalza.
Hahnemann (Robert), Gerichtsactuar in Triptis.
Heeringen (Gustav von), Kammerherr und Consistorialrath in Coburg.
Hesse, Doctor, Hofrath und geh. Archivar in Rudolstadt.
Hofmeister, Pastor in Kleinschmalkalden.
Hoffmann, (Fr.), Hofprediger in Ballenstädt.
Hohbohn, Pastor in Biesenrode.
Hübner, Pfarrer in Sundhausen bei Langensalza.
Kegel, Candidat in Leistungen.
Kellermann, Diaconus in Greußen.
Lehmann in Eckartsberge.
Lessing, Adjunct in Kloster Donndorf.
Nebe, Pastor in Roßleben.
Nehse, Gastgeber auf dem Brocken.
Oldendorp, Professor in Schulpforte.
Pfister, Superintendent in Weißensee.
Reinecke, Candidat in Jena.
Rümpler, Cantor in Kammerforst.
Schminke, Pfarrer in Jestädt.
Schönemann, Doctor, Oberbibliothekar in Wolfenbüttel.
Schönichen, Pastor in Bernburg.
Schöpfer, Doctor in Quedlinburg.
Schwerdt, Pfarrer in Neukirchen bei Eisenach.
Storch (Ludwig), Doctor in Gotha.
Sturm (C. A. G.)
Sydow (Friedrich von), Major in Sondershausen, Redacteur des Werkes.
Trautmann, Candidat in Querfurth.

Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch-romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabriksörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

Sechster Band,

mit 12 Abbildungen.

Sondershausen 1842.

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.



Gez. v. Rottmann. Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden

61.

Mühlhausen.

Mühlhausen.

In dem Schooße einer weiten, fruchtbaren Thalebene, die, wenn auch nicht von dem Zauber landschaftlicher Romantik überhaucht, doch in dem Schmucke reicher Blüthenkränze prangt, lagert auf einem kaum merklichen Hügel die alte freie Reichsstadt Mühlhausen. Nicht von melancholischen Trümmern stolzer Ritterburgen überthront, nicht von grotesken Felsenmassen umstarrt, nicht von sprühenden Cascaden durchtos't, nicht von dem Epheuschmuck flüsternder Sagen umrankt: — wie blickst du uns doch so lieblich an, du traute grüne Aue voll goldener Aehren, voll Blumen und Linden, voll Thautropfen und Finkenschlag, voll Klang und Segen! Und wenn wir auf dem Spiegelberge stehen, der an der Südseite des anmuthigen Thales hinstreicht, da klingt es, wie Idyllen-Poesie, in unserer Seele:

»O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen,
Tief klaren Himmelsdom!«

Rings umher lachen uns sanfte Höhen entgegen, von lichtem Grün überfluthet und mit zahllosen Dörfern besäet; blitzende Thurmspitzen ragen ob den rothen Dächern, und aus südwestlicher Ferne grüßet, eine freundliche Nachbarin, die Stadt Langensalza; an den Abhängen der nahen Hügelketten prangen hüglich umgrünte, blüthe-duftende Gärten, die der Wohlstand des Bürgers mit zierlichen Lusthäuschen geschmückt, und allerwärts locken freundliche Anlagen in die Hallen geselliger Freude. — Im Nordosten erhebt sich die ernste Terrasse des Eichsfeldes, der Forstberg, während den westlichen Theil der Stadt mehre Höhen umschließen, über denen die bewaldeten Hügelwellen des Hainich's reizend hervorleuchten. Ueber den blüthendurch-

wirkten Sammetteppich des flachen Thales, das die Unstrut*) mit ihrem Silberbande säumt, rieselt in mäandrischen Windungen zwischen Gärten und üppigen Saatfeldern die Breitsülze und das Popperoder Wasser, an deren Ufern, von majestätischen Linden beschattet, einsame Mühlen ihre monotonen Weisen klappern. Wo aber die sogenannten Eichelgärten, von dunkelm Erlenlaube umflüstert, nach dem Hainichwalde streifen, sieh', da winkt unter schattigem Lindendach Mühlhausens Sansouci, die Popperoder Quelle, von der feierlichen Prozession der Mühlhäuser Schuljugend alljährlich begrüßt („Brunnenfest"), während sich unabsehbare Schaaren fröhlicher Gäste „vor dem weißen Hause" gütlich thun, wo Bier und Kaffee und, statt der verzuckerten Confitüren der Salonsconversation, der ehrliche, hausbackene, aber leicht verdauliche Bürgerwitz eine gar wichtige Rolle spielt.

Die ehrwürdige Stadt, die sich, wie in bewußtloser Sehnsucht, nach Morgen hin ausstreckt, ruht in der Umarmung reizender Gärten. Ein frischer Kranz von Linden schmückt den hohen Wall, der die Stadtmauer umzieht; und die grauen Schutz= und Wartthürme, die dem Zahne der Zeit und den Stürmen der Feinde getrotzt, sie schauen uns wie Greise, die sich selber überlebt, gar melancholisch an. Ueber die hohen Ziegeldächer aber ragen andere, stattliche Thürme und die in stolzer Majestät emporstrebenden Massen der „Oberkirche" (Beatae Mariae Virginis) und rechtfertigen Pappenheims Urtheil, der im Herbste 1632, von dem reizenden Bilde der Stadt zur Milde gegen die dortigen Bürger gestimmt, wie unwillkührlich ausrief: „Nie bin ich noch in Mühlhausen gewesen, aber die Thürme der vielen darinnen befindlichen Kirchen verrathen eine feine und ansehnliche Stadt, die ich nicht vertilgen kann und mag."

Gewöhnlich scheidet man Mühlhausen, — abgesehen von seinen 5 Vorstädten, in die Ober= und Unterstadt, während sie schon das zwölfte Jahrhundert in die alte und neue schied (Gallettis thüring. Gesch. II., 328). Die Unterstadt ist wohl schon darum jene „alte", weil sie mit dem Schmuck der meisten öffentlichen Gebäude prangt. Die engen Straßen sind durch offene Kanäle bewässert, die der Oberstadt durch die Breitsülze, die der Unterstadt durch die Schwemmotte, die vor ihrem Einfluß in die Stadt „das Popperoder Wasser" heißt, und in die Unstrut mündet.

Es war zur Pfingstzeit des Jahres 1292, — so erzählt uns die Sage, deren Poesie wir aus der Prosa des modernen Volkslebens zu retten versuchen, — als der Rath der freien Reichsstadt Mühlhausen veröffentlichen ließ, daß, wer vermöge, irgend eine Quelle in die Oberstadt zu leiten, die aus Wassermangel nicht selten ein Raub

*) Die Unstrut entspringt auf dem Eichsfelde beim Dorfe Käferhausen, theilt sich vor der Stadt Mühlhausen in zwei Arme, die nah hinter der Georgenvorstadt wieder zusammenströmen, und verfolgt sodann düstern und unheimlichen Ansehens ihren Lauf über die Dörfer Görmar, Altengottern u. s. f.

der Flammen geworden, reichlichen Lohns gewärtig und, falls ein schweres Verbrechen an ihm hafte, sich seines Leibes und Lebens versichert halten dürfe.

Es saß aber zu derselbigen Zeit auf dem Rabenthurme, welcher jetzt der Adlerthurm genennet wird, ein Mönch aus dem eichsfeldischen Kloster Reifenstein, wegen Brandstiftung und Schändung einer patricischen Jungfrau auf Leben und Tod. In den Tagen seiner Freiheit hatte er öfter, wenn er in Angelegenheiten seines Ordens nach Pfaffenrode und St. Daniel gepilgert, zwischen einem Gehügel eine sprudelnde Quelle gewahrt. Als nun der Aufruf des Stadtrathes auch in die Einsamkeit seines Kerkers drang, da gedachte er des Gewässers, das ihn so manchmal gelegt, und fühlte sich mehr denn je von einer unwiderstehlichen Sehnsucht getrieben, den klaren Born zu bewegen, daß er ihm ein Bethesda der Freiheit werde. Aber die Quelle sprudelte in einem tiefen Grunde, und eine lange Hügelkette lagerte sich zwischen ihr und der Stadt. Und der Mönch sann — und sann —; denn vor seiner Seele stand lockend die goldblitzende Freiheit und die fetten Klosterschüsseln winkten gleich den Fleischtöpfen Aegyptens; aber daneben grins'te die Unmöglichkeit des Unternehmens, Hand in Hand mit dem Scharfrichter, hohnlachend ihn an.

So wälzte er sich denn einst vor grübelnder Ungeduld auf seinem Strohlager, und harrte schlaflos des dämmernden Morgens; da erbebte der Rabenthurm in seiner Grundveste und ein schwefelfarbener Blitz durchzuckte den Kerker und — Beelzebub in seiner höllischen Majestät stand vor dem zitternden Klosterbruder, der sich mit dem Talisman des heiligen Kreuzes wappnete, und aus schwer athmender Brust ein Ave Maria stöhnte. Indessen ermannte sich sein zagender Muth, als Meister Urian, in Grund des Herzens ihm nicht fremd, die zögernde Quelle in die Oberstadt zu leiten versprach, so bald der Mönch ihm seine Seele opfere. Und nach flüchtigem Bedenken unterschrieb derselbe mit einigen Tropfen seines Blutes den vorgelegten Contract.

Aber der Höllenfürst, als er unter dem Geheul des Sturmes durch das enge Gitterfenster entschwand, ließ seinem Opfer eine große Pergamentrolle zurück. Und als der Mönch beim ersten Gruß des dämmernden Tages das verhängnißvolle Blatt entfaltet hatte: o, wie staunte er, vom freudigen Schrecken durchzittert, als er in dem Pergament den Weg verzeichnet fand, auf welchem jene Quelle ohne große Schwierigkeiten über Hügel und durch Schluchten in die Oberstadt zu leiten sei.

Sogleich eröffnete der schlaue Mönch dem hochedeln Rathe sein Begehr. Die heiß ersehnte Freiheit, wenn das projectirte Stück gelingen sollte, ward ihm zugesichert und eine Schaar rüstiger Arbeiter ihm zu Gebote gestellt. Und sieh', bald strömte das Krystall der Breitsülzenquelle durch das ihr bereitete Bett, bald fruchtreiche Hügel, bald blüthenduftende Gärten, bald grüne Thäler bewässernd, lustig dahin; und die Aufgabe war gelös't, und bis auf diesen Tag versorgt der klare Born, der in einer kaum halbstündigen Entfernung dem Schooße der Erde entquillt, auf einem fast drei Stunden langen Weg die Ober-

stadt mit reichlichem Gewässer. Aber der Mönch, nachdem er sein Versprechen erfüllt, war verschwunden, und nicht einmal der Blick der Dankbarkeit hat seine Spur zu finden gewußt.

Unter Mühlhausens öffentlichen Plätzen ist vor allen der geräumige Obermarkt bemerkenswerth. Von den schönsten Gebäuden umschlossen, läuft er in eine der frequentesten Straßen der Stadt, den Steinweg, aus. Auf der Westseite des viereckigen Platzes prangt die stattliche Frauenkirche, gewöhnlich die oberstädtische oder Obermarktskirche genannt, mit ihren durch Ebenmaß und Großartigkeit imponirenden Massen auf einer mit Linden umkränzten Terrasse, dem ehemaligen Gottesacker, auf welchem zur Zeit der freireichsstädtischen Verfassung der neu erwählte Rath den Pflichteid abzuleisten hatte.

Die Obermarktskirche, im einfachen, edlen Geschmack erbaut, trägt in ihren Formen den Charakter des zwölften Jahrhunderts. Das Hauptportal auf der Mittagsseite, zu welcher man auf einer stufenreichen Treppe emporsteigt, zeugt unverkennbar von der Vermischung des gothischen und byzantinischen Baustyls. Die verwaisten Piedestale zu beiden Seiten der Treppe klagen die fanatischen Münzer'schen Horden des gräulichsten Vandalismus an. Die von einer Gallerie über dem Portale ernst herabschauenden vier Statuen sollen die geheiligte Person des Kaisers mit Krone und Fürstenmantel, von seinen drei vornehmsten Räthen umstanden, vor des Volkes Blicke stellen, um dadurch dem abzulegenden Diensteid des neuen Rathes eine erhöhete Eindrucksfähigkeit zu sichern. Eine zweite Gallerie oberhalb dieser Gruppen trägt die jungfräuliche Mutter mit dem Christuskinde, umringt von den morgenländischen Waisen; und auf einer dritten Gallerie thront inmitten vieler Gestalten, in deren Gesichtszügen sich der Ausdruck der Freude oder des Entsetzens malt, der Gottessohn als Weltenrichter. — Die Kirche ist mit drei stattlichen Thürmen geziert, von denen noch jetzt der mittelste und höchste mit Kupfer gedeckt und gekuppelt ist; die beiden andern, bis zur Spitze von Stein erbaut, tragen das Gepräge einer Zeit, die unbestreitbar gegen 150 Jahre der Erbauung der Kirche vorangeht. Der eine dieser Thürme wurde 1720 vom Blitze zerschmettert und, obwohl in spätern Jahren wieder aufgebaut, doch wegen seiner schlechten und Gefahr drohenden Structur zur Hälfte wieder abgenommen und mit einem Schieferdache bedeckt. Der zweite, welcher über seiner Pforte die Jahreszahl 1013 trägt, beurkundet, daß an der Stelle der Liebfrauenkirche ehemals eine Kapelle, vielleicht aus den Zeiten des Bonifacius, gestanden. — Der innere Raum des majestätischen Gotteshauses, welcher 113 Ellen in der Länge und 32 Ellen in der Breite mißt, zeichnet sich durch Licht und Räumlichkeit und schöne Form vor allen Kirchen Thüringens vortheilhaft aus. Das Gewölbe wird von 24 massiven, in 4 Reihen symmetrisch geordneten Pfeilern getragen, und die akustische Structur des Tempels ist so meisterhaft, daß kaum ein anderes Gotteshaus zu großen kirchlichen Concerten passendere Räume bietet.

Der Kirche Beatae Mariae Virginis gegenüber erblicken wir das Casino, früher die „Brodläube" genannt, ein großes dem öffentlichen Vergnügen und der Feier städtischer Festlichkeiten gewidmetes Gebäude, das durch seine zwar einfache, aber geschmackvolle Form dem freundlichen Obermarkte zum besondern Schmuck gereicht.

In der Unterstadt, und zwar auf dem sogenannten Untermarkte, fesselt die Kirche St. Blasii den Blick des Wanderers. Ein Meisterstück gothischer Baukunst, steht sie der Liebfrauenkirche an Erhabenheit und Größe nur um Weniges nach und übertrifft sie an Alter, so daß einzelne Chronisten ihre Erbauung dem fränkischen Könige Dagobert (c. 506) vindiciren. Andere dagegen behaupten, daß sie (970) vom Kaiser Otto I. begründet und zu einer Domkirche eingerichtet worden sei. Während aber diese Behauptungen in das Gebiet der Sage streifen, so steht es als historische Thatsache fest, daß die Untermarktskirche von Friedrich II. im Jahre 1227 dem deutschen Johanniter-Orden, der sich ein Vierteljahrhundert zuvor in Mühlhausen angesiedelt hatte, feierlich anheimgegeben wurde. Die zwei steinernen Thürme, welche auf der Westseite der Kirche gen Himmel ragen, formiren sechsseitige Pyramiden, die sich aus einem herrlich gearbeiteten Kranze erheben, und deren Kanten mit historischen Zierrathen reichlich geschmückt sind. In beiden Thürmen, so wie im Chore zu beiden Seiten des Altars ist ein Bischofssitz abconterfeit, der für die Behauptung spricht, daß die Kirche sogleich bei ihrer Gründung zu dem Range eines Domes bestimmt worden sei. Das Innere derselben zeigt jene erhabene Einfachheit, die das frommgläubige Herz mit den Schauern der Ehrfurcht erfüllt. Im Chore schlummern, von Epitaphien in den verschiedenartigsten Formen bedeckt, die Gebeine der deutschen Ritter, und in ihrer Mitte ruht der Bischof Christian von Samland, Mühlhausens gefeierter Wohlthäter und einer der edelsten Männer seiner Zeit.

Nur durch eine Häuserreihe vom Untermarkte getrennt, grüßt uns gen Süden der Kornmarkt, der, auf drei Seiten von neuen, meist geschmackvollen Gebäuden umringt und gegen Mittag von der Kreuz- oder Barfüßerkirche begrenzt, einen gar freundlichen Anblick gewährt.

Wandeln wir aber nun durch die einzelnen Straßen der Stadt, so versöhnt uns deren Sauberkeit mit ihrem hin und wieder düstern Antlitz. Indessen tritt, von Jahr zu Jahr sichtlicher, auch in der äußern Ausstattung der Wohnungen ein ästhetischer Sinn zu Tage, der sich neuerdings durch Abtragung der finstern Thore und durch geschmackvolle Anlagen auf den Wällen genugsam bekundet. Dieses wohlthuende Schönheitsgefühl hat sein freundliches Gewand auch über die Gräber gebreitet. Denn der sinnig angelegte Friedhof vor dem Neupforten-Thore, der Freimaurer-Loge gegenüber, gleicht mit seinem eleganten Leichenhause mehr einem lieblichen Blumengarten, als dem Ruhebett verwesender Gebeine.

Blicken wir aber von der äußern Physiognomie der Stadt in deren inneres Leben und Treiben, so grüßet uns fast durchweg eine

solide Wohlhabenheit, die sich, mit schlichter Redlichkeit gepaart, nicht selten bis zum Reichthum steigert. Mühlhausens Bewohner — und es zählt die gewerbfleißige Stadt in etwa 1700 Häusern 11—12,000 Seelen — nähren sich theils vom Feldbau (die Fluren sind fruchtbar und trefflich cultivirt) und Handel (insbesondere mit den Erzeugnissen dieses Feldbaues: Korn, Waid, Anis, Saflor und dergl.), theils von Fabriken (namentlich in Wolle und Leder) und Gewerben (Gerbereien, Färbereien, Leimsiedereien u. a. m.). Und überall — du magst ihn beobachten im häuslichen oder öffentlichen Leben, im geselligen oder geschäftlichen Verkehr — charakterisirt sich der wahre Mühlhäuser durch seine tiefe, ungeheuchelte Frömmigkeit, die, von den Vorfahren ererbt, auch der jüngsten Generation nicht obsolet geworden; durch seine vielbelobte Biederkeit des Herzens, die den Makel der Derbheit mit ihrem milden Lichte überstrahlt; durch seine freundliche Liberalität, neben der jedoch der alte unverwüstliche Reichsbürgerstolz recht wohl bestehen mag; durch seine menschlich-christliche Gesinnung gegen Arme und Nothleidende, die sich in der Gründung und Erhaltung von Hospitälern, Armen- und Waisenhäusern so erfreulich ausspricht; durch seine harmlose Fröhlichkeit, die aber bald, wie allerwärts, ihre Ufer überfluthet und zum Strome der Genußsucht anschwillt. Und so findest du den Mühlhäuser unter Tausenden heraus, denn sein Charakter ist ein offenes Buch, mit goldenen Lettern gedruckt.

Auch hat die Wiege manches reichen Geistes, der die Welt mit seinem Ruhm erfüllte, in der trauten Stadt gestanden. Wir wollen aus der großen Schaar nur Einzelne nennen, und zwar: 1) den lieblichen Sänger geistlicher Lieder Ludwig Helmbold, der, wo seine Wiege gestanden, auch sein Grab gefunden († 1598 als Superint. zu Mühlh.); 2) den frommen Dichter und Componisten Georg Neumark († 1681 zu Weimar), der noch heute durch sein herrliches Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.", manches gebeugte Herz mit süßem Troste erfüllt; 3) den sinnigen Joh. Rudolph Ahle (Bürgermeister zu Mühlhausen im 17. Jahrhundert), Componist der seelenvollsten Kirchenmelodien, deren Krone: „Seele was ist Schön'res wohl ꝛc."; 4) seinen Kunst- und Geistesverwandten, Dr. Beutler, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts starb; 5) den gelehrten Gottfried Christian Beireiß († 1819 zu Helmstädt), der in die tiefen Schachte der Natur hinabgestiegen war und reiche Schätze erbeutet hatte, aber von dem Vorwurfe der Charlatanerie sich nicht frei zu halten wußte; 6) den edlen Herrm. Christoph Gottfried Demme († 1822 zu Altenburg), der als Mensch und Liederdichter Lehre und Leben zur schönsten Harmonie vereinigt; 7) den größten Naturforscher unserer Zeit, Tilesius von Tilonau (geb. 1769), der mit Krusenstern die Welt umsegelt u. a. m.

Würde uns aber wohl das schöne Geschlecht verzeihen, wenn wir seiner nicht gedenken wollten? Stehen doch die lieblichen Bilder vieler Mühlhäuser Frauen und Mädchen vor dem Spiegel unserer Phantasie; und wenn auch nicht gerade die Grazien ihren Schleier über sie gebreitet, und wenn auch die Lebensfrische des Thüringer

Waldes schönerer Formen sich rühmt: so lächeln doch die Augen der Mühlhäuserinnen so mild und hold, so schlagen doch ihre Herzen so warm und treu, daß sie des Lebens höchstes Glück in ihren Zauberkreis zu bannen wissen.

Das Zungenidiom des Mühlhäuser Bürgers steht den nachbarlichen Dialecten schroff entgegen. Die Sprache ist breit, rauh und eckig, und das dunkle a und das gutturirte g und ch spielen darin eine so unleidliche Rolle, daß ein fremdes Ohr, wenn es namentlich an die klangreiche Zunge norddeutscher Landstriche gewöhnt ist, unangenehm sich berührt fühlt.

Nachdem wir also mit flüchtigen Blicken die Eigenthümlichkeiten des modernen Mühlhausens gemustert, so lüften wir den Vorhang der Vergangenheit und treten in die Hallen der Geschichte. Aber bei den ersten Schritten zeigen uns auch diese Hallen nur leere Wände, etwa hie und da vom lockeren Sagengewebe umhangen.

Mühlhausen (Melinhusen, Malhusium, Mulhusa), die alte freie Reichsstadt, in dem Watergau gelegen, — wann sie erbaut? wer sie erbaut? — wir wissen es nicht. Denn daß ein fabelhafter König Mula schon im J. 333 vor Christi Geburt den Grundstein Mühlhausens gelegt und ihr seinen Namen gegeben, ist eine lustige Sage, die jeder geschichtlichen Basis ermangelt. Blicken wir dagegen auf das Wappen, das die Stadt in ihrer Glanzperiode trug — den Reichsadler, der in jedem seiner ausgebreiteten Fittige ein Mühleisen oder eine Mühlhaue führte — so drängt sich uns die Vermuthung auf, das erste Gebäude, welches in dieser Gegend seinen Giebel erhob, sei eine Mühle gewesen, und habe den Häusern, die sich im Laufe der Jahrhunderte an sie angereiht, ihren Namen vererbt. Den Chronisten Stella und Agricola zu Folge, die sich jedoch nicht scheuen, jezuweilen aus dem Gleise der Geschichte zu weichen, ist Mühlhausen bis zum J. 515 nach Christi ein offener Marktflecken gewesen, Mühldorf genannt, und von dem thüring. Könige Hermannfried zur Stadt erhoben worden. — Andere erzählen anders: Thüringens Apostel, Bonifacius, dessen Name fast an jeder Stadt und jedem Hügel haftet, habe auf dem Gehülfensberge (3 Stunden von Mühlhausen entfernt) ein Kirchlein erbaut. Und eine segensreiche Wunderkraft hatte in der schlichten Kapelle Wohnung gemacht, daß jeder Preßhafte, welcher die heilige Schwelle überschritt, genesen von dannen zog. Da strömten von nah und fern bußfertige Schaaren und in endlosen Zügen Arme, Lahme, Krüppel und Blinde herbei, daß die nahen Dörfer ihre Menge nicht zu fassen wußten. Und der menschenfreundliche Apostel, um den Wallern ein Obdach zu sichern, vermochte Karl den Großen um das Jahr 770, den Flecken Mühlhausen mit der Stadtgerechtigkeit und andern Privilegien und Freiheiten huldreichst zu begaben. *)

*) Im J. 775 schenkte Karl der Große Mühlhausens Zehnten dem Kloster zu Hersfeld.

Lüften wir jedoch den Schleier einer spätern Zeit, in welcher Mühlhausen aus den Nebelarmen der Geschichte zweifellos als Stadt hervortritt, so erblicken wir die streitbaren Bürger (933) fechtend auf Jechaburgs Höhen, wie sie ihr freies Schwert unter dem sieghaften Paniere Heinrichs des Vogelstellers für die Ruhe des deutschen Vaterlandes tapfer schwingen. In dieser Riesenschlacht erwarben sich Mühlhausens Streiter Heinrichs Liebe und Achtung in einem so hohen Grade, daß er nicht nur die Freiheiten der Stadt bestätigte und erweiterte, sondern auch in ihrem Schooße seine Winterquartiere aufschlug. Und in dem folgenden Jahre (934) versammelte er daselbst die ihm befreundeten Fürsten und vereinigte sich mit ihnen zu dem ehrenwerthen Entschluß, ihren ungarischen Drängern jenen schimpflichen Tribut, der lange wie ein giftiger Wurm an Deutschlands Ehre genagt, von Stund an zu verweigern. Und den feindlichen Gesandten, die der jährlichen Abgabe harrten, ward ein räudiger Schafhund ausgeliefert, mit dem kühnen Bedeuten: „Wolle ihr König einen andern Tribut, so möge er ihn holen!" Aber die Hunnen, von Rachsucht und Raubgier entflammt, überflutheten bald darauf das deutsche Reich mit neuem Grimm und mit neuen Schrecken, und durchzogen dessen fruchtbare Gauen wie verheerende Heuschreckenschwärme. Thüringens Genius löschte weinend die Fackel und floh schaudernd von dannen. Aber noch in demselben Jahre (934) ereilte die Nemesis die entmenschten Verbrecher, und 40,000 Hunnen fielen bei Merseburg unter Heinrichs rächendem Schwerte. Auch Mühlhausens Mannen stritten auf dem blutigen Felde für Deutschlands Ehre und Freiheit mit so tapferm Muthe, daß der Kaiser ihre Stadt mit besonderem Wohlwollen umfaßte, mit seinem glänzenden Hoflager sich gar oft in ihrer Mitte gefiel, und manche reiche Blüthe aus dem Kranze seiner Huld auf ihre Bürger streute. Ja, noch auf dem Sterbebette empfahl er seinem Sohne Otto die getreue Stadt, und Otto blieb ihr hold und gnädig, wie sein Vater es gewesen; und nicht blos das Wort, das er dem Sterbenden gegeben, auch das eigne Herz war dieser Gnade Quell und Stütze.

Aber auch die spätern Herrscher sah die freie Reichsstadt oft in ihren Mauern. Konrad III., erster deutscher König aus dem Hause der Hohenstaufen, schloß mit seinem Gegenkaiser Lothar II. (im J. 1135) zu Mühlhausen ein versöhnendes Bündniß, und Philipp von Schwaben ließ sich, nachdem er sich mit seinem Gegner Berthold von Zähringen abgefunden, durch feierlichen Beschluß des Reichstages, den er (1198) daselbst zusammenberufen, zum deutschen Kaiser wählen.

Aber die Tage des Glücks und des Glanzes wurden gar bald von finsteren Wolken getrübt. Der geächtete Sachsenherzog Heinrich der Löwe hatte seine Feinde aufs Haupt geschlagen. Die Flüchtigen, von Heinrichs Truppen verfolgt, hatten in Mühlhausen Schutz und Obdach gefunden. Da eroberte (1181) der zornentbrannte Herzog nach ernster Belagerung*) die arme Stadt, gab sie den Flammen

*) Aus dieser Blagerung ergibt sich, daß Mühlhausen schon damals hinter Wall und Mauern sich geborgen. Und wenn man in der Kirche zu Hammelsburg lies't:

Preis und verwüstete ihre Besitzungen. Und als wäre des Vaters Zorn auf den deutschen Kaiser Otto II. vererbt, so bemächtigten sich (im J. 1211) die ihm befreundeten Sachsen und namentlich sein Günstling, Truchses Gunzelin, der Städte Mühlhausen und Nordhausen und gestalteten sie zu Waffenplätzen gegen den befehdeten Landgrafen Hermann I.

Und als auch diese Stürme vorübergegangen, da erfrechten sich die Grafen von Hohenstein und Reinstein, den benachbarten Städten die Viehheerden wegzutreiben, um bei ihren Bankets den leckeren Gästen wohlfeile Braten zu reichen. Auch Mühlhausen hatte diese Freikäuferei schon öfter erduldet, und da endlich die Bürger in verzeihlicher Entrüstung ein solch räuberisches Handwerk mit dem rechten Namen nannten, da wagten die Grafen, „die Pfahlbürgerstadt“ — wie Mühlhausen und vielleicht jede Stadt von den hochgebietenden Herren spottweise getauft ward — mit Krieg zu überziehen. Aber siehe! die gerechte Sache triumphirte; denn die Grafen wurden bei Höngeda gefangen genommen, und mußten sich nach langer Haft bequemen, zur Rettung ihres Leibes und Lebens die Stadtmauern über 8 Fuß erhöhen zu lassen (1221) *).

Wie aber alle Reichsstädte das lockende Augenmerk adeliger Buschklepper waren, welche ihren leeren Säckel gern mit den goldenen Früchten der betriebsamen Bürger füllten: so war auch Mühlhausen den unaufhörlichen Neckereien und Brandschatzungen freibeuterischer Ritter und Knechte Preis gegeben, denen der wachsende Reichthum der Städte wohl ein Dorn im Auge, aber auch eine willkommene Beute war. Und selbst die Fürsten verschmähten es nicht, die freien Städte nach und nach mit ihren Fesseln zu umstricken, und sie den Grenzen ihrer Besitzungen einzuverleiben. Und einen solchen Anschlag gedachten denn mehre verbündete Fürsten, und zwar auf dem Wege der List, auch gegen Mühlhausen auszuführen.

Es war am Sonnabend vor Cantate des Jahres 1249. Noch hüllt der Morgennebel Wald und Flur in seinen düstern Schleier, als der Stadt ein langer Zug von Wagen naht, mit ausgespannten Tüchern dicht verhängt. Am Thore angehalten und nach ihrer Ladung und ihrem Ziele befragt, erklären die Fuhrknechte, daß sie Getreide zu Markte bringen. Man hat ihres Zweckes kein Arg und läßt sie passiren. Und so eben wollte der letzte Wagen durch das offene Stadtthor fahren, als sich eine Kette am Geschirre loshakt und die Radespeichen brechen. Sogleich eilen die Bürger aus ihrem Wachstübchen

---

„Als man schrieb tausend zweihundert allein,
Ward die Stadt Mühlhausen ummauert mit Stein
Vom Abt Conrad von Matias genannt,
Der Zeit im Reich gar wohl bekannt.“ —

so bezieht sich das entweder auf die Aufnahme der Vorstädte in den Mauerring, oder auf die Reparatur der durch Heinrich den Löwen zerstörten älteren Stadtmauer.

*) Andere Chronisten verlegen diese Fehde in das Jahr 1343 und nennen die Grafen von Reinstein und Werningerode.

herbei, um mit dienstfertigen Händen dem ängstlichen Knechte beizustehn. Da glauben sie in dem Schooße des Wagens bald ein dumpfes Husten, bald ein leises Flüstern zu hören. Flugs reißen sie das Plantuch herab, und statt der vollen Getreidesäcke finden sie — bewaffnete Söldner, gedungen, sich des Stadtthors zu bemächtigen und den in der Nähe lauernden Rotten den Eingang zu sichern. Sogleich läßt die Wache das Fallgitter sinken und eilt auf das Rathhaus, den heimtückischen Ueberfall zu berichten. Bald ertönen von allen Thürmen die Sturmglocken, und aus allen Straßen eilen die Zünfte bewaffnet herbei. Ehe noch die feindlichen Schaaren sich aus ihren Hüllen wickeln und zur Wehre stellen, sind die Wagen bereits umzingelt und die Kriegsknechte entweder gefangen oder niedergehauen. Nur Wenigen gelingt die Flucht. — Auf diese Weise entging die freie Stadt einem Schicksale, das unheildrohend seine Arme nach ihr ausstreckte und sie durch List und Gewalt in die Sphäre der Knechtschaft hinabdrängen wollte.

An diese Begebenheit reiht sich ein anderes trauriges Ereigniß, welches fast zwei Jahrhunderte mit dumpfer Schwere auf der Stadt Mühlhausen lastete und sie belehrte, daß die Selbsthülfe, wenn auch durch dringende Noth geboten, vor dem Forum des Gesetzes nicht immer gerechtfertigt erscheint.

Schon seit grauen Jahren stand vor der Burgpforte ein Gan-Erben-Schloß (castrum imperiale), als unmittelbares Reichslehn von mehren adeligen Familien bewohnt und in dem Munde des Volks als Hainerburg bekannt, weil die von Hagen daselbst ihren Sitz gehabt. Die Burgherren, obwohl nicht geistlichen Standes, hielten sich zu dem Orden der Johanniter, und ließen durch Priester und Scholaren ihre Sacra verwalten. Da nun das Castell mit der Ringmauer in unmittelbarer Verbindung stand, so konnte man aus demselben in die Stadt gelangen, ohne das Thor zu passiren. Dadurch aber war die Sicherheit Mühlhausens gefährdet, denn die Burgbewohner förderten nicht nur bei nächtlicher Weile verdächtige Fremde in die Stadt, sondern trachteten auch die reizenden Bürgerstöchter zu verführen und erlaubten sich allerlei Unfug. Der sorgliche Rath suchte durch Beschwerde vor dem Throne des Kaisers diesem Unfug zu steuern, und es entwickelte sich ein Prozeß, der sich durch zwei Jahrhunderte hindurch wand. Endlich errangen die Bürger den Sieg, und erhielten von Kaiser Konrad IV. — kurz vor dem großen Interregnum — die Erlaubniß, Stadt und Burg durch eine Zwischenmauer zu scheiden. Aber die Gan-Erben, entrüstet über den unerwünschten Ausgang des Prozesses, suchten die Stadt auf alle Weise zu drangsalen, und fügten durch Hetzen und Jagen in der städtischen Feldflur den Bürgern unerträglichen Schaden zu. Und als zur Zeit des Interregnums jeder Willkür die Zügel gelös't und kein richterlicher Spruch dem Frevel Grenzen setzte, wurden die Burgherren immer anmaßender und frecher, und spannten den Bogen am Ende so straff, daß — die Sehne sprang. Denn die Bürger, der unerträglichen

Neckereien müde, überfielen die Burg mit bewaffneter Hand, zerbrachen in grimmer Wuth die drückenden Fesseln der Zwingherrschaft und gönnten ihrem Rachezorn erst auf den Trümmern dieser Herrschaft Rast und Ruhe. Als jedoch nach vielen Jahren mit dem ritterlichen Rudolph von Habsburg der Geist der Ordnung und des Rechtes in Deutschlands zerrüttete Gauen zurückkehrte, siehe, da trugen die vertriebenen Burgherren ihre Klagen vor den richterlichen Thron des Kaisers, und der strenge und gerechte Rudolph, um der Welt zu zeigen, wie er jede Eigenmächtigkeit zu strafen und die Zügel seines Regiments mit kräftiger Hand zu führen wisse, sprach im Jahre 1274, als er kaum den allgemeinen Landfrieden verkündet, über die Stadt Mühlhausen das schreckliche Wort der Reichsacht, aus deren schmachvollen und drückenden Fesseln sie sich erst durch schwere Opfer und durch die Fürsprache des Bischofs von Samland zu lösen vermochte. Später aber bestätigte Rudolph voll kaiserlicher Huld ihre alten Freiheiten und Gerechtsame, verpachtete die ihm zufälligen Abgaben an den Stadtrath, sprach die Bürger von der Pflicht, sich vor dem Landgerichte zu stellen, ledig und verordnete, daß die den Bürgern gehörigen Güter nur an Mitbürger veräußert werden durften (Grashof. commen. de Mulhusa, p. 197).

Poetischer jedoch, als diese chronistische Ueberlieferung, schmückt die Sage, wenn auch mit dunkeln Trauerblumen, die Zerstörung der Hainerburg aus.

Im 13. Jahrhundert lebte zu Mühlhausen ein wackerer Schlossermeister, Namens Adam, der ein wohlangesehener Bürgersmann und Rathsherr war. Er hatte sieben kräftige Söhne und eine Tochter, Hildegard geheißen, dergleichen war nicht zu finden in allen Gauen umher, so lieblich blühte die achtzehnjährige Maid durch Schönheit und Tugend. Des Vaters Stolz und Freude ruhte im Besitze dieser Kinder und bei allen Bekümmernissen der bösen Zeit erheiterte sich seine düster Stirne, wenn man vor ihm rühmte: „Ei, Herr Rathsherr, welch ein Glück, solch einen reichen Schatz an wackern Kindern zu besitzen!“ Aber das Glück des hablichen Schlossermeisters ward gar bald gestört. Ein auf der Hainerburg seßhafter Ritter aus dem Geschlechte derer ab Indagine (von Hagen) entbrannte in unkeuscher Minne für Hildegard, des biedern Adam wunderholde Tochter. Aber seine Nachstellungen führten ihn nicht zum ersehnten Ziel. Da fügte sichs, daß bei dem Schrecken einer Feuersbrunst die Maid allein daheim geblieben war. Der buhlerische Ritter ahnte es und drang mit seinen Spießgesellen in das wehrlose Haus und schleppte die Ohnmächtige in den Gewahrsam seiner Burg, wo er mit frecher Hand den jungfräulichen Kranz zerriß und die zarte Lilie knickte. Namenlose Wuth ergriff die Bürger bei der Kunde dieses Frevels, und es ward von Rath und Bürgerschaft sofort beschlossen, die verhaßte Burg in nächster Woche zu zerstören. Aber der in seinen heiligsten Gefühlen tief verletzte Vater, von grenzenloser Rache gespornt, hatte es anders im Sinn. Schon in der nächsten Nacht waren die Ritter zu einer neuen Schandthat ausgezogen.

Da kniete Adam mit seinen Söhnen in der Kirche Mariae Virginis vor dem in hellem Kerzenlichte strahlenden Muttergottesbilde, und erflehte unter heißen Thränen den Beistand der Himmelskönigin zu seinem kühnen Werk der Rache. Und es war, als ob die heilige Jungfrau ihm gewährend lächle; und kaum überflogen die mitternächtigen Schatten des Mondes bleiches Antlitz, als die wenigen auf der Burg zurückgebliebenen Reisigen im Taumel des Schlafes von den nervigen Schlosserhänden überwältigt waren und im Burgverließe seufzten. Und aufs Neue flehten die Rächer um des Himmels Schutz und Hülfe. Da schwebte sie selbst, die Hochgebenedeite, in strahlender Glorie herab auf die Zinnen der Burg, und rüstete die betenden Streiter mit übermenschlicher Kraft. Und nun stürzten unter ihren Händen die gewaltigen Mauern krachend zusammen; nun rollten die riesigen Thürme donnernd in den Burggraben hinab; nun bebte die Erde unter dem Prasseln der Steinblöcke und des Gebälkes: — und als der Morgen graute, sieh', da war die stattliche Hainerburg in den Staub gesunken, und auf den wüsten Trümmern kniete Adam mit seinen Söhnen, und dankte der Himmelskönigin für den glorreichen Sieg. Unendlicher Jubel tönte durch das Volk, als es die gebrochene Veste sah, und Alle priesen ihren Retter und — die wunderbare Hülfe in der Zeit der Noth. Hildegard aber, die arme geschändete Hildegard, vertrauerte ihre wenigen Tage hinter den Mauern des Brückenklosters, während die Sage ihren Namen von Mund zu Mund vererbt, so daß noch jetzt Mühlhausens Mägdelein bei den fröhlichen Kirchweihtänzen die seltsame Geschichte in gar manchem Liede feiern.

Kaum aber hatte sich die bedrängte Stadt der Fesseln ihrer Zwingherren und der Schmach der Reichsacht entledigt, als Mühlhausens Bürger sich abermals gezwungen sahen, die Waffen zu ergreifen. Adolph von Nassau, der sich die Huldigung der thüringischen Erbländer, die er von Albrecht dem Unartigen gefeilscht, erzwingen wollte, durchzog mit seinen zügellosen Horden das arme Thüringen, und schrieb seinen Namen mit blutigen Zügen in das Buch der Geschichte. Im Kloster zu Raspenburg schändeten seine entmenschlichten Söldner alle Nonnen, deren Alter noch nicht jede Blüthenspur von ihren Wangen gestreift hatte; in Gangloffsömmern entkleideten sie eine greise Frau mit schamloser Hand, bestrichen ihren Körper über und über mit Theer, wälzten sie in den Flaumfedern zerrissener Betten und schleppten nun das jammernde Opfer ihres teuflischen Muthwillens, mit einem Stricke um den Hals, unter Hohngelächter und Mißhandlungen durch das Lager. Der Kaiser aber lächelte über die Gräuel seines Heeres, und als der Graf von Hohenstein es wagte, ihm desfallsige Vorstellungen zu thun, da zürnte er dem Kühnen zu: „Ich kann meine Soldaten nicht im Schubsacke führen!" Und mit diesen Rotten zog denn Adolph nach Mühlhausen. Willig öffnete die Stadt dem Kaiser die Thore. Kaum aber waren die entzügelten Schaaren eingerückt, als sie auch hier, von Sinnlichkeit und Raubgier gestachelt, Ausschweifungen auf Ausschweifungen

Frevelthaten auf Frevelthaten häuften. Von allen Seiten drangen bittere Klagen zu des Kaisers Ohr. Dieser aber, um die rohen Kriegsknechte durch maßlose Nachsicht mit immer stärkeren Banden an sich und sein Interesse zu fesseln, blieb den flehenden Stimmen der hart bedrängten Bürger taub. Da faßten sie abermals (1294) in ihrer Verzweiflung die rettende Hand der Selbsthülfe, und abermals riefen die Sturmglocken die wehrhaften Bürger zusammen, und bald erschallte in allen Straßen das Wuthgeheul der Angreifenden, der laute Jammer der Verwundeten, das leise Stöhnen der Sterbenden. Am heißesten und blutigsten tobte der Kampf auf dem Obermarkte, aber überall blieben die Mühlhäuser Sieger. Das kaiserliche Heer, nachdem ihm die uralte Lehre: „daß des Bürgers Arm riesenstark wird, wenn er für den eigenen Heerd und zum Schutze der Seinen die Waffen schwingt", mit blutigen Zügen aufs Haupt geschrieben, floh in wilder Verwirrung; kaum entging der Kaiser selbst, in unkenntliche Gewänder gehüllt, der Rache der wüthenden Bürger. Das Thor, durch welches Adolph sich mit seinem flüchtigen Heere gerettet, stand am alten Blobach, wurde aber bald darauf zugemauert und durch ein anderes, das Schaffenthor (Schafthor?) ersetzt.

Die Kriegsfackel war aber noch immer nicht ausgelöscht. Mühlhausen, nachdem es im Bunde mit Erfurt und Nordhausen (1303) gegen den Burggrafen von Kirchberg gezogen und dessen Schlösser Greifberg, Windberg, Kirchberg und Lehsten erobert hatte, knüpfte das Band, welches die Schwesterstädte zum Schutz und Trutz um sich geschlungen, immer fester. Und als die Vögte des ländersüchtigen Kaisers Albrecht von Habsburg den trotzigen Eisenachern gegen ihren Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange zu Hülfe zogen, da schlossen sich die Bürger von Erfurt, Nordhausen und Mühlhausen dem Zuge an (1306), weil sie behaupteten, der Landgraf kränke sie in ihren Ehren, Freiheiten und Rechten, indem er von jeder Mark ihres Vermögens 1 Loth Bete fordere und ihnen verbiete, die Frechheit adeliger Räuber zu züchtigen, und belagerten unter dem königlichen Anführer Wilnau die Wartburg. Nachdem aber in der blutigen Schlacht bei Lucca Friedrich I. seine Feinde gezüchtigt, richtete er seinen Rachezug gen Mühlhausen und Nordhausen, und strafte die kriegslustigen Städte mit Feuer und Schwert. Und ihre demüthigen Bitten um Gnade und Schonung hörte und gewährte er erst dann, als sie ihrem Bündnisse mit den Erfurtern entsagt und durch Goldes Klang den Zorn des Landgrafen beschwichtiget hatten.

Und nun freute sich Mühlhausen endlich eines süßen Friedens, und in dem Schatten dieser Himmelspalme keimten und blühten alle Zweige der Industrie. Und diese Blüthen trugen goldene Früchte, also daß es die mächtige und weit verbreitete Hansa nicht unter ihrer Würde hielt, ihr ehrenvolles Band auch um Mühlhausen zu schlingen. Der wichtigste Erwerbszweig war die Fabrikation gefärbten Tuches, das einen lebhaften Handel, insbesondere nach Rußland (in manchen Jahren wurden über 10,000 Stück versendet), reiche Wege bahnte. Als aber die Fabrikherren sich erdreisteten, die Tücher unter

der gewöhnlichen Ellenzahl zu weben und sich doch dieselben Preise zahlen zu lassen, legte die Hansa (1425) ihr Voto ein und suchte die Würde des siebenten Gebotes aufrecht zu erhalten.

Indessen welkten die zarten Blüthen des Friedens gar bald. Kaiser Ludwig der Baier hatte (1320) seine Tochter Mechtildis dem mächtigen Markgrafen von Meißen, Friedrich II. verlobt. Aber die Braut war von der Natur gar stiefmütterlich ausgestattet. Ein Fall aus der Wiege hatte ihr einen Höker aufgebürdet, durch eine bösartige Krankheit war das linke Auge geborsten, und der von ihrem Vater ererbte große Mund vollendete ihre Häßlichkeit. Diese mißfällige Aussteuer der Natur gedachte Ludwig durch eine glänzende Aussteuer vergessen zu machen, indem er seinem Eidam mehre Reichsstädte, unter denen auch Mühlhausen, zum Heirathsgute überwies. Mühlhausen aber sträubte sich hartnäckig gegen die ungebührlichen Anmaßungen des Reichsoberhauptes und berief sich auf die Freiheitsbriefe, welche Heinrich der Finkler, Konrad IV. u. a. der getreuen Stadt für geleistete Dienste ertheilt hatten. Dieses Sträuben gegen eherne Fesseln wurde aber für strafbare Widersetzlichkeit erklärt und — die Reichsacht über die unglückliche Stadt abermals ausgesprochen. Nun welkten, wie von einem Gifthauche berührt, die Blüthen der Gewerbe und des Glücks, nun stockte der Verkehr, nun traten alle Räder der Betriebsamkeit aus ihren Fugen; und die arme Stadt sah sich gezwungen, ihre goldbeschwerte Hand dem Kaiser zur Versöhnung zu bieten. Erst als das Opfer von 5000 Mark des feinsten Silbers auf dem Altar seines Zornes niedergelegt war, nahm er den harten Spruch zurück. Der unaufhörlichen Hudeleien müde, beschloß nun endlich die Bürgerschaft, sich die völlige Reichsunmittelbarkeit (das Vorrecht, Niemandes Vasall zu sein) zu erwerben. Der Antrag fand bei dem Kaiser, der, um seine Streitigkeiten mit den Päpsten auszufechten, eines vollen Säckels bedurfte, gnädiges Gehör, und Mühlhausen erkaufte in dem Jahre 1337 (Andere: 1332) für 1000 Mark Silbers (etwa 13,000 Thaler) nicht nur das gewichtige Reichsschuldheißenamt und streifte damit alle Fesseln einer auswärtigen Gerichtsbarkeit von sich ab, sondern auch im folgenden Jahre für denselben Preis alle übrigen in der Stadt und deren Gebiet dem Kaiser und Reich zuständigen Nutzungen und Gerechtsame.

Nun schwebte vielleicht ein Jahrzehend hindurch der Engel des Friedens und des Segens über der vielgeprüften Stadt. Da schwang ein finstrer Geist, der Geist des Fanatismus, wie er entfesselt durch Thüringen wüthete, auch in Mühlhausen seine blutige Geißel; und es sträubt sich die Hand, den Vorhang zu lüften, hinter dessen Falten das schauderhafte Drama: „Die Ermordung der Juden", unsern entrüsteten Blicken vorüberzieht.

Unerhörte Landplagen hatten die Herzen mit Angst und Schrecken erfüllt. Die Pest, ein unerbittlicher Würgengel, war durch Thüringens Gaue gezogen und hatte die blühendsten Städte entvölkert. Auch Mühlhausen wußte sich vor dem schrecklichen Gaste nicht zu bergen, und nicht selten fielen an einem Tage 50 bis 60 Menschen

als Opfer der verheerenden Seuche. Da haftete plötzlich der Blick des Entsetzens an dem armen Volke, das der Fluch des Schicksals in alle Erdwinkel zerstreut und unversöhnlicher Verachtung Preis gegeben hatte. Die fanatische Geistlichkeit schürte die Flamme, und mit einem Male dröhnte der laute Weheruf von Mund zu Mund: Die Juden haben aus unersättlicher Rache gegen die Christen die Brunnen vergiftet und dem gierigen Tode Thür und Thor geöffnet! Dies war die Losung zum allgemeinen Judenmorde. Tausende starben unter den Händen des ergrimmten Volkes; Tausende wurden hab- und obdachlos in die Wälder getrieben; Tausende wurden lebendig verbrannt, ersäuft und auf die gräulichste Weise zu Tode gemartert. In Mühlhausen begann das empörende Trauerspiel am Dienstage nach Invocavit 1349 und gegen 300 Juden fielen als Opfer einer unbegreiflichen Verblendung und eines mißgeleiteten Glaubenseifers. Noch hat sich ein Brief erhalten. in welchem Landgraf Friedrich der Ernsthafte die verblendete Stadt zu diesem schauderhaften Trauerspiele, gleich wie zu einem feierlichen Gottesgerichte, auffordert, den wir als ein merkwürdiges Actenstück abergläubischer Verirrung unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

„Ihr Rathsmeistern und Rath der Stadt Mühlhausen, wysset, daß wir alle unsere Juden haben lassen bornen, alse wit unsre Lande syn, umme de grosse Bosheit, dy sy an der Chrystenheit han gethan, wan sy die Chrystenheit gar wollen tod han, mit Vergift, dy sy in alle Borne geworfen han, dessen wir gentlich Vrkund davon han, dat dat war is. Darum rathen wir uh, deß yr uwer Joden lasset toden, Gotte zu lobe, daß die Chrystenheit noch nicht geschwächt von In werde u. s. f."

Bald darauf (1354*) züchtigte Friedrich, auf Bitten der Grafen von Hohenstein, die Räuber des Schlosses Erichsberg (Elsterburg?) und die Städte Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen stellten dazu ihre tapferen Mannnen. Indessen waren die siegreichen Grafen unbequeme Nachbarn, also daß die genannten Städte gegen deren Bedrückungen ein Bündniß schlossen, und in der Fastenzeit des Jahres 1376 gegen sie zu Felde zogen und mit Sengen und Brennen 14 Tage lang in ihren Dörfern haus'ten. Aber die Grafen gewannen den mächtigen Herzog Otto von Braunschweig zu ihrem Bündner, griffen die Feinde auf ihrem Rückzuge in einem engen Thale, wo sie ihre Mannschaft nicht zusammenziehen konnten, tapfer an und fingen und erschlugen so Viele, daß nur Wenige als Boten des Unglücks ihre Heimath erreichten.

Im Jahre 1384 schloß Landgraf Balthasar zur Aufrechthaltung des Landfriedens mit den Städten Erfurt und Mühlhausen ein Bündniß,

*) Andere, z. B. Herzog in seiner thüring. Gesch. S. 363, verlegen diese Fehde in das Jahr 1346.

woraus die eigenthümliche Stellung derselben, den Landgrafen gegenüber, deutlich in die Augen springt. Denn es versprach derselbe, zur Zeit der Noth ihnen treulich beizustehen und ihre Freiheiten zu sichern, während sich die Städte verpflichteten, bei obwaltenden Zwistigkeiten den Ausspruch eines Schiedsrichters anzuerkennen, und keinem der landgräflichen Dienstleute, die sich vor dem Zorne ihres Herrn geflüchtet, Schutz zu gewähren.

Aber ungeachtet dieses Bundes zog doch schon im Jahre 1400 eine schwere Gewitterwolke über Mühlhausen herauf und entlud ihre zürnenden Blitze auf die arme Stadt. Es hatten nämlich einige Mönche unter den Linden am Blobache eine Hostie gefunden, mit Blutstropfen gezeichnet und mit wunderthätiger Kraft begabt. Zahllose Schaaren zogen dahin, sahen, hörten, staunten und — opferten. Da ward denn, um die reiche Quelle nicht versiegen zu lassen, unter den weitästigen Linden des Blobachs eiligst eine kleine Kapelle erbaut und dem heiligen Johannes gewidmet. Siehe, da erschien am Tage Petri und Pauli ein Provisor des Bischofs von Mainz, dem die wunderbare Kunde zu Ohren gekommen, und versammelte die Beisassen des Rathes und erklärte ihnen, daß die geheimnißvolle Hostie ein Werk des Teufels, ihre gläubige Verehrung aber ein gar schwerer Frevel gegen die heilige Kirche sei. Man begab sich sofort in die Kapelle und siehe! die hellrothen Blutstropfen waren kohlschwarz geworden. Und alsobald ward die Hostie zerbrochen und in die Erde gescharrt, der wohlfürsichtige Provisor aber nahm das von milden Händen gespendete Wachs nebst dem vorräthigen Opfergelde (gegen 58 Schock Groschen), befahl die Niederreißung der Kapelle und begab sich in sein Kloster zurück. — Aber damit war die Sache noch nicht abgethan. Denn — ob der Herr Provisor (er hieß Ludwig von Binfort) eine freundlichere Aufnahme und eine tiefere Devotion im Mühlhausen erwartet oder ob er den eigenmächtigen Bau der Kapelle und die ohne päpstliche Genehmigung gestatteten Wallfahrten zu der Wunderhostie in der That für einen schweren Frevel hielt: — genug, er verklagte die Stadt vor dem römischen Stuhle und — der Bannstrahl flammte mit allen seinen Schrecken auf Mühlhausen hernieder, und konnte erst im Jahre 1416 durch demüthiges Flehen und reiche Opfer gelöscht werden.

So hatte die arme Stadt vieles erduldet, die Schmach des Bannes und der Acht, die Verheerungen der Pest und des Krieges, Sturm- und Schloßenwetter, Feuer- und Wassersnoth: da dämmert, ob auch von düsterem Gewittergrauen umflort, der Morgen einer neuen schöneren Aera, und auf ihrer Schwelle grüßen uns von einem Strebepfeiler der kolossalen Marienkirche herab — drei in Stein gehauene Rebhühner.

In jenen Tagen nämlich, als das freie Wort des Augustinermönches gleich einem Morgenstern den nächtigen Himmel durchstrahlte, saßen zu Mühlhausen vor der gefüllten Weinkanne zwei Prälaten, welche ihren ehrwürdigen Bäuchen so eben ein reichliches Trinkopfer brachten.

Und als nun die Zungen gelös't, da lenkte sich das Gespräch gar bald auf den raschen Fortgang der Reformation, und die peinliche Frage, ob die neue Lehre bei den rechtgläubigen Gesinnungen des Rathes früher oder später auch in die Stadt Mühlhausen einziehen werde, ward mit manchem Pro und Contra hinter den schäumenden Bechern verhandelt. Endlich zürnte einer der geistlichen Streiter, während ihm in Erwartung der feisten Vögelein, welche die bereits gedeckte Tafel zieren sollten, der Mund wässerte, gleichsam prophetischen Geistes: „So wenig die drei Rebhühner, so eben in der Küche am Spieße gedreht, davon fliegen, eben so wenig wird die ketzerische Lehre des Augustinermönchs jemals in dieser guten Stadt mächtig werden." Aber siehe, kaum war das hochfahrende Wort den Lippen entflohn, als den stutzenden Prälaten aus der nahen Küche ein buntes Flattern und Girren, wie von einem aufgescheuchten Rebhühnervolke, in die Ohren schrillte. Wie von einem pänischen Schrecken gejagt, eilten die geistlichen Zecher von hinnen, denn das Wunder vor ihren Augen hatte sie nicht blos um ihre papistische Hoffnung, sondern auch um ein leckeres Mahl betrogen. Und die Rebhühner schwirrten fröhlich davon. Als sie aber auf einem Strebepfeiler der nahen Marienkirche rasteten, da wurden die drei Herolde des dämmernden Lichtes urplötzlich in Stein verwandelt, und sitzen noch jetzt, als Träger der Sage, ein sichtliches Wunder.

Und die Rebhühner sind zu Propheten geworden. Denn obwohl die feierliche Einführung der Reformation unter allen Städten Thüringens gerade in Mühlhausen am spätesten erfolgte, weil der papistische Rath, durch dessen Organ der glaubenseifrige Herzog Georg von Sachsen (1535) der schwankenden Bürgerschaft 10,000 Gulden bot, wenn sie in dem Schooße der allein selig machenden Kirche verbleiben wolle, mit hartnäckigem Wahn des alten Glaubens morschen Bau zu stützen und zu halten suchte: so hatte doch gar bald das Licht der besseren Erkenntniß auch durch Mühlhausens Mauern sich Bahn gebrochen, und schon im Jahre 1522 wagten es evangelische Prediger — unter denen Johannes Lau, der, eben so unwissend als sittenlos, nach wenigen Wochen das Feld zu räumen gezwungen ward, — dem staunenden Volke die ersehnte Freiheit zu verkünden.

Während aber noch das Licht mit der Finsterniß kämpfte, gohr und kochte in dem Schooße der evangelischen Kirche ein verheerender Vulkan — der Bauernkrieg. Und waren nicht die Funken desselben, die, zur riesengroßen Brandfackel emporgelodert, stille Klostersitze und stolze Ritterburgen in den Staub warfen, friedlichen Bürgersinn zur Empörung reizten und Thüringens blühende Fluren mit einem Lavastrome namenloser Gräuel überflutheten, waren sie nicht zum Theil in Mühlhausen entglommen? Denn am Sonntage Septuagesima des stürmischen Jahres 1523, als daselbst ein Bierausrufer von einem hohen Steine an dem Eckhause der Marktstraße herab seines Amtes gewartet hatte, bestieg ein fremder Mann den steinernen Rednerstuhl, um, wie er zu prahlen sich erkühnte, „dem gedrückten Volke ein anderes und besseres Bier zu verkündigen." Neugierig strömten die

Schaaren der Bürger herbei und horchten mit unverhehlter Freude dem ergötzlichen Gespött des kecken Predigers, der die katholische Kirche und ihre Gebrechen zur Zielscheibe seines eifernden Witzes erkor.

Dieser fanatische Redner war ein aus dem Kloster Reifenstein entwichener Mönch, Heinrich Pfeifer, auch Schwertfeger benannt. Je unverschämter er die Geistlichen in Kirchen und Klöstern durch seine beißenden Reden an den Pranger stellte, desto wilder jubelte das Volk, und als sogar der freche Mönch mit seiner giftigen Lästerzunge auch die weltliche Obrigkeit der Stadt, die sich die Gunst der Bürger nicht zu sichern wußte, begeiferte, da ward sein Anhang immer größer, seine Macht immer bedenklicher. Und nun wagte es der wohlweise Rath, der sich die drohende Zersplitterung aller kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse nicht länger verhehlen konnte, den gefährlichen Unruhstifter in die Grenzen der Ordnung und des Gehorsams zu weisen. Pfeifer aber, auf die Gunst des aufgewiegelten Pöbels gestützt, erklärte unumwunden: „Der Rath habe ihm nichts zu befehlen, denn er rede aus Gott.“ Als aber nun derselbe dem widerspenstigen Mönche gebot, vor seinen Schranken zu erscheinen, da erfrechte sich der übermüthige Gesell, mit seinen tobenden Rotten, die sich ihm mit Gut und Blut verschrieben hatten, das unbewehrte Stadthaus zu überfallen und mit donnernden Worten den rathlosen Rath, der sich frevelnd unterfangen, einen Mann Gottes vor seinen Richterstuhl zu entbieten, in das Antlitz zu schmähen. Und die zitternden Herren entschuldigten sich mit stammelnder Zunge. Denn die bewaffneten Spießgesellen standen drohend zur Seite des Mönchs, auf seinen Wink bereit, die erste Scene des dreißigjährigen Krieges schon jetzt zu executiren und die Rathsherren aus den Fenstern zu werfen. Nun durchbrach der Sturm des Jubels und der Frechheit alle Dämme. Wie nach einer gewonnenen Riesenschlacht wurde Pfeifer im Triumphe heimgetragen und ward von Stunde an der Abgott des blinden Volkes.

Bald gewann er einen gleichgesinnten Bundesgenossen in dem Oldisleber Mönche Matthias Hildebrand, der zuerst am Sonntage nach dem Osterfeste (1523), und zwar auf dem Blobache, mit den giftigen Waffen der Schmähsucht gegen die Thorheit des Ablasses und die Habsucht der Kirche zu Felde zog. Und endlich gelang es den beiden Baalspfaffen, sich den Eingang in die vor dem Felchtaer-Thore gelegene Nicolaikirche zu erzwingen, und mit ruchlosen Predigten die Flammen der Empörung in den offenen Gemüthern anzufachen. Der Zulauf war grenzenlos und die heilige Stätte sanctionirte, nach dem Wahne des befangenen Pöbels, das jeder göttlichen und weltlichen Ordnung feindliche Treiben. Endlich — am 16. Juni 1523 — loderte der glimmende Funke zur verheerenden Flamme empor.

„Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tiegers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn«

Mit dem erwachenden Tage waren auch die grimmmigsten Leidenschaften wach. Der Obermarkt und die nächsten Straßen hallten von dem Mordgetümmel wilder Schaaren, von entsetzlichem Waffengeklirr und dem gellenden Geheul der Sturmglocken schauerlich wieder. In zügellosen Haufen zog der tolle Pöbel vor das Rathhaus und forderte mit trotzigem Geschrei augenblickliche Erledigung seiner Beschwerden. Der bedrängte Rath erbat sich Bedenkzeit. Aber Pfeifer eilte, durch begeisternde Exclamationen den ausgestreuten Samen der Zwietracht zu nähren, und die erhitzten Gemüther immer mehr und mehr zu entflammen. Da meldete der wackere Syndicus Dr. Ottera den erbleichenden Rathsherren den völligen Ausbruch der Empörung. Vergebens vertheidigte die wohlgeübte Stadtmiliz die Pforten des Rathhauses, vergebens eilten die besser gesinnten Bürger kampfgerüstet herbei: — nach einem vierstündigen blutigen Gemetzel waren die Vertheidiger des Stadtheiligthums zurückgedrängt, und die gesetzlosen Aufwiegler dictirten Gesetze. Der Rath war verstummt. — Nun stürmte eine Abtheilung der siegestaunkenen Rotte das dem Rathhause benachbarte Barfüßerkloster, erbrach die Thüren der Keller und Speisekammern, raubte die heiligen Gefäße aus der Klosterkirche und zertrümmerte Alles, was die räuberische Gier nicht essen und trinken oder als willkommene Beute hinwegtragen konnte. Und ein gleiches Schicksal erfuhr das Kloster „der weißen Frauen" in der Brückengasse. Während aber die zeitige Priorin, Maria Straube, zitternd und verzagt ihre geistlichen Töchter in die verborgensten Gemächer flüchtete, harrten viele derselben frohen Muthes ihrer Befreier. Denn Luthers Schrift: „Ursach und Antwort, daß Jungfrauen die Klöster ohne Sünde entlassen mögen," hatte bereits den Weg in die Zellen und Herzen gefunden, und in den Bräuten des Himmels eine tiefe Sehnsucht geweckt nach irdischer Gattenliebe und nach irdischem Mutterglück. War es sonach ein Wunder, daß 14 Klosterfrauen unter dem Schutze des siegreichen Pöbels den beengenden Mauern Valet sagten und lebensfroh in die Arme des Lebens sich warfen?! —

Viele der besser gesinnten Bürger aber, und insbesondere die Patricier, die mit trüben Augen und mit klopfendem Herzen in die Zukunft sahen, kehrten bis auf bessere Zeiten ihren heimischen Penaten den Rücken.

Es konnte nicht fehlen, daß die in allen Theilen des fränkischen und thüringischen Landes brausende Gährung die Hoheitsträger des Reichs mit mancherlei Besorgnissen erfüllte. Die Fürsten hatten jedoch ihre Gründe, anfangs nur mit milden Waffen gegen den unerhörten Unfug anzukämpfen. Darum wurde auf der Reichsversammlung zu Nürnberg über die Mühlhäuser Gräuel lange verhandelt, bis endlich in Folge dieser Verhandlungen ein offener Brief des seinen kaiserlichen

Bruder auf dem Reichstage vertretenden Erzherzoges Ferdinand an den Rath zu Mühlhausen erging, der die feige Duldsamkeit desselben rügte, und mit dem gemessenen Befehle schloß, die Prediger der neuen Lehre aus dem Weichbilde der Stadt zu verbannen.

Von dem kaiserlichen Schreiben geschirmt und gestützt auf seine hinreißende Beredtsamkeit, wagte es nun der volksthümliche Syndicus Ottera, am Tage St. Bartholomäi den versammelten Bürgern ein so trübes Bild ihrer Gegenwart und Zukunft vor die Seele zu halten, daß sie alle zumal davor erschraken und die Rädelsführer der Empörung aus der Stadt verwiesen. Hildebrand suchte für seine entsetzliche Thätigkeit ein anderes Feld, während sich Pfeifer gar bald wieder in die Mitte seiner Getreuen einschlich und die glimmende Asche zu neuen Flammen schürte.

Selbst die Frauen wurden bald von diesen Flammen ergriffen. Am 3. Weihnachtstage 1523 rottete sich ein Haufe wüthender Weiber zusammen und verfolgte, eine Schornsteinfegersfrau an ihrer Spitze, mit gezückten Ofengabeln und drohenden Kehrbesen den Pfarrer der Hauptkirche St. Blasii, an dessen Leben mancher Flecken haftete, bis er, vor Angst und Erschöpfung halbtodt, in ein befreundetes Haus entschlüpfte und den wüthenden Erinnyen entging. Diese aber, als sie die Pforte des von dem Pfarrer erkorenen Asyls nicht zu sprengen vermochten, stürmten in seine Wohnung und entschädigten sich durch Plünderung und Zerstörung für ihren ungestillten Blutdurst. „So werden Weiber zu Hyänen und treiben mit Entsetzen Scherz."

Alles das war aber nur das Vorspiel zu der schrecklichen Tragödie, die sich bald darauf das unglückliche Mühlhausen zu ihrer Bühne erkor.

Im Sommer des Jahres 1524 saßen an einem schwülen Abende mehre der einflußreichsten Anhänger Pfeifers, und namentlich der Kürschner Röder, Georg Maternus und Sebastian Kühnemund, einmüthig bei einander und freuten sich des Sieges, welchen ihre — wie sie wähnten — gute und gerechte Sache überall erringe. Insbesondere war Thomas Münzer, der die blutige Fahne der Freiheit zu Allstädt aufgepflanzt, der blendende Stern, nach welchem ihre umnachteten Blicke sehnend schauten. Und so eben hatte es Einer dem Andern geklagt, wie der gottgesendete Retter, aus Allstädt vertrieben, unstät durch die Länder irre, da meldet der vor der verschlossenen Thüre wachthaltende Bündner, daß ein fremder Reitersmann, in einen grauen Mantel gehüllt, den Kürschnermeister Röder insgeheim zu sprechen wünsche. Vorsichtig schleicht derselbe in die dunkelnde Hausflur hinab und — wer malt sein Erstaunen und seine Freude, als er den vergötterten Münzer vor sich sieht. Ein Festjubel erfüllt die Gemüther der Versammelten. Noch in später Nacht wird Pfeifer in den trauten Kreis geladen, bis mit dem dämmernden Morgen Münzer in das Haus des Kürschnermeisters schleicht, das ihm derselbe in der Margarethen-Vorstadt zur freien Disposition gestellt. —

Aber nicht lange litt es den Propheten des neuen Lichtes in seinem einsamen Versteck. Ja, er wagte sich sogar mit keckem Muthe auf die Kanzel der Nicolaikirche, und der Zudrang der Menge zu dem gewaltigen Redner war so groß und die Aufregung des Volkes so bedenklich, daß der eingeschüchterte Rath den Freiheitsprediger ungefährdet gewähren ließ.

Das Gerücht von Münzers Anwesenheit in Mühlhausen erreichte auch die Ohren Luthers, der sich damals in Weimar aufhielt und „wider die mordischen und reubischen Rotten der Bawren" unablässig donnerte. Allen Gräueln der Empörung abhold, schrieb er alsogleich an den (papistischen) Rath und die Bürgerschaft der Stadt Mühlhausen *):

„Gnade und Friede in Christo Jesu!

Ehrsame, Weise, Liebe Herrn! Es haben mich gute Freunde gebeten, nachdem es erschollen ist, wie sich einer, genannt M. Thomas Münzer, in Eure gute Stadt begeben, Euch zu rathen und zu warnen vor seiner losen Lehre, welches ich denn aus christl. Pflicht und Treue Euch zu gut nicht habe unterlassen wollen; wäre auch gar willig und geneigt gewesen, weil ich hier hausen bin im Lande, selbst persönlich zu Euch zu kommen, aber mein Geschäft mir weder Zeit noch Raum läßt. Bitte derohalben, wollet gar fleißig Euch fürsehen vor diesem falschen Propheten, der in Schafskleidern daher geht und ist inwendig ein reißender Wolf. — —

Sollte Euch aber meine Rede nicht bewegen, so thut doch also und verziehet die Sache mit einem Aufschub, bis Ihr baß erfahret, was es für Kinder sind; denn es ist angangen und wird nicht lange im Finstern bleiben.

Treulich meine ich's mit Euch, das weiß Gott, und wollt Eurer Gefahr und Schaden zuvorkommen, wo es Gott wollt. Dessen, hoff ich, sollt Ihr mir selbst gut Gezeugniß geben, Denn ich mich ja rühmen kann in Christo Jesu, daß ich mit meiner Lehre und Rath Niemand je Schaden gethan hab, noch gewollt, wie dieser Geist vor hat; sondern bin Jedermann tröstlich und behülflich gewesen, daß Ihr diesen meinen Rath ja billig nicht Ursach habt, zu verachten. Wo Ihr aber solches verachtet, den Propheten aufnehmt und Euch Unglück daraus entspringt, bin ich unschuldig an Eurem Schaden, indem ich Euch christlich und freundlich gewarnt habe u. s. f. Gott geb Euch seine Gnade, seinen göttlichen Willen zu erkennen und zu vollbringen! Amen.

Weimar, am Tage Assumt. Mariae A. 1524.

Dr. Mart. Luther.

---

*) Wir theilen dieses Sendschreiben Luthers, das sich nicht in allen Ausgaben seiner Werke findet, wenigstens im Auszuge mit.

Aber Gott versagte ihnen — oder sie verscherzten vielmehr die Gnade, seinen Willen zu erkennen und zu vollbringen. Denn der wohlgemeinte Warnungsbrief verhallte fruchtlos, theils weil es der papistische Rath für schimpflich hielt, den Worten eines Ketzers sich zu fügen, theils weil seine innere und äußere Kraft das aufrührerische Volk nicht mehr zu bewältigen wußte.

Und so geschah es, daß Münzer und Pfeifer, ungeachtet der drei Donnerbüchsen, die auf der Höhe des Blobachs aufgepflanzt waren, den Stachel ihrer Predigten von Tag zu Tage schärften und daß sich die alten, ehrwürdigen Bande der Ordnung und des Gehorsams immer sichtlicher lös'ten. Ueberflügelnd ward die Stellung des schrankenlosen Pöbels zu dem ohnmächtigen Stadtregimente und am dritten Weihnachtsfeiertage (1524) erneuerten sich die Schreckensscenen des vorigen Jahres. Und je größer die Zahl der Schwindler ward, denen vom Eichsfelde und aus den Grafschaften Hohenstein und Mannsfeld die eifrigsten Anhänger zuströmten, desto schneller brach der altgewohnte Damm der Bürgerpflicht unter den brausenden Wogen zusammen.

In den ersten Tagen des verhängnißvollen Jahres 1525 stürmte die aberwitzige Rotte die herrliche Domkirche St. Blasii in der Altstadt, zertrümmerte den kunstreichen Hochaltar, warf die Statuen der Heiligen von ihren Postamenten, zerstörte mit frevelnder Hand die Grabmäler der Väter und Wohlthäter der Stadt und wühlte geldgierig in ihrem schlummernden Staube. Am heiligen Dreikönigstage wiederholten sich diese Auftritte des abscheulichsten Vandalismus in der prachtvollen Marienkirche anf dem Obermarkte. Die herrlichen Bildsäulen, welche das Hauptportal schmückten, wurden in den Staub geworfen, die Grabmäler der Kreuzritter zertrümmert, die reichen Zierden, welche die Kunst an den Altären fast verschwendet hatte, zerstört. — Am Aschermittwoch wählten die Empörer ihren Liebling, Thomas Münzer, zum Prediger der geschändeten Marienkirche, und an demselben Tage musterte der Schwärmer, wie ein berufener Feldherr, seine jauchzende Schaar und führte sie noch einmal zur räuberischen Nachlese in die verwüsteten Klöster.

Aber auch an's Heiligthum der bürgerlichen Ordnung legte der freche Haufe gar bald die sündige Hand. Denn da der Rath das frevelnde Ansinnen, die Rädelsführer Münzer und Pfeifer als ihre Mitgenossen zu begrüßen, entschieden zurückwies, so lud Münzer am Dienstage nach Reminiscere die Bürgerschaft in die Marienkirche und verkündigte mit lauter Stimme die Errichtung eines neuen, sogenannten „ewigen Rathes", dessen Präsidium die Verblendeten in die Hände ihres Wortführers und seiner Gesellen und Freunde, des Sebastian Kühnemund und Heinrich Baumgarten, legten. Am folgenden Sonntage aber huldigten die Bewohner Mühlhausens freiwillig oder gezwungen dem neuen Rathe, während Münzer durch die Realisirung seines Lieblingsgedankens, die Einführung apostolischer Gütergemeinschaft, seinem Werke die Krone aufsetzte. Wilder Jubel raf'te durch die Straßen der Stadt, denn das liederliche Gesindel,

das dem Fanatiker anhing, konnte unter einer solchen Aegide nur gewinnen.

Als nun um diese Zeit die schwäbischen und fränkischen Bauern, die durch die gemäßigte Sprache ihrer „zwölf Artikel" das Joch nicht erleichtert hatten, das auf den „Lastthieren des Adels und der Klerisei" mit Centnerschwere drückte, gleich ihren thüringischen Brüdern die Fackel der Empörung schwangen: da wähnten Münzer und seine Rotte, die Stunde zur Ausbreitung der neuen Gemeinde habe geschlagen. Und sogleich wurden in dem Barfüßer-Kloster die Kirchenglocken zu Büchsen und schweren Geschützen umgegossen und die Heereshaufen geordnet und mit kriegsgerechter Wehr gerüstet. „Die Zeit der Erlösung ist da!" jubelte Münzer, der den alten, ehrwürdigen Johanniterhof, nachdem er dessen Bewohner vertrieben und ihre Güter eingezogen, zu seiner Residenz erkoren hatte, den von allen Seiten zuströmenden Bauern entgegen, und schmückte die zwölf weißen Fahnen, die er als Kampf- und Siegspaniere fertigen ließ, mit dem Sinnbilde eines Pflugrades, von dem Friedenszeichen des Regenbogens umstrahlt.

Nun aber rastete die Meute nicht länger in den engen Mauern der Stadt. Der unbändige Pfeifer, von einem wunderbaren Traum bestimmt, hatte den Adel zum Ziele seines Rachezugs erkoren; und obwohl Münzer das Unternehmen des Bundesgenossen ein verwegenes schalt, so kehrte doch die Rotte aus Langensalza und Sondershausen, von Ebeleben*) und Schlotheim mit reicher Beute zurück. Und nun entflammte Belial Münzer durch ein fanatisches Sendschreiben an die Bewohner der güldenen Aue und der Grafschaft Mannsfeld die leicht erregbaren Gemüther zu einer solchen Wuth, daß gar bald auch die benachbarten Klöster ein beklagenswerthes Opfer des entzügelten Volkes wurden.

Indessen — das Maaß der Verbrechen war voll und die Stunde der Rache hatte geschlagen. Die blutige Schlacht bei Franken-

---

*) Der ehrenwerthe Verf. des Artikels »Ebeleben«, Herr Director Gerber zu Sondershausen, hat Pfeifers räuberische Schaar mit dem Namen »Mühlhäuser Bande« belegt. Die jetzigen Bewohner der Stadt scheinen diesen Ausdruck übel gedeutet zu haben und halten sich, insofern der bessere Theil der Mühlhäuser Bürger, und namentlich der Magistrat, sich von dem Münzer'schen Unfuge fern gehalten, dadurch beschimpft. Wenn aber auch nur der niedrigste Pöbel und insbesondere die Vorstädter jenem wilden Treiben huldigten, so hatten doch die Münzer'schen Horden in Mühlhausen ihren Sitz und unternahmen von dort ihre verheerenden Raubzüge. Wer mag es daher Referenten zum Vorwurfe machen, wenn er unter solchen Umständen sich des obigen Ausdrucks bedient! Noch weniger aber möchte derselbe irgend eine Beschimpfung auf die jetzigen, so höchst achtbaren Bewohner Mühlhausens wälzen, die sich doch nicht wohl beleidigt fühlen können, wenn die Geschichte von ihren Vorfahren Gräuelthaten erzählt, welche die hohe Civilisation der eigenen Nachkommen verabscheut. Und wenn wir noch überdies im besondern Auftrage des Hrn. Directors Gerber die ausdrückliche Erklärung aussprechen, daß er nicht daran gedacht habe, mit jenem allerdings historisch gerechtfertigten Ausdrucke eine gute Stadt, die seiner vollen Achtung genieße, zu beleidigen, so sind ja wohl auch die erzürnten Gemüther zufrieden gestellt.

hausen (15. Mai 1525), der vollständige Sieg der erbitterten Fürsten, die Gefangennehmung der vornehmsten Rädelsführer und das unsägliche Elend der geschlagenen Bauern — alles das steht in lebendigen Bildern vor der Seele des Lesers. — — Wir glauben uns daher nur auf den Ausgang und die Folgen des Aufruhrs in Bezug auf Mühlhausen beschränken zu müssen.

Von Frankenhausen zog die vereinte Heeresmacht der Fürsten (7900 Mann Fußvolk und 3400 Reiter) in den Marktflecken Schlotheim, um gegen Mühlhausen, den Heerd des ausgebrochenen Feuers, mißbeliebige Maaßregeln zu ergreifen. Das eine halbe Meile von der Stadt entlegene Dorf Ammern ward in Brand gesteckt und den Bewohnern von Reiser das Vieh hinweggetrieben. Wenige Tage darauf (am 20. Mai) rückten die Fürsten in die Nähe der Stadt und lagerten sich bei dem Dorfe Görmar auf dem sogenannten Gehren. Und nun schickten sie einen Herold an die Bürger, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Da geschah es, daß ein panischer Schrecken über Pfeifer, der als Stadtcommandant fungirte, über den ewigen Rath und die Genossenschaft der Häupter kam, und daß sie in der folgenden Nacht sich des Nicolaithores bemächtigten, um — 300 an der Zahl — die Flucht zu ergreifen. Aber 90 (112?), unter denen Pfeifer, wurden von den nachsetzenden Reitern bei Eisenach ergriffen und zurückgeführt.

Da berief der edle Ottera die Bürgerschaft auf den Barfüßerkirchhof und ernannte einen Ausschuß, der in das Lager die demüthige Erklärung trug, „daß Mühlhausen sich in Alles fügen werde, was die Fürsten in Verbindung mit den Städten Nordhausen und Erfurt über sie beschließen möchten." Aber die Gesandtschaft wurde mit der niederschlagenden Antwort entlassen, „daß die Stadt, um auf Milde Anspruch zu machen, sich früher hätte unterwerfen sollen." Und nun stand die nächste Zukunft in gar drohender Gestalt vor jedem Blick, und Thränen und Verwünschungen waren die allgemeine Losung. Da erinnerte sich ein kluger Kopf des Rettungsweges, den im Jahre 1492 die von den Hussiten bedrängten Naumburger betreten; und siehe, am 24. Mai (1525) zogen gegen 500 Jungfrauen, die weißen Gewänder mit Trauerbändern geschmückt, und Wermuthkränze in den wallenden Haaren, vor das Lager der Fürsten. Ihnen schlossen sich 1200 schwarz gekleidete Frauen an, und an der Spitze des Zuges, inmitten der zwei ältesten Matronen, ging eine beredte Bürgerin, die Einige „Viebichin", Andere „Urbachin" nennen. Die fürstlichen Räthe grüßten mit Thränen den langen Trauerzug, und rüsteten ihn mit Muth und Hoffnung. Vor dem Zeltringe der Fürsten fielen sämmtliche Frauen und Jungfrauen auf die Kniee und schluchzten mit flehender Stimme: „Gnade! Gnade!" Dieses unerwartete Schauspiel rührte die fürstlichen Herzen zur Milde, und Braunschweigs Herzog ließ dem harrenden Zuge Bier und Brod und Käse reichen. Endlich wurden die Bittstellerinnen mit dem huldvollen, tröstlichen Worte entlassen: „Man komme nicht, um zu zerstören, sondern um die Schuldigen zu strafen." So war die arme Stadt gerettet!

Des folgenden Tags — es war am Himmelfahrtsfeste — pilgerten auch die männlichen Bewohner Mühlhausens, schwarz gekleidet und barfüßig, in das fürstliche Lager und trösteten sich desselben Bescheides *).

Und nun zogen die Fürsten mit 600 Reitern zur Besatzung in die Stadt, und quartirten sich in die Häuser der reichsten Bürger. Die emigrirten Patrioten und Rathsherren, die sich an ihre fürstlichen Beschützer angeschlossen, wurden alsobald in ihre Güter und Aemter wieder eingesetzt. Dagegen erging an die Bürger der strenge Befehl, alle Waffen auf das Rathhaus abzuliefern, und schon an demselben Tage (26. Mai) schlug die Todesstunde des rebellischen Schuhmachers Jakob Schulze, der als die erste Zier des auf dem Obermarkte errichteten Galgens genannt wird. Am folgenden Montage aber (29. Mai) beriefen die Fürsten sämmtliche Bürger und Bauern, die sich in der Stadt befanden, in die Marienkirche, und eröffneten ihnen den Sühnebrief **), den sie beschwören sollten. Und es geschah also.

Aber der Sühnebrief war die strafende Hand der Vergeltung, die sich unheilschwer über das arme Mühlhausen ausstreckte. Denn für gnädige Schonung der Stadt mußte der Magistrat, außer einem jährlichen Schutzgelde von 100 Gülden, ohne Zögerung den Fürsten 40,000 Gülden zahlen, die Oberherrschaft derselben anerkennen (und in der That wechselten die Fürsten bis zum schmalkaldischen Kriege in der Regierung Mühlhausens jährlich ab) und ihnen alle der Reichsstadt zugehörigen Dörfer für 50,000 Gulden verpfänden. Ueberdies wurden die Bürger gehalten, allen Schaden, den die räuberischen Horden auf dem Eichsfelde und anderwärts verübt, bei Heller und Pfennig zu vergüten, und „mancher Hungerhund" — fügt der Chronist hinzu — „hatte für eine Flasche sauern Kofents oder für einen Topf voll saurer Milch 100 Gulden angesetzt." Dieser Schadenersatz, den die Stadt dem mißhandelten Adel nach dessen eigener Taxe zu leisten gezwungen ward, betrug die für damalige Zeiten bedeutende Summe von 22,420 (24,458?) Gulden ***), und bewährte das Wort

*) Andere (vergl. Galetti's thüring. Geschichte IV. 300.) erzählen anders: — Die flehenden Frauen sollen keiner tröstlichen Antwort gewürdigt und die Fürsten mit ihrer ganzen Kriegsmacht vor die Stadt gezogen sein. Da seien auch die vornehmsten Bürger hinausgegangen, und hätten endlich unter der Bedingung, alle Rädelsführer auszuliefern, Gnade erfleht. Als das die Unruhstifter gehört, so habe sich Pfeifer, den Münzer als Statthalter zurückgelassen, wüthend opponirt und, als er keinen Anklang gefunden, sich bei nächtlicher Weile mit 400 seiner Anhänger durch die Flucht gerettet. Am 25. Mai habe endlich die Bürgerschaft im Lager erscheinen und mit einem Fußfalle die Schlüssel der Stadt den Fürsten überreichen dürfen.

**) Derselbe ist ausführlich zu lesen in Eilmar's Kirchenhistorie.

***) Die größten Summen erhielten folgende adelige Familien: Apel und Georg von Ebeleben 5416 fl. — Rudolph von Hopfgarten 3200 fl. — Melchior von Schlotheim 3077 fl. — Hans von Hagen 1518 fl. — Familie von Westerhagen 1200 fl. — Hans von Berlepsch 2118 fl. — Heinrich und Rudolph von Büschleben jun. 1000 fl. u. s. w.

des zornmuthigen Luther: „Ich habe es beides gesagt, würden die Bauern Herr, so würde der Teufel Abt werden, würden aber solche Tyrannen Herren, so würde seine Mutter Aebtissin werden." Endlich ließen die Fürsten alle Geschütze, die von unberechenbarem Werthe waren, abführen und nahmen den Bürgern das Versprechen ab, die Festungswerke der Stadt zu schleifen. Auch versäumten die reisigen Knechte nicht, alle geheimen Schlupfwinkel auszuplündern, so daß der Werth der mitgenommenen Kleinodien viermal mehr betragen haben soll, als der Sühnebrief gekostet hat*). Der Stadtschuldtheiß aber, den die Fürsten in der Person des edelgesinnten Dr. Ottera eingesetzt, erhielt die besondere Instruction: „die unseligen Folgen, die der verderbliche Aufruhr über die arme Stadt herbeigeführt, möglichst zu mildern."

An demselben Tage, an welchem der Sühnebrief beschworen war und die stolzen Reichsstädter mit einem namenlos bittern Gefühl auf den Trümmern ihrer Herrlichkeiten standen, übte auch der Nachrichter wieder sein blutiges Amt, und Georg Maternus, Karl Knieriem und Hermann Holzapfel fielen unter seinem Schwerdte. Auch die beiden Bürgermeister „des ewigen Rathes", Sebastian Kühnemund und Heinrich Baumgarten wurden an demselben verhängnißvollen Tage verhaftet, und schon zur Vesperzeit hatte Kühnemund seine Schuld mit dem Leben bezahlt, während Baumgarten bis an seinen Tod in leichtem Verwahrsam blieb. Und noch 20 Rebellen büßten in kurzer Zeit unter der Hand des Henkers, bis endlich das Racheschwerdt auch die ihm lange schon verfallenen Häupter Münzers und Pfeifers traf.

Südlich von Mühlhausen erheben sich zwei grüne Hügel, durch ein schmales Thal geschieden, das der Spittelbrunnen auf seinem Wege zur Unstrut durchschlängelt. Die eine dieser Höhen heißt der Riesenberg, die andere der Schadenberg. Auf diesem wurde Heinrich Pfeifer, bis zum letzten Augenblick voll Trotz und ohne Reue, auf dem Riesenberge aber Thomas Münzer**) enthauptet, nachdem er kleinmüthigen Herzens die Fürsten und das Volk um Verzeihung gebeten, und ihre hohlen Schädel schauten noch lange von den Schandpfählen herab in das blühende Thal, und predigten dem vorüberziehenden Wanderer die grausige Geschichte des Bauernkrieges.

Nun wurde zwar am Sonntage Exaudi (1525) in der Kirche B. M. V. wieder lateinische Messe gelesen, und der papistische Rath versuchte alle Mittel, das immer heller strahlende Licht, das Luther angezündet hatte, in seinem Bereiche zu löschen; aber endlich — am

---

*) Die harten Bedingungen dieses Briefes sind später hin und wieder gemildert worden, so wie auch Kaiser Karl V. viele von den alten Freiheiten, welche die Stadt eingebüßt, ihr wieder huldreichst zusprach (1548).

**) Münzer war bekanntlich in Frankenhausen gefangen und zu Helbrungen in Haft gehalten worden.

14. September 1542 — nachdem die schmerzlichen Folgen einer grenzenlosen Verblendung großen Theils überwunden waren, hielt der Superintendent Dr. J. Menius aus Eisenach in Gegenwart des churfürstlichen Rathes Eberhardt von der Tanne und des hessischen Gesandten Valentin Toll die erste lutherische Predigt. So war denn nun die Reformation auch in Mühlhausen feierlich eingeführt und 1544, nachdem bereits 4 evangelische Prediger angestellt, ward Sebastian Brethius zum ersten Superintendenten und Hieronymus Wolff zum ersten Rector der Barfüßer-Schule einstimmig ernannt. Und so haben denn endlich (am 6. Januar 1566) die letzten Mönche aus Scheu vor einem bevorstehenden Colloquium das Barfüßerkloster geräumt, und die Kirche ist zum evangelischen Gottesdienste feierlich eingeweiht worden *)

Zuvor aber hatte das wiedertäuferische Unwesen versucht, sich in Mühlhausen einzunisten und Fluch und Verderben in den Schooß der kaum geretteten Stadt zu tragen. Aber der Rath, durch Schaden klug geworden, zögerte nicht, die kräftigsten Mittel zu ergreifen, jedem Bürger den geheimnißvollen Drang nach dieser losen Lehre zu verleiden. Zwei Männer und acht Frauen, überführt, unter dem Deckmantel der Nacht in die Häuser geschlichen zu sein, um deren Bewohner mit ihrer ketzerischen Seuche anzustecken, wurden am 8. Nov. 1537 auf Befehl des Rathes und mit kaiserlicher Genehmigung zwischen Mühlhausen und Ammern in der Unstrut ertränkt.

Und nun verwischen sich allgemach die lebendigen Farben, mit welchen die Hand der Zeit das historische Bild der freien Reichsstadt gemalt. Denn wie „mit der Ausbreitung der Reformation das eigentliche Interesse an der Geschichte des Adels schwindet", so gilt diese wahre Bemerkung auch den Städten. Oder wer mag von all' den Feuersnöthen und Wasserfluthen, von all' den Pestilenzen und theuren Zeiten, von all' den Verirrungen und Verwirrungen zwischen Rath und Bürgerschaft hören, ohne daß zuletzt die Ohren gellen und die Augenlider sinken? —

Schenken wir sonach Mühlhausens historischem Bilde nur noch einige flüchtige Blicke! — Der verheerende Krieg, der 30 Jahre lang seine Brandfackel über die deutschen Gaue schwang, wie wäre er spurlos an der freien Reichsstadt vorübergegangen? Tilly, der schreckliche, war (1631) von Erfurt aus nach Mühlhausen gezogen, um den Erfolg der feindlichen Rüstungen abzuwarten. Unter dem ehernen Fußtritt des Krieges ward die Gegend zur Wüste, und als die Seufzer der Noth zu dem Ohre des Generalissimus drangen, zürnte er, fast mit den Worten Adolphs von Nassau: „Ich kann meine Soldaten nicht, wie die Vögel, durch die Luft führen!" Und in dem folgenden Jahre (1632) drohte Pappenheim sogar, die

---

*) Zu dessen Gedächtniß wurde in derselben alljährlich am 6. Januar gesungen: Cecidit Babylon illa magna etc. (Offenb. 14, 8).

Stadt zu plündern, und die armen Bürger wußten keine andre Zuflucht, als zum Gelde. Eine Brandschatzung von 80,000 Gulden befreite sie von dem drohenden Schicksale. Dazu hatten die patriotischen Frauen und Jungfrauen ihr werthvolles Geschmeide und ihre goldenen Kleinodien auf das Rathhaus getragen; als sie aber die Habgier des Generals mit all' ihrer Habe nicht zu befriedigen vermochten, stellte man zur Rettung der Stadt die angesehensten Geiseln, deren viele in ihrer drückenden Haft eines elenden Todes starben.

Und wieder mehr denn 100 Jahre lassen wir vorüberziehen, und entrollen mit flüchtiger Hnnd die Chronik der Gegenwart. Und was ist es, das wir frohen Blickes schauen? Eine friedliche und glückliche Stadt! Denn nachdem Mühlhausen bei Auflösung der freireichsstädtischen Ordnung (1800) dem Königreiche Preußen und und in den stürmischen Kriegsjahren (1806), von Friedrich Wilhelms mildem Scepter getrennt, dem ephemeren Königreiche Westphalen einverleibt worden war: so fiel es im Jahre 1813, nachdem die fränkischen Herren sich jenseit des Rheins geflüchtet, an die Krone Preußen zurück, und hat sich fortwährend der hohen Gnade des königlichen Hauses zu erfreuen gehabt.

Nachdem wir aber gleich lachenden Erben die reichsstädtische Verfassung zu Grabe begleitet, so wollen wir schließlich, wenn auch derselben keinen Leichensermon halten, doch ihr lebensfrisches Bild, wie es namentlich aus dem 13. und 14. Jahrhundert uns entgegentritt, in den Rahmen unserer Erzählung fassen. — Mühlhausens Regierungsverfassung war der Erfurt'schen ähnlich. Die städtische Obrigkeit bestand aus dem Schultheißen und den Schöppen, die sich allmählich in Räthe (Consules) verwandelten, und am Ende des 13. Jahrhunderts standen 2 Rathsmeister (Magistri consulum) an ihrer Spitze. Als aber die Stadt in den damaligen Welthändeln eine so bedeutende Rolle spielte, daß sie ihre eigenen Münzen schlug, da ward das Amt des Reichsschultheißen so wichtig und ehrenvoll, daß selbst Graf Berthold von Henneberg sich nicht schämte, aus den Händen seines kaiserlichen Gönners sich mit demselben beleihen zu lassen. Da jedoch bald darauf derselbe Ludwig der Baier seine reichsstädtischen Gerechtsame an Mühlhausen verpfändete, so fiel die Besetzung auf diese Stelle dem Stadtrathe anheim. Bis dahin hatten zu den Würden des Magistrates nur die Patricier Zutritt gehabt. Seitdem aber (im 14. Jahrh.) die Zünfte sich mehr und mehr emporgeschwungen, so rasteten sie nicht, bis auch den ehrsamen Bürgern die Pforten der Stadtregierung erschlossen wurden. Im Jahre 1370 bestand der Stadtrath aus 3 Ordnungen, die jährlich in Folge besonderer Wahlen wechselten; in jeder Ordnung saßen 14 Patricier und 10 Zünftler. In wichtigen Fällen wurde auch die nicht regierende Bürgerschaft zu Rathe gezogen. Die Ausgaben wurden von dem Geschoß gedeckt, daß die Stadtbewohner von beweglichen und unbeweglichen Gütern zu entrichten hatten; (eine Hufe Land war zu 40 Mark Silber — 560 Rthlr. — veranschlagt. — Das Kriegswesen war bedeutend. Anfangs mußten alle Bürger für ihre

Vaterstadt fechten. Später entledigten sich Viele dieser lästigen Pflicht, bis der Stadtrath endlich ein stehendes Heer von ausländischen Söldnern herbeizog. Diese Söldner — Kavalleristen und Infanteristen, oder Wappner und Schützen — standen unter einem Hauptmanne, der im J. 1425 100 Gulden Besoldung erhielt. Die Soldaten wurden für Geld und Kleider gedingt. Einem Wappner, der einen Knecht und zwei Pferde unterhielt, zahlte die Stadt jährlich 14 Pfund mühlhäuser Pfennige (etwa 50 Rthlr.). Ein Schütze war mit Helmbarthe und Armbrust gerüstet, bis um's Jahr 1380 die ersten Büchsen auch den Weg nach Mühlhausen fanden. — Das geistliche Regiment war dem Probste des jechaburger Stiftes anvertraut, der seine Gerichtsbarkeit durch einen Official verwalten ließ.

Und von der innern Gestaltung der freien Reichsstadt werfen wir noch einen Blick auf deren äußeres Besitzthum. Denn noch in dem abgewichenen Jahrhundert zählte Mühlhausen 19 bewohnte Dörfer, 4 Meierhöfe, 16 zerstörte Warten und 19 verwüstete Dorfstätten. Unter den letzteren würdigen wir das Dorf Eichen einer namentlichen Erwähnung, da in dessen Grenzen ehedem eine uralte, riesige Eiche gestanden, die, vielleicht von Bonifacius vernichtet, die blutigen Opfer heidnischer Götzendiener geschirmt. Das Dorf wurde im 30jährigen Kriege zerstört. — Alle diese, dem mühlhäuser Gebiete angehörigen Dörfer*) waren entweder ursprüngliches Stadteigenthum und lagen als solches innerhalb des sogenannten Hegemals, oder sie wurden durch Kauf, Tausch rc. erworben oder als Lösegeld von gefangenen Edelleuten angenommen. — —

Indem wir aber so die alten Archive durchblättern, so begegnen uns noch einige chronistische Aphorismen, die wir den günstigen Lesern zum beliebigen Dessert zu offeriren nicht unterlassen wollen:

Anno 1408 sind in einem Tag und Nacht 24 Sturmwetter gewesen, daß man gemeinet, es käme der jüngste Tag.

1422 ist ein großer Brand gewesen, welchen Einer, so mit einem Weibe, der Haudoxen (Eudoxia?) gebuhlt, hat angeleget, daß man vom Frauenthor bis an das Erfurterthor hat sehen können.

1424 ist eine große Theurung gewesen, daß ein Erfurter Scheffel Korn 12 Gulden gekostet; da sind viele Leute Hungers gestorben.

---

*) Sie heißen Eigenrieden (mit wüster Burgstätte); Dörna; Hollenbach; Lengefeld; Eigenrode (aus den Ruinen der zerstörten Dörfer Eichelrode und Ebelrode erbaut); Dachrieden (schon 897 genannt); Kaisershagen (als Lösegeld für den Sohn Rüdigers von Hagen, der die Jagdgerechtigkeit der Stadt beeinträchtigt hattte); Reisern; Sollstedt (eine Opferstätte des heidnischen Götzen Krodo, schon zur Zeit Karls des Großen vorhanden); Windeberg; Saalfeld; Ammern (schon 897 bekannt); Groß- und Klein-Grabe (997 als Villa imperial. erwähnt); Vollstädt (von einem thüring. Edlen, Hadamar, dem Bonifacius geschenkt); Görmar (897); Höngeda; Felchte (719 erbaut).

1541 sind 3000 Menschen ein Opfer der Pest geworden.

1567 ist dem Sebastian Hosmann, der wegen seiner Lästerung des Super. Tilesii und aller evangel. Prediger schon einmal in Arrest gesessen und nach eidlich versprochener Besserung dennoch wieder zu schimpfen angefangen, nach eingeholtem Urtel von Leipzig ein Stück von der Zunge geschnitten und zwei Finger, womit er geschworen, abgehauen worden. 1568 hat er öffentlich Kirchenbuße gethan und ist lutherisch worden.

1582 ist ein Stein von 39 Pfunden mit einem großen Donnerschlag vom Himmel gefallen.

1660 und 1689, verheerende Feuersbrünste.

1682 und 1683 sind abermals 8000 Menschen an der Pestilenz gestorben.

Endlich aber knüpft sich an den Bau des Erfurterthores und des Frauenthores (1592) eine Sage, die wir gern den prosaischen Aphorismen anreihen:

Meister Friedbert war ein tüchtiger Baumeister, der schon manches schöne Werk vollendet hatte; Engelbrecht aber, sein erster Geselle, schwang sich gar bald zum gefährlichen Nebenbuhler des Meisters empor. Darob zürnte ihm der neidische Friedbert, daß er vor dem wilden Jähzorn desselben keine Rast und keine Ruhe hatte. Dennoch ward das sanfte Herz des Jünglings mit wunderbarer Gewalt an Friedberts Schwelle gefesselt, denn Else, des rauhen Meisters süße Tochter, hatte es ihm angethan.

Da geschah es, daß dem kunstfertigen Meister der Bau des Erfurter- und des Frauenthores von dem Stadtrathe übertragen wurde. Friedbert vertraute seinem rüstigen Gesellen den Bau des ersteren, während er die Aufführung des zweiten seinen eigenen Händen vorbehielt; und so arbeiteten sie sechs Wochen lang unabhängig von einander, Jeder nach seiner Art. Zu gleicher Zeit hatten Beide ihr Werk vollendet. Da ging der Meister voll unheimlicher Erwartung zu dem Erfurterthor, und siehe, als er mit Engelbrecht auf dessen Zinne stand und, wie er lugte und spähte, keinen Fehl entdecken konnte, daß er endlich grimmigen Herzens sich gestehen mußte, des Gesellen Thurm sei zierlicher und dauerhafter, als der seine: da reifte blinder Neid in seiner entarteten Seele einen teuflischen Entschluß.

Während des war Friedberts schönes Töchterlein zu dem Thurme geschlichen, und spähte sehnenden Auges nach den Zinnen, ob sie den trauten Gesellen — — ach! da stürzt derselbe mit gewaltiger Wucht von der schwindelnden Höhe und — zerschmettert sinken Beide in die Arme der Liebe und — des Todes. Den verbrecherischen Meister aber packt ein grausiges Entsetzen, als er wilden Blicks gewahrt, daß er mit dem verhaßten Engelbrecht die liebe Else geopfert. Und zur selbigen Stunde verläßt er die Stadt, und irret unstät und flüchtig von Land zu Land, bis endlich der Tod den Reuigen von seinen Qualen erlös't. Die Liebenden aber ruhen in einem Grabe.

Und nun zum Schluß noch eine Anekdote, wie sie in dem Watergau wohl seit Jahrhunderten von Mund zu Munde geht:

Es war — wir wissen nicht, wann? — als Mühlhausen von dem tapfern Hessenvolk belagert und gar schwer bedränget ward. Schon waren die meisten Streiter der Stadt gefangen und verwundet und gefallen. Immer einsamer und stiller ward es auf den Mauern und Zinnen, und der nächste Sturm sah zweifelsohne die ergrimmten Feinde auch innerhalb der Thore. Da erzeugte die Noth einen schlauen Gedanken. Im Dunkel der Nacht wurden die Mauern mit „Pflöcken" (hölzernen Pfählen) bewehrt und die Pflöcke gleich lebendigen Söldnern geschmückt und gerüstet. Aber zwischen der hölzernen Soldateska bewegten sich hin und wieder menschliche Krieger und drohten spottend hinab in das Lager der Feinde. Als nun mit dem dämmernden Morgen die staunenden Hessen die neuen Rüstungen und die wie aus der Erde gewachsenen Streiter sahen, da verzweifelten sie an ihrem Siege und zogen kleinmüthig von dannen. Seit jenem Tage aber heißen die Mühlhäuser — doch wer wüßte es nicht? — und die Hessen — —.

Heinrich Schwerdt
(unter Mitwirkung des Herrn Cantor **Rümpler**).

Leuchtenburg.

Von einem hohen und schroffen Berge, über dem Sachsen-Altenburgischen Städtlein Kahla, schauen die Mauern und Thürme der Leuchtenburg herab in das anmuthige Saalthal. Reizend ist die Aussicht auf jener Höhe, südöstlich nach den voigtländischen Bergen, nordöstlich auf ein schmales, von Fichtenwäldern umschattetes Thal, und auf hochliegende Dörfer, aus deren Hintergrunde die Ruinen der Lobdaburg und des Fuchsthurms hervorragen. Nach Süden verliert sich der Blick in das Saalthal mit seinen Dörfern, Wiesen, Feldern und Gärten. Auf steilem Felsen liegt hier, dicht über dem Flusse, die alte Weißenburg, dann Orlamünde, weiland der Sitz eines mächtigen Grafengeschlechts, mit der Vorstadt Naschhausen, das freundliche Städtlein Kahla, und rechts im Hintergrunde die alte Universitätsstadt Jena mit ihren weißen Kalkbergen.

Höchst wahrscheinlich fällt der Ursprung der Leuchtenburg in die Zeit des neunten und zehnten Jahrhunderts. Auch diese Veste, wie mehrere andere, mag damals erbaut worden sein zum Schutz der Grenzen gegen die räuberischen Einfälle der Sorben und Wenden. Schon im Jahr 968 wird in alten Urkunden ein Ritter Gottschalk, Herr zu Leuchtenburg genannt, der sich rühmlich hervorgethan auf einem Turnier zu Merseburg.

Als die frühesten Besitzer der Leuchtenburg erscheinen die Grafen von Arnshaugk. Sie verpfändeten zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts jene Veste an die Grafen von Schrenzburg, und von diesen ward sie wieder versetzt an den Ritter Heinrich von Witzleben und dessen Schwager. Durch letzteren, einen Erfurter Bürger, Heinrich von dem Paradiese geheißen, ging die Burg wieder verloren.

Es begab sich nämlich, daß ein Bauer in einem Bache fischte, der zu dem Leuchtenburger Gebiet gehörte. Dadurch fühlte sich Heinrich vom Paradiese in seinen Gerechtsamen gekränkt. Er ergriff den

62

Gdr. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Die Leuchtenburg.

Bau-
Bern
dem
entri
Reis
war
sein
ring
Tr
fort
füg.
vers
gras
doch
wieß
Lehe
Der
jener
sie s
und
dien
Leuc
aber
Bes
Abg
besch
zahl
seine

kam
Fruc
burg
Bisc
und
muß
nur

span
und
sie b
seine
Der
den
bei
gera
und
Zw
wo

Bauer und knüpfte ihn eigenhändig auf an einen Weidenbaum. Die Verwandten des Unglücklichen beklagten sich bitter bei ihrem Herrn, dem Markgrafen in Sachsen, Friedrich dem Streitbaren, und dieser, entrüstet über die rasche That, brach auf mit seinen Rittern und Reisigen, und erschien im November 1392 vor der Leuchtenburg. Es war aber Heinrich, wie erwähnt, ein Erfurter. Daher nahmen sich seine Mitbürger seiner an, und da der Landgraf Balthasar von Thüringen mit den Städten Erfurt und Mühlhausen ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, so ward auch er von den Erfurtern aufgefordert, ihnen beizustehen. Balthasar konnte diesem Antrage nicht füglich ausweichen. Doch versuchte er, die entzweiten Partheien zu versöhnen, und sandte Boten in das Lager seines Vetters, des Markgrafen Friedrich des Streitbaren, mit der dringenden Aufforderung, doch abzustehen von der Bestürmung der Leuchtenburg. Friedrich aber wies diesen Antrag von sich. Da war Balthasar gezwungen, seine Lehensleute und Städte aufzubieten zu einer allgemeinen Bewaffnung. Den Erfurtern aber mochte einleuchten, daß ihre eigene Existenz bei jenem weitaussehenden Kampfe gefährdet sein möchte. Da verhielten sie sich ruhig, und hinderten Friedrichs Unternehmen in keiner Weise, und überließen ihren Mitbürger Heinrich vom Paradiese seinem verdienten Schicksal. So geschah es, daß nach wenigen Tagen die Leuchtenburg eingenommen ward von Friedrichs Heeresschaaren. Er aber handelte mild und großmüthig an den Besitzern der genannten Veste, indem er ihnen alle noch rückständigen Zinsen, Steuern und Abgaben überließ, und sie auf keine Weise in ihren Schuldforderungen beschränkte. Er erbot sich sogar, ihnen 6050 Schock Groschen zu zahlen und ihre Güter zu schirmen, falls sie ihm beistehen wollten in seinen Fehden.

So geschah es, daß die Leuchtenburg an das Haus Sachsen kam, bei welchem sie auch geblieben bis auf den heutigen Tag. Fruchtlos widersetzten sich dieser Besitznahme die Grafen von Schwarzburg. Doch half es ihnen wenig, als sie, unterstützt durch den Bischof von Würzburg, aufbrachen mit ihren Rittern und Reisigen, und Friedrichs des Streitbaren Land verheerten und plünderten. Sie mußten Verzicht leisten auf den Besitz der Leuchtenburg, und erhielten nur eine Entschädigung für die verlorene Veste.

In dem unseligen Bruderkriege, der sich im Jahr 1445 entspann, als die beiden Brüder, Churfürst Friedrich der Sanftmüthige und Herzog Wilhelm die thüringisch-meißnischen Lande theilten, die sie bisher gemeinsam besessen, hatte Herzog Wilhelm die Leuchtenburg seinem Günstling Apel von Vitzthum zur Vertheidigung übergeben. Der hatte sein Amt im Lauf des Krieges getreulich verwaltet, und den Feinden seines Herrn großen Schaden und Abbruch gethan, dabei aber auch seinen eignen Vortheil nicht vergessen, und wacker mitgeraubt und geplündert. Diese einträgliche Lebensweise behagte ihm und seinem Bruder Bernhard, und sie fachten daher das Feuer der Zwietracht immer wieder an, wenn Friedrich dem sein Zeitalter den wohlverdienten Namen des Sanftmüthigen gab, seinem Bruder die

Hand bieten wollte zum Frieden. Herzog Wilhelm aber durchschaute endlich Apels Ränke und gab seinem falschen Rath nicht mehr Gehör. Es war im Jahr 1451, als eine Versöhnung zu Stande kam zwischen den beiden fürstlichen Brüdern. Mit dem Frieden kehrte Ruhe und Ordnung dem Lande wieder zurück, das gar sehr gelitten durch jenen Bruderzwist. Da eine Vertheidigung der Leuchtenburg nun nicht mehr vonnöthen, so erging ein Befehl an Apel und Bernhard von Vitzthum, ihre Mannen zu entfernen aus den Burgen, die sie bisher inne gehabt, und zurückzutreten in ihre vorigen Verhältnisse als Diener des Herzogs. Das behagte aber weder Apel, noch seinem Bruder. Beide weigerten sich, jenem Befehl zu gehorchen, erklärten trotzig, daß sie Alles aufbieten würden, sich in ihrem Besitz zu behaupten.

Selbst die fränkischen Besitzungen, die er nur pfandweise erhalten, wollte Apel von Vitzthum nicht gutwillig zurückgeben an den Herzog Wilhelm. Er traf vielmehr Anstalten zu einer tapfern Vertheidigung, um jene Güter, auf die er gar kein Recht hatte, als Eigenthum zu behaupten. Da mußte Herzog Wilhelm zu den Waffen greifen, um den Ungehorsam und Trotz seines ehemaligen Günstlings zu beugen, der sich das Herrenrecht über ihn anmaßte. Während Wilhelm aber den Beistand des Markgrafen Albrecht von Brandenburg und des Landgrafen von Hessen sich sicherte, führte Apel von Vitzthum einen Streich aus, der seinen Sturz herbeiführte.

Der Churfürst Friedrich der Sanftmüthige hatte eine Gesandtschaft geschickt an den Herzog von Burgund, Philipp den Gütigen, um eine Verbindung zwischen seiner Tochter und dem Sohne des Herzogs, Karl dem Kühnen, zu vermitteln. Jene Gesandtschaft bestand ans dem Grafen Ernst von Gleichen, dem Marschall Georg von Boineburg und dem Doctor Johann von Allenblumen, dem damaligen churmainzischen Statthalter in Erfurt. Auf dem Rückwege von Burgund ward diese Gesandtschaft von einigen burgundischen Ministern begleitet, welche die Braut kennen lernen sollten. Da blieb der Graf von Gleichen nebst dem Marschall von Boineburg in Mainz; die Uebrigen aber gingen über Erfurt nach Naumburg. Apel von Vitzthum hatte davon Nachricht. Da wollte es ihm bedünken, hier sei ein guter Fang zu machen, und legte sich mit seinem Bruder Bernhard und vielen Burgmannen in den Hinterhalt auf dem Stallberge bei dem Dorfe Haßhausen. Als nun der ansehnliche Zug des Weges kam, brachen die Räuber hervor, bemächtigten sich aller Personen, und nahmen ihnen ihre Rosse und sonstige Habe. Ein Theil der Gefangenen ward auf die Leuchtenburg gebracht.

Diese schändliche That war das Signal zu einrr allgemeinen Bewaffnung gegen Apel von Vitzthum. Herzog Wilhelm erklärte ihn für einen Landesverräther, und verhängte über ihn und seinen Bruder den Verlust aller ihrer Besitzungen. Diese wurden ihnen theils mit Gewalt genommen, theils durch Capitulation. Die Leuchtenburg vertheidigte Apels Bruder Bernhard so tapfer, daß Herzog Wilhelm zu persönlichen Unterhandlungen seine Zuflucht nehmen

mußte. Bernhard sah ein, daß es für ihn noch Zeit, die ihm drohende Gefahr abzuwenden. Daher gab er nach, und lieferte die gefangenen burgundischen Räthe aus, und übergab dem Herzog die Burg. Dagegen erhielt er freien Abzug mit aller seiner Habe, ward jedoch, sammt seinem Bruder Apel, des Landes verwiesen.

Nach dieser Zeit ereignete sich wenig Bemerkenswerthes auf der Leuchtenburg, außer zwei großen Bränden im Jahr 1602 und 1668, von denen jener durch den Blitz, dieser durch Nachlässigkeit entstanden. Da wurden beidemal der Thurm und das Amthaus ein Raub der Flammen. Späterhin diente die Leuchtenburg zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen, wie dies noch heut zu Tage der Fall. Die Reihe jener Verhafteten ward eröffnet durch zwei Theologen in Jena, den Professor Victorin Striegel und den Pastor Andreas Hügel. Beide waren über religiöse Meinungen so hart an einander gerathen, und in eine so heftige literärische Fehde verwickelt, daß es nöthig war, sie auf der Leuchtenburg wieder zur Besinnung kommen zu lassen.

Gegen das Jahr 1720 erhielt die ebengenannte Veste die noch heut zu Tage bestehende Einrichtung und Bestimmung zu einem Zucht-, Arbeits- und Irrenhause. Erst in spätere Zeit, in das Jahr 1744, fällt jedoch die Erbauung des Zuchthauses und einer Kirche, bei der ein eigener Prediger angestellt ward. Die Leuchtenburg hat nur Ein Thor, das wohl verwahrt ist. Man gelangt durch das Thor in den Burghof, wo rechts das Zuchthaus für männliche Sträflinge, Arme und Irrende befindlich, links eine ähnliche Anstalt für das weibliche Geschlecht. Im Vordergrunde erblickt man das Herrenhaus, bewohnt von dem Commandanten, dem Prediger und einigen andern Personen. Die Kirche stößt dicht an dies Gebäude, in dessen Mitte sich ein runder Thurm erhebt, zu dessen Kuppel man auf 152 Stufen emporsteigt. Außer diesem Thurm hat die Leuchtenburg noch einige kleinere Thürme, und einen Brunnen, der viertehalbhundert Fuß tief. Das Wasser müssen die Züchtlinge herauftreten. Die Besatzung der Burg besteht aus 23 Mann; die Zahl ihrer gesammten Bewohner ist, nach den Umständen, steigend und fallend; doch belief sie sich schon einmal auf 150 Seelen.

Bei aller Vorsicht, die angewendet wird, daß keiner von denen, die auf der Leuchtenburg verhaftet, entkomme, ist dies doch schon mehreren gelungen, ungeachtet nur Ein Eingang in die Burg führt, und derselbe immer mit Wache besetzt ist. Der merkwürdigste Fall einer solchen Entweichung ereignete sich am 15. Juli 1819, wo dreizehn Züchtlinge, einen gewissen Schlenzig aus Altenburg an ihrer Spitze, sich mit Gewalt durchbrachen. Es war Abends gegen acht Uhr, als, wie gewöhnlich, die in verschiedenen Arbeitsstuben vertheilten Züchtlinge in ihre Behältnisse zurückgebracht werden sollten, was auch diesmal, wie immer, durch die hiezu beauftragten Personen geschah, durch den Zuchtmeister, den Hausverwalter, einen Unteroffizier und zwei Mann Wache. In dem Augenblicke, wo sich die Züchtlinge auf der Gallerie befanden, und der vorhin genannte Schlenzig

aus Altenburg eben eintreten sollte in sein geöffnetes Gefängniß, versetzte er mit einer Latte, die er von seiner Bettstelle abgebrochen, dem Zuchtmeister Wächter einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß derselbe betäubt zu Boden stürzte. Ein gleiches Schicksal traf den Hausverwalter Berneder und den Unteroffizier Bierling. Auf ein Signal, das Schlenzig seinen zwölf Mitverschworenen gab, entwaffneten diese die Wache im Hause, die nur aus wenigen Leuten bestand. Mit den Waffen stürzten die Flüchtlinge nach der Thür des Hauses, stießen dort aber auf sechs unbewaffnete Soldaten, die eben eintreten wollten, um zu sehen, was der ungewöhnliche Lärm im Hause bedeute. Ueberrascht und von den anströmenden Züchtlingen gedrängt, flohen die Soldaten nach der Wache. Die Züchtlinge aber bemächtigten sich der Gatterthür, ergriffen noch einige Gewehre, und schlugen mit einer Radehacke die Schlösser und Riegel vom Hauptthor herab. So gelang es ihnen, das Freie zu gewinnen. Schlenzig aber, der kühnste unter allen, hatte, bis das Thor aufgesprengt, jedem Angriff gewehrt durch die vorgehaltene Flinte, und noch im letzten Augenblicke durch ein Fenster in die Wachtstube geschossen, wohin sich mehrere, auch der schwer verwundete Hausverwalter geflüchtet.

Schon waren die Flüchtlinge den steilen Berg hinabgeeilt, und in dem sogenannten Seilenröder Grunde hatten sie sich bereits eine Oeffnung gehauen durch einen hohen Wildzaun. Da rief die Leuchtenburger Sturmglocke und das Schießen und Geschrei der Soldaten die Bauern herbei aus dem benachbarten Dorfe Seilenroda. Sie waren zum Theil bewaffnet, und forderten die Züchtlinge auf, sich zu ergeben. Diese aber, außer den Gewehren und Bajonetten noch mit einem Säbel, einer Hacke bewaffnet, antworteten mit Hohngelächter und Steinwürfen. „Jetzt gilt es, Brüder," rief Schlenzig, „Leben oder Tod!" Langsam folgte er seinen Gefährten, deckte sie mit vorgehaltenem Gewehr, und hielt so eine Zeit lang einen nähern Angriff ab. Es rief aber einer der Soldaten, die von der Leuchtenburg herabgekommen, den Bauern zu, Schlenzigs Flinte sei schon abgeschossen. Da ergriff ein junger Mann, Hermann geheißen, einen Pfahl, und schlug damit so heftig auf Schlenzigs Arm, daß er die Flinte sinken ließ. Da umschlang Hermann den Kühnen, dem eine furchtbare Körperkraft eigen, und streckte ihn nach gewaltigem Ringen schwer verwundet zu Boden. Mehrere bemächtigten sich nun seiner. Es hatten aber Schlenzigs Gefährten den Kampf hartnäckig fortgesetzt, als die Bauern, von denen mehrere schwer verwundet, zu weichen anfingen. Da kamen andere Landleute, auch mehrere Soldaten, fanden jedoch, als sie die Züchtlinge angriffen, einen kräftigen Widerstand. Das steigerte die Erbitterung der Bauern, und einer derselben, Ludwig mit Namen, streckte einen Züchtling, Georg Joseph Fischer aus Naschhausen bei Kahla, durch einen Schuß in dem Augenblicke zu Boden, als er eben einem Soldaten den Säbel durch den Leib rennen wollte. Es entsank aber den Uebrigen nicht der Muth, nachdem zwei ihrer Gefährten, Schlenzig und Fischer, ein so hartes

Schicksal getroffen. Noch immer fuhren sie fort, sich hartnäckig zu vertheidigen, wie Verzweifelte. Ein Soldat erhielt mit einem Bajonet noch einen tiefen Stich in den Schenkel. Unterdeß war es, bei zunehmendem Dunkel, drei Züchtlingen gelungen, zu entwischen. Das war Christoph Michael Fischer aus Naschhausen, ein Bruder des Getödteten, Johann Jacob Seiler aus Neumark, der schon zweimal entsprungen, doch immer wieder eingeholt worden, und Christian August Kahn aus Lichtentanne. Die andern Züchtlinge aber, neun an der Zahl, wurden endlich überwältigt durch die Bauern aus Seilenrode, und wieder zurückgebracht nach der Leuchtenburg. Siebenzehn Personen, mit Einschluß des Hausverwalters, Zuchtmeisters, Unteroffiziers, zweier Soldaten und zweier Züchtlinge von den ruhig gebliebenen, die dem Hausverwalter hatten zu Hülfe kommen wollen, waren mehr oder minder verwundet worden. Von den Verbrechern war kein einziger unverletzt, und einer hatte sich beinahe verblutet in Folge eines Schusses, der eine Fuß-Arterie getroffen. Fast wörtlich ist das hier geschilderte Ereigniß entlehnt aus einer kleinen Flugschrift vom Jahr 1819, die fast gänzlich aus den Augen des Publikums verschwunden. Ein kleines Büchlein: Die Leuchtenburg und Kahla. Von J. F. Z. Mehlis. (Kahla 1802) enthält übrigens die zuverlässigsten Nachrichten, die auch bei diesem Aufsatze, nebst anderweitigen Notizen benutzt worden.

Heinrich Doering.

Teistungenburg.

Dort flüstern Silberpappeln, sanft umweht,
Die grün und weiß die Blätter wechselnd regen,
Das Mühlenrad, das träg die Schaufeln dreht,
Klappt langsam fort in gleichgemeßnen Schlägen.
Im Dickicht schallt der Drossel Waldgesang,
Das Heupferd zirpt auf frisch gemähter Waide;
Am Hügel klirrt gewetzter Sensenklang,
Und fern verhallt das dumpfe Stadt-Geläute.

von Salis.

Wenn man auf der Kunststraße von Worbis nach Duderstadt zwei Stunden lang gegangen ist, biegt sich rechts von dem Dorfe Teistungen der Weg ab, und eröffnet die Aussicht in ein schmales Thal, dessen üppiger Wiesenwachs und wogende Getreidefülle der Gefilde reichen Segen kündet. Schon früher hatte man am äußersten Bergabhange stattliche Gebäude erblickt, die durch Wald und Obstbäume größtentheils verdeckt waren; jetzt nähert man sich ihnen immer mehr, und nach ungefähr zehn Minuten erblickt man, auf einem Berge mittelmäßiger Höhe, die weiteren Umrisse jener Gebäude, welche schon längst den Blick des Wandrers auf sich zogen. Es sind die Gebäude des vormaligen Klosters Teistungenburg, zu denen unmittelbar von der Kunststraße ein Weg auf die Anhöhe leitet, welcher, wegen des auf der linken Seite befindlichen Abhanges, mit einem Geländer umfaßt ist. Nach wenigen Augenblicken hat man die Höhe erstiegen, das ehemalige Kloster erreicht, und gern — bevor er weiter schreitet, hemmt hier der Wandrer seinen Fuß, den Blick auf die Gegend geheftet, die sich jetzt vor ihm ausbreitet. Eine schöne Gegend! So muß man unwillkührlich rufen! — Zwar nicht in dem

Sinne schön, als ob die Natur hier ihre schaffende Kraft erschöpft zu haben schiene. Nicht schön, wie eine Schweizer-Landschaft, wo sich neben himmelanstrebenden, mit diamantnem Glanze übersäeten Gebirgsmassen die grausen, Tod und Verderben kündenden Tiefen reihen, oder wo ein mächtiger Strom majestätisch in seinem Bette sich daher wälzt, überall hin kräftig sich Bahn brechend, und in seinen zahllosen Krümmungen und Biegungen den sonst unbedeutendsten Punkten der Gegend einen ganz eigenthümlichen, ich möchte sagen unwiderstehlichen Reiz verleiht. Nicht schön, meine ich, daß der Blick, gleichsam wie verirrt, bald hier-, bald dorthin schweift, und immer noch schönere, noch anziehendere Punkte entdeckt. Nein, ich meine eine schöne Gegend in dem Sinne, daß das Auge ganz vergißt, daß es ein Mal Herrlicheres gesehen, daß es völlig befriedigt in den vor ihm ausgebreiteten Fluren, sieht, und immer von Neuem sieht, ohne des Naturschauspiels müde zu werden.

Man muß sich gegen Abend auf den oben gedachten Standpunkt stellen, wo der gegenüber liegende westliche Himmel ein Schauspiel gewährt, wie es die Erde niemals gewähren kann. Wenn der Glanz der untergehenden Sonne blutroth hinter dem Berge emporsteigt, und in zahlloser Farben-Mischung sich allmählig dem ganzen westlichen Himmel mittheilt, dann ist es, als ob dieses wunderbare Farbenspiel mit der Gegend selbst verwachsen wäre, als ob dem Bergrücken eine magische Beleuchtung entströmte.

Den äußersten engen Horizomt bildet eine größtentheils mit Wald bewachsene, niedrige Bergreihe, von welcher sich die das schmale Thal umschließenden Berghöhen allmählig ablösen. Am äußersten Linken erhebt sich der etwa eine Stunde entfernt liegende Rothenberg, an dessen Fuß sich das Dörfchen Berlingerode bescheiden anlehnt. In dieser Gegend war es auch, wo einst die Burg Westernhagen stand, auf deren grasbewachsenen Trümmern sich jetzt ruhig der Schäfer hinstreckt, und die blökende Heerde neben sich weiden läßt. Der Strom der Zeit hat sie ereilt; damals, wo so viele ihres Gleichen fielen, sank auch sie in Nichts zusammen. — Kaum verräth der schwarze Kirchthurm und hier und da ein Wohnhaus das von dieser Seite zunächst liegende Dorf Teistungen, welches ganz in Baumgrün gehüllt ist. Von da aus, bis nach der andern Seite des Klosters erblickt man im Grunde den schönsten, mit Bäumen besetzten Wiesenteppig. Nur bisweilen blinzelt aus dem buschigen Ufer der Aahle der Wasserspiegel hervor, deren ruhiges Fortbewegen man gar nicht bemerkte, wenn es nicht durch das geschäftige Treiben der daran liegenden Mühlen hörbar würde. Die weiße Straße, die sich an den Fuß der Anhöhe schmiegt, lenkt den Blick auf das zur Rechten liegende Dörfchen Gerblingerode, welches mit dem im Hintergrunde liegenden Duderstadt wie verwachsen erscheint. Am äußersten Horizonte, da, wo die gigantischen, himmelanstrebenden Massen in unzähligen Gruppen dem spähenden Auge sich zeigen, zieht sich der Harz hin in seiner stillen Majestät, herabschauend wie ein König auf die vor ihm ausgebreiteten Gefilde. — So ruht das Auge auf allen Punkten mit

Wohlgefallen, und vermag sich nur ungern zu trennen von dieser lieblichen Einfalt, indem es jetzt auf die Klostergebäude sich richtet.

Diese, sämmtlich von den schönsten Steinen erbaut, sind nach dem Urtheile Sachverständiger, Muster eines landwirthschaftlichen Baues. Von einer zehn bis zwölf Fuß hohen, von herrlichen Quadern und mit einem bedeutenden Kostenaufwande errichteten Maüer, welche einen Flächenraum von 50 Morgen beschreibt, werden sämmtliche Gebäude mit dem dazu gehörigen Garten umschlossen. An die äußere Seite derselben reiht sich eine Anpflanzung von Pappeln mit jugendlicher Frische, östlich mit dem an das Kloster sich anlehnenden Walde verschmelzend. Ein offenes Thor ladet zum Eintritte in den innern, rechts und links mit Wirthschaftsgebäuden besetzten Hofraum ein. Das rege Leben, welches hier allenthalben sich kund giebt, und welches jeder größern Landwirthschaft eigenthümlich ist, würde nichts mehr von der gemächlichen Ruhe, die einstens hier herrschte, verrathen, erinnerte nicht die entgegentretende Kirche mit ihrem Thurme und die eigene Bauart des weitläufigen Klosterhauses an die frühere Bestimmung dieses Ortes. Dieses steht mit der Kirche in Verbindung, und bildet mit ihr durch zwei angebaute Flügel ein Viereck. Aus dem Hauptgebäude tritt man unmittelbar in den Garten, von dessen freundlichen Plätzchen man sich nur nach einigem Widerstreben trennen kann.

Werfen wir nur einen Blick auf die Geschichte des Klosters, so muß schon die mit wenigen Ausnahmen innere Tendenz aller Klöster für die Geschichtsschreibung dürftige Punkte, und in Betracht einer blos unterhaltenden Lekture, auch weit weniger anziehenden Stoff darbieten, als es z. B. bei einer Geschichte der Ritterburgen der Fall ist, in welcher die Züge von Muth, Geistesgegenwart und großen Thaten mit ihrem abentheuerlichen Anstriche der Aufmerksamkeit und der Einbildungskraft eine weit kräftigere Nahrung verleihen. Auch die Geschichte Teistungenburgs macht hiervon keine Ausnahme, und das Wenige, was sich aus dürftigen Nachrichten schöpfen läßt, und wovon das Wesentlichste sogleich besprochen werden soll, kann sich im Allgemeinen nur auf das allen Klöstern Gemeinsame der Stiftung und deren näher sie begleitende Umstände, auf eine etwas genauere Angabe einiger eigenthümlichen Verhältnisse, und Bemerkungen, welchen Einfluß die bedeutendsten Zeiterscheinungen auf das in Rede stehende Kloster ausübten, beschränken.

Das Jahr, in welches die Stiftung unsers Klosters fällt, ist nicht genau bekannt. Sie erfolgte durch ein in der Nähe liegendes Kloster Beuren auf folgende Weise.

Beuren, welches durch Conrad von Hildesheim zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gegründet war, zählte nicht lange nach seinem Bestehen eine solche Masse von Jungfrauen, welche sich um Aufnahme in das Kloster bewarben, daß man, um ihrem Ansinnen zu genügen, einen Theil der Nonnen in das früher bestandene, unter dem Berge gelegene Dorf Teistungenburg, woselbst der Orden Besitzungen hatte, verpflanzen mußte. Dieses geschah in den vierziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts, von welcher Zeit jedoch die

Stiftung Teistungenburgs keinesweges zu rechnen ist. Die Nonnen, welche nun in dem Dorfe Teistungenburg wohnten, bildeten nämlich im Jahre 1260, wie aus einem in diesem Jahre abgeschlossenen Verkaufs-Contrakte erhellt, kein geschlossenes Ganze, und bestand, unbeschadet ihrer Entfernung von Beuren, ihr Abhängigkeits-Verhältniß zu den dortigen Kloster-Obern noch fort.

Mittlerweile versuchten die Nonnen, ihr früheres Verhältniß mit Beuren gänzlich zu lösen, einen eignen Convent zu bilden, und nach einem besonderen Ansuchen an den damaligen Erzbischof Werner wurde ihnen dazu auch die Erlaubniß ertheilt, die Wahl einer Aebtissin bestätigt, und das Kloster mit allen gegenwärtigen und zukünftigen Gütern anerkannt.

Die Bedenklichkeiten und Streitigkeiten welche Beuren, das in diesem Ereignisse nicht sowohl eine Schmälerung seiner Rechte, als vielmehr seiner Einkünfte erblickte, dagegen erhob, veranlaßten insbesondere die Aebte von Gerode, Reifenstein und Reinhausen, vermittelnd einzuschreiten. Es kam deshalb im Jahre 1268 zu einem Vergleiche, in welchem der Convent von Teistungenburg feierlich das Versprechen leistete, unter keinem Vorwande Hülfe und Unterstützung bei dem Kloster Beuren zu suchen, noch weniger zu fordern, und alle Dokumente, welche in letzterer Beziehung eine Berechtigung zu geben schienen, auszuliefern. Beuren dagegen, sich jeglichen Rechtes auf Teistungenburg begebend, gab zwei in Duderstadt gelegene Hofstätten, machte sich auch zu 10 Mark feines Silber verbindlich, welches die Conventualinnen zum Ankaufe des Berges, auf welchem das jetzige Kloster steht, von der Aebtissin von Quedlinburg benutzen sollten.

Bei Erwähnung dieser Aebtissin zu Quedlinburg kann nicht unbemerkt gelassen werden, daß Gertrude, so war nämlich ihr Name, sehr Vieles zur Gründung Teistungenburgs mit beitrug. Schon im Jahre 1250 am 3. September hatte sie 12 Höfe in Bösekendorf, in der Mark Baiern, an das neu zu errichtende Kloster vermacht, und im Jahre 1270 überließ sie demselben nicht blos den Berg, sondern auch die reichlich dotirte Kapelle. Es erfolgten überhaupt in kurzer Zeit viele und mitunter bedeutende Schenkungen an das Kloster, unter denen ich die im Grunde desselben liegenden beiden Mühlen, welche Hugo von der March im Jahre 1297 dem Kloster schenkte, nur deshalb erwähne, weil sie wegen ihrer Nähe gewissermaßen in einem unmittelbaren Zusammenhange mit dem Kloster stehen. Kurz, das Kloster gehörte bald zu den Begüterten, und es fehlte ihm auch nicht an Jungfrauen, welche von allen Seiten herbeiströmten, Aufnahme suchend in den geweihten Mauern.

Inzwischen hatte das Kloster nach kurzem Bestehen Gelegenheit, manche traurige Erfahrungen zu machen. In einem Schreiben vom Jahre 1303, durch den damaligen Erzbischof Gerhard an das Kloster gerichtet, gedenkt dieser mit Bedauern der „Räubereien, Plünderungen, durch Bösewichte veranlaßten Feuersbrünste und anderer Unglücksfälle", welche den Wohlstand des Klosters untergraben und dasselbe in Armuth versetzt hätten. Er findet sich dadurch veranlaßt, die bisherige Anzahl

der Nonnen von sechzig auf vierzig herabzusetzen, und die Bestimmung zu treffen, daß bis zu dem Absterben derselben auf vierzig, durchaus keine Novizen aufgenommen, und dann die Zahl von vierzig auf keinen Fall überschritten werden dürfte.

Während einer geraumen Zeit ging das klösterliche Leben in Teistungenburg in gewohnter Weise fort, bis der ausgebrochene Bauernkrieg in die hier bestehenden Verhältnisse ebenfalls gewaltsam eingriff. Das Bauernheer, welches nach vielfach verübten Gräueln in Heiligenstadt sich von hier aus nach Duderstadt in Bewegung setzte, hatte seinen Weg schon mit andern Gewaltthätigkeiten, unter Andern mit der Zerstörung der schon erwähnten Burg Westernhagen bezeichnet, als es vor Teistungenburg anlangte, und dasselbe ebenfalls verwüstete. Bei dieser Gelegenheit ging auch ein großer Theil der Klosterschriften verloren, wodurch eine fühlbare Lücke über manche das Kloster angehende frühere Verhältnisse verbreitet worden ist. Bis zum J. 1540 waren die Gebäude noch nicht vollkommen wieder hergestellt, und die äußere Unordnung veranlaßte auch die innere. Auf die Kunde von „mancherlei Unordnungen und Ungeschicklichkeiten unter den Personen, und sonderlich unter der jetzigen Aebtissin", fühlte sich Albrecht als Landesherr und Erzbischof gedrungen, eine besondere Commission in das Kloster zu senden, welche dem Unwesen abhelfen und namentlich dahin wirken sollte, daß wieder Gottesdienst gehalten würde.

Seit dieser Zeit sind die Begebnisse des Klosters so unbedeutend, daß sie, außer eines im Jahre 1632 erlittenen Ueberfalles, auf keine besondere Erwähnung Anspruch machen können. Damals ging nämlich der schwedische Obrist Schlammersdorf, nach Eroberung des festen Schlosses Gleichenstein, auf Duderstadt los, wandte sich aber, nachdem er von der hiesigen Besatzung zurückgeschlagen war, gegen das Kloster Teistungenburg, gab es einer gänzlichen Plünderung Preis und verursachte demselben dadurch einen sehr empfindlichen Schaden.

Im Jahre 1809 wurde von der westphälischen Regierung die Aufhebung des Klosters verordnet, und das Klostergut im September desselben Jahres an den Oberamtmann Herrn Felber, gegenwärtig in Herzberg, verkauft. Derselbe trat es später an seinen Sohn ab, und Beide gaben, durch eine eben so thätige als umsichtige Wahrnehmung der natürlichen Vortheile des Gutes, den treffendsten Beweis, daß ökonomische Besitzungen unter wohlgeübter Hand bald in ganz neue Schöpfungen verwandelt werden können.

Adolf Regel.

Möbisburg.

Zwischen den Städten Erfurt und Arnstadt, ohngefähr zwei Stunden von diesem und anderthalb Stunden von jenem entfernt, liegt auf dem rechten Ufer der Gera, an dem nördlichen, hie mit Obstbäumen reichlich besetzten Abhange des Steigerwaldes das Preußische Dorf Möbisburg. Hat man das Dorf von Süden nach Norden durchwandelt, so erblickt man nordöstlich, vor dem Eingang einer Schlucht, die sich nach dem gothaischen Dorf Rhoda hinzieht, auf einem abgesonderten Hügel ein freundliches, von Bäumen beschattetes Kirchlein. Angelangt auf dem Hügel, findet man rings um das Kirchlein einen geräumigen Rasenplatz, und weidet seine Blicke an dem gegenüber, auf dem linken Geraufer liegenden Dörfchen Stedten, an dem freundlich aus diesem hervorschauenden Gräfl. Kellerschen Landhause und an den anmuthigen, zu diesem Landhause gehörenden Gartenanlagen. Das Kirchlein selbst steht, wie uns die Sage vertraut, an der Stelle, wo der Frankenkönig Merwig oder Merovens, den die Thüringer im Jahre 447 nach Christi Geburt zu ihrem König erwählten, sich eine Residenz, damals Saal geheißen, oder eine Burg erbaute. *) Diese Burg wurde nach des Königs Namen Merwigsburg genannt, woraus im Verlaufe der Zeit Mewersburg, Möbigsburg, Möbisburg, Mebisburg, Mersburg, Mersperk und Mörschberk entstanden ist. Die beiden letzten Benennungen leben vorzüglich in dem Munde der umwohnenden Landleute, und vielen derselben ist der Name Möbisburg, unter welchem der Ort jetzt von den Geographen aufgeführt wird, so gänzlich unbekannt, daß, wenn man sie nach der Lage von Möbisburg fragt, sie durchaus keine Auskunft ertheilen können. Bei der Burg legte Merwig, anfangs nur für seinen Hofstaat, einen umfangreichen Flecken an, der seinen Namen von jener

---

*) Ernst Brotuffs Anhaltische Genealogie, ed. Cl. 1556. Lib. I. cap. 2. Falkensteins Historie von Erfurt, 1739, p. 2.

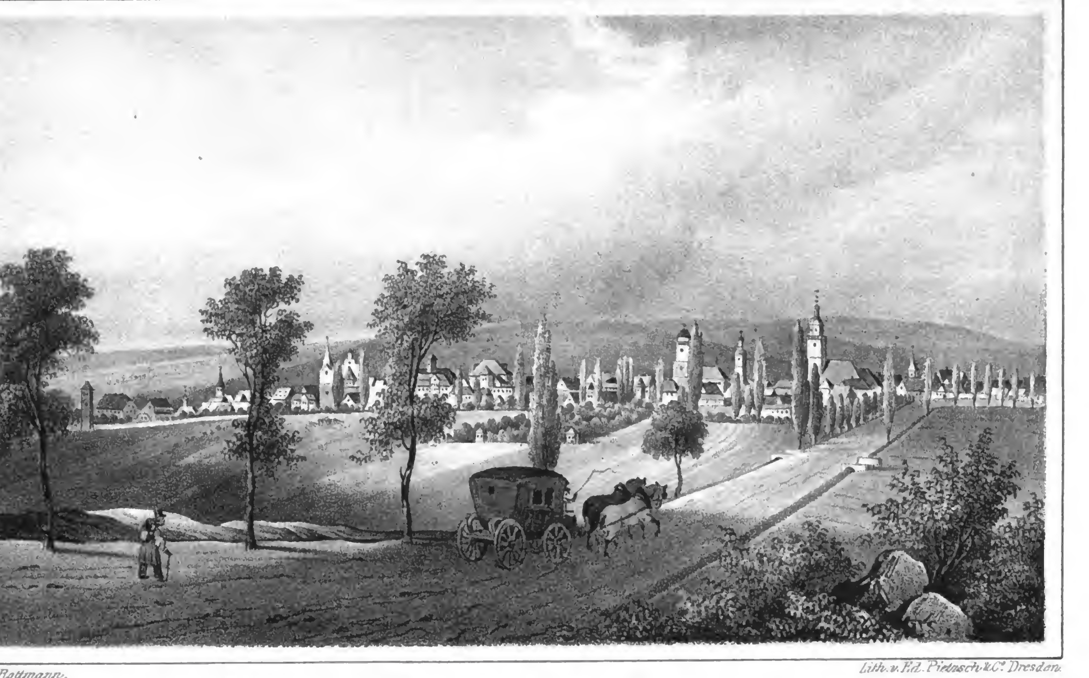
erhielt. Schon in seinem ersten Aufblühen mag dieser Flecken von den beutegierigen und blutdurstigen Schwärmen der Hunnen, die im Jahre 451 unter König Etzel oder Attila in Thüringen einfielen, Schreckliches erduldet haben, und auch in den folgenden Zeiten öfters durch die in dieser Gegend wüthende Kriegsfurie verwüstet worden sein, so daß er zu einem unbedeutenden Dorfe herabsank und sich erst später wieder hob. Auch die Burg mag während dessen manches harte Schicksal erfahren haben; doch ist uns darüber nichts Zuverlässiges bekannt geworden. Im Jahre 1160 suchten, wie eine alte Chronik meldet, sich Räuber auf derselben festzusetzen.*) Als dies Kaiser Friedrich Barbarossa vernahm, ließ er an Ludwig den Eisernen, Landgrafen von Thüringen, den Befehl ergehen, die Burg zu schleifen. Der Landgraf vollzog diesen Befehl so, daß kein Stein auf dem andern blieb und bald jede Spur von der Burg verschwand. Die Merkmale von Umwallungen, die jetzt noch vorhanden sind, datiren sich erst aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Im Herbste des Jahres 1631 nämlich ließ Gustav Adolf, König von Schweden, nach dem bei Leipzig über Tilly erfochtenen Siege, seine Armee in zwei Colonnen durch Thüringen nach Franken ziehen. Die eine derselben zog von Erfurt über Arnstadt, und von Kriegern dieser Colonne wurde auf dem Hügel der verschwundenen Merwigsburg eine Schanze angelegt, und zur Sicherung des Marsches reichlich mit Geschütz besetzt. Das dem heiligen Dionysius gewidmete Kirchlein, welches bereits in Urkunden aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, die vor uns liegen, eine Tochter der Kirche zu Bischofsleben oder Bischleben genannt wird, bildete den Mittelpunkt dieser Schanze, und wurde später, wie schon sein jetziges Aeußere zeigt, erneuert. Ein alter thüringischer Chronikenschreiber hat uns von diesem Kirchlein folgende Sage aufbewahrt:

„Es liege ein großer Schatz unter dem Kirchlein verborgen, welchen böse Geister hüteten. Einst hätten sich drei beherzte Männer, ein Schmied, ein Schneider und ein Schäfer, vorgenommen, diesen Schatz zu heben; als sie aber danach zu graben begonnen, wären sie von den bösen Geistern umgebracht worden. Zur Warnung habe man ihre Häupter oben an dem Simse der Kirche nebst einem Hufeisen, einer Scheere und einem Hirtenstabe ausgehauen."

Im siebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hat man in der Nähe des Kirchleins, so wie auch bei und in dem benachbarten Dorfe Bischleben viel alte Urnen und Waffen ausgegraben, und es dürfte sich auch wohl jetzt noch der Mühe lohnen, dort nach solchen Ueberresten untergegangener Zeiten zu forschen. Zeichner aber machen wir darauf aufmerksam, wie das Möbisburger Kirchlein, von dem Gräflich Kellerschen Burggarten bei Stedten aus betrachtet, einen äußerst lieblichen Anblick gewährt und wohl verdient, unter den malerischen Darstellungen thüringischer Gebäude und Gegenden eine Stelle zu erhalten.

*) Melissantes neueröffneter Schauplatz denkwürdiger Geschichte, Frankfurth und Leipzig, 1715, Seite 336.

Adolf Bube.



Gez. v. J. G. Rottmann. Lith. v. Ed. Pietzsch & Cᵒ. Dresden.

63.

Langensalza.

Stadt Langensalza.

Unweit der Unstrut, in dem alten Westergaue des südlichen Thüringens, im Mittelpunkte der Städte Erfurt, Gotha, Eisenach, Mühlhausen, Wanfried, Nordhausen, Sondershausen und Tennstädt, liegt unter 28° 18′ 5″ östl. Länge und 51° 6′ 59″ nördl. Breite, in einer fruchtbaren, ebenen, nur von einigen sandigen Höhen begrenzten Gegend, in dem Bezirke der königl. preuß. Regierung zu Erfurt, die Kreisstadt Langensalza, einst Salza oder Salzaha, der Stammsitz des edlen Geschlechts, welches von diesem Orte seinen Familiennamen entlehnt hat, ursprünglich aber aus der Mitte der uralten, mächtigen, kriegs- und beutelustigen Nordmannen von Treffurt*) hervorgegangen sein soll. Urkundlich wird des Ortes, welchen die Salza, ein kleines, eine halbe Stunde westlich von der Stadt, in der Flur von Uffhofen aus drei Quellen, den sogenannten Gulken, entspringendes Flüßchen, in verschiedenen, größtentheils verdeckten Kanälen durchrinnt, das sich eine Viertelstunde unterhalb der Stadt, unweit des Dorfes Merxleben in die Unstrut ergießt, bereits im Jahre 932 gedacht. Es ist dies die älteste verbürgte Nachricht, die uns von dem Dasein Langensalza's, welches bereits 736 durch Bonifacius zum christlichen Glauben bekehrt worden sein soll, Kunde giebt; doch ist nicht zu ermitteln, ob schon damals die Herren, welche später als Besitzer desselben genannt werden, daselbst geherrscht haben. Einer unverbrieften Sage nach soll Salza anfangs dem unweit davon gelegenen Kloster Homburg**)

*) Siehe: »die Stadt Treffurt und die Ruinen des Nordmannsteines« von H. Schwerdt im 4. Bande S. 31. ff. dieses Werkes.

**) Eine Beschreibung dieses im Jahre 800 nach Christo von Karl dem Großen gestifteten Nonnenklosters von dem Orden der Benedictiner, welches

gehört, über letzteres aber den Herren von Treffurt die Voigteigerechtigkeit zugestanden haben. In Folge dieses Verhältnisses nun hätten die gedachten Herren, welche nach unverbürgten Sagen schon um die Mitte des 5. Jahrhunderts Treffurt erbaut und sich daselbst angesiedelt haben sollen, Salza an sich gebracht, und, nachdem sie daraus eine eigene Herrschaft gebildet, ihren alten Familiennamen aufgegeben, und sich Herren von Salza geschrieben. Es muß dies aber bereits vor der Mitte des 12. Jahrhunderts geschehen sein, denn in zwei das Kloster Homburg betreffenden Urkunden, welche im J. 1162 und 1179 ausgestellt, und von Walther Wigand Burchartradus von Salza und Walther von Salza als Zeugen unterschrieben sind, geschieht des Voigteiverhältnisses nicht nur keiner Erwähnung, sondern es erscheint in denselben auch Herzog Heinrich von Baiern und Sachsen als oberster Schirmherr des Klosters, und die Gebrüder Heinrich und Theodorich Grafen zu Hohenstein als dessen Untervoigte; auch ist gewiß, daß die Herren von Salza nicht nach Herzog Heinrichs Zeit Voigte des Klosters Homburg gewesen sind, indem sie um diese Zeit schon Herren von Salza waren, was sie doch später geworden sind, als Schirmvoigte des Klosters. Das alte Verhältniß derselben zum Kloster mag daher jedenfalls von dem Augenblicke an aufgehört haben, als sie von demselben das Dorf Salza nebst Zubehör erwarben.

Bereits im 12. Jahrhundert erscheinen die Herren von Salza als mächtige Dynasten in Thüringen, die nicht blos das Dorf Salza, sondern auch die Flurmarken von Uffhofen (mit einem festen Schlosse), Zimmern, Illeben, Döllstedt (wo 1248 Heubold von Salza den starken Steinfurt oder Steinfürst erbaute), Dörna, Tambach, Altenstein, Borstendorf und noch viele andere, heut zu Tage unter verschiedene Landesherrschaften zerstreute Dörfer und Schlösser besaßen. In Uffhofen scheinen sie zu allererst, und noch früher, als in Salza gewohnt zu haben; auch soll der Name jenes, kaum eine Viertelstunde westlich von Langensalza entfernten Dorfes eben von dem Wohnsitze der Herren von Salza daselbst herrühren, denn es hieß „uf'n Hofe" d. i. auf dem Schlosse. Aus diesem Namen hat man aber auch den Schluß ziehen wollen, daß Uffhofen vor uralter Zeit einmal mit Salza zusammengehangen, und einen Ort gebildet habe, indem Uffhofen oder die Oberhöfe den oberen, und die sogenannten Niederhöfe, welche noch gegenwärtig unter diesem Namen bestehen, den unteren Theil der Stadt ausgemacht hätten; doch entbehrt diese Vermuthung aller historischen Bestätigung.

In Salza selbst besaßen die Herren von Salza außer der eigentlichen Burg, der Dryburg (dem jetzigen königlichen Schlosse), auch einen Freihof, aus welchem später der Reinhardsbrunner

---

jedoch später (im Jahre 1136) von Kaiser Lothar II. in ein Mönchskloster desselben Ordens umgewandelt wurde, liefere ich in einem der folgenden Hefte dieses Werkes.

Hof, gegenwärtig Privateigenthum der Herren Weiß, entstanden ist. Dieser alte Freiherrenhof hat der heutigen Herrengasse, die alte Dryburg aber der Burggasse ihren Namen gegeben. Dieselbe stand nämlich nicht an dem Platze des unter diesem Namen auf uns gekommenen Schlosses diesseit des sogenannten wilden Grabens, sondern jenseit desselben, innerhalb des Walles, welcher sich bis auf den heutigen Tag in dem sogenannten Stadtgraben vom Klagethore nach dem Niederhöfer Thore fast unversehrt erhalten hat, und zwar an der Stelle des Bertling'schen Gartens in der Burggasse, wo, was dem Verfasser der Chronik der Stadt Langensalza*) entgangen zu sein scheint, sich sehr deutliche Spuren davon erhalten haben bis auf den heutigen Tag. Der Name Dryburg oder Dreyburg scheint übrigens mit dem ihrer ersten Erbauer, der Herren von Treffurt oder Dreyfurth, zusammenzuhängen, namentlich da dieses Schloß zuweilen auch Drifurtum genannt wird. Andere leiten den Namen von der Herrschaft der drei Brüder Heinrich, Johann und Friedrich von Salza ab, mit welchen, wie wir unten sehen werden, die Herrschaft dieses Geschlechts in unserer Stadt für immer erlosch.

Jener alte Freiherrenhof der Herren von Salza kam schon im Jahre 1226 an das Kloster Reinhardsbrunn, und zwar auf folgende wahrhaft tragi-komische Weise: Zur Zeit nämlich, als Landgraf Ludwig IV. zu Kaiser Friedrich II. nach Italien gezogen war (im Jahre 1226), und Hermann von Salza, der berühmteste seines Geschlechts, als Hochmeister des deutschen Ordens, die rohe Gewalt des Heidenthums in Preußen zuerst zu brechen begann**), hatte ein Herr von Salza (sein Name wird nirgends genannt) einen für jene Zeiten gar nicht ungewöhnlichen Einfall. Es beliebte nämlich diesem Herrn, auf dem in dem Gebiete des Klosters Reinhardsbrunn gelegenen Altenberge einen sogenannten Burgfrieden zu erbauen, und aus demselben dem Kloster allerhand Schaden durch Raub und Ueberfall zuzufügen. Der Abt des Klosters bat wohl, dergleichen bleiben zu lassen; aber die geistliche Bitte kümmerte dem weltlichen Herrn in seinem Burgfrieden nur in so weit, daß er denselben noch besser einrichtete, und sorgfältiger befestigte. Als nun der fromme Landgraf, nach seiner Rückkehr aus Italien, dieses Kloster, welches

---

*) Chronik der Stadt Langensalza in Thüringen von Karl Friedrich Göschel. Band 1. und 2. Langensalza 1818. Aus glaubhafter Quelle kann ich die Versicherung geben, daß die von Vielen gewünschte Fortsetzung des blos bis zum Anfange des dreißigjährigen Krieges gehenden Werkes so eben zum Drucke vorbereitet wird.

**) Hermann von Salza, einer der kräftigsten Männer seines Zeitalters, tritt zuerst auf im Jahre 1210 oder 1211, wo er zum Hochmeister des deutschen Ritterordens ernannt wurde, welcher 1190 als Orden der Brüder des deutschen Hauses St. Mariä zu Jerusalem, auf heiligem Boden gestiftet, bald der Inbegriff der edelsten, ritterlichsten und christlichsten Deutschen ward, und dessen Bestimmung zwischen die hohe Ritterpflicht, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, und die niedere Christenpflicht, die kranken und verwundeten Krieger zu pflegen, sich theilte.

in ganz absonderlicher Gunst bei ihm stand, noch im Jahre 1226 zum ersten Male wieder besuchte, klagte ihm der Abt sein Leidwesen mit großer Wehmuth und Kümmerniß. Ludwig antwortete nicht darauf; aber bald hatte er sich einen feinen, ritterlichen Schwank zu ernstlicher Bestrafung unseres gestrengen Herrn von Salza und daneben zu einer angenehmen Ueberraschung und kurzweiligen Erholung für die Klostergeistlichkeit von ihrer zeitherigen Bedrängniß ausgedacht. Er ließ nämlich seinem Voigte zu Eisenach insgeheim zu wissen thun, daß er mit den streitbaren Bürgern dieser Stadt des andern Tages früh nicht weit von jenem Burgfrieden, der dem Kloster so vielen Unfrieden machte, und den wohlgenährten Mönchen die besten Lebensmittel auf der reichlichen Zufuhr abschnitt, in vollen Waffen einfinden sollte. Am folgenden Morgen (es war an einem Sonntage) brach Ludwig auf zu seinen getreuen Mannen. Im Kloster ließ er den Befehl zurück, daß der Abt nicht eher die Prozession halten, nicht eher das Kreuz tragen lassen, noch die hohe Messe lesen sollte, bis er wieder zurückgekommen wäre. Jetzt wird der Feind sofort angegriffen. Der Burgfriede ist bald erstiegen, und unser Unfried, der Herr von Salza, gefangen genommen. Nun zieht Ludwig mit der ganzen Schaar nach Reinhardsbrunn zurück; der Herr von Salza aber wird mitgeführt, nach Einigen zu Fuß an einer Kette, nach Andern auf ein Pferd festgebunden. Bei der Ankunft des Zuges hält der Abt auf des Landgrafen Anordnung die Prozession, und der gefangene Herr von Salza muß in Ketten und Banden dem Kreuze vorangehen. Hierauf läßt ihn Ludwig, um ihn noch empfindlicher zu strafen, an einem erhabenen Orte in der Kirche zur Schau ausstellen; der Kantor stimmt die Worte an: „Herr, du hast erniedriget und gedemüthiget den Herrn von Salza, als einen verwundeten Mann," worauf das Chor mit einer passenden Antwort einfällt. Einige Diener des gedemüthigten Herrn, welche die Anstifter der Sache gewesen waren, werden hierauf mit dem Schwerte hingerichtet; der Herr selbst aber muß geloben und schwören, daß er des Klosters Gebiet nie wieder betreten, seiner Buße nimmer gedenken, und an den Altenberg keinerlei Anspruch je wieder machen wolle. Der Burgfriede wurde nun auf des Landgrafen Befehl von den Eisenachern von Grund aus zerstört und abgetragen. Holz und Steine davon erhielt das Kloster. Nach dieser ausgesuchten Buße konnte der Herr von Salza wieder heimziehen; zuvor aber mußte er noch seinen in Salza gelegenen Freihof, wo die Herren von Salza vor Erbauung der Dryburg eine Zeit lang gewohnt hatten, sammt dessen Einkünften und Zubehör an das Kloster abtreten. Das ist der in unserer Stadt gelegene, sogenannte Reinhardsbrunner Hof, welcher später, nach Zerstörung des Klosters Reinhardsbrunn, sammt diesem an die herzogl. Landesherrschaft zu Gotha, und neuerlich als Privateigenthum in die Hände der Herren Weiß zu Langensalza gelangte.

Es konnte nicht fehlen, daß ein so reichbegütertes Geschlecht, wie das der Herren von Salza, vielfach in die Ereignisse verflochten werden mußte, durch welche in jener bewegten Zeit Deutschland erschüttert

ward. So hatten dieselben mit den meisten Herren des Thüringer Landes, auf Anstiften des Erzbischofs Siegfried von Mainz, dem Landgrafen Hermann I. sich angeschlossen, als dieser von dem durch Pabst Innocenz III. excommunicirten Kaiser Otto IV. öffentlich abgefallen war. Hierdurch wurde Kaiser Otto veranlaßt, eiligst aus Apulien nach Deutschland aufzubrechen. Im Anfange des Jahres 1212 daselbst angelangt, machte er, nach einem zu Pfingsten in Nürnberg gehaltenen Reichstage, sogleich einen Einfall in das ihm feindlich gesinnte Thüringen, wo er sich bereits durch seinen Truchseß Gunzelin der Städte Mühlhausen und Nordhausen bemächtiget hatte, eroberte das Schloß Rothenburg, und zog von da vor das Schloß Dryburg. Dasselbe wurde jedoch nicht erobert, sondern ergab sich, weshalb Otto den Herren von Salza nicht nur Gnade widerfahren ließ, sondern auch dem Orte, wo sie residirten, die Stadtgerechtigkeit verlieh (1212). Seit dieser Zeit ward Salza mit Mauern umschlossen.

In den Kriegen, welche Landgraf Abrecht der Entartete mit seinen Söhnen Friedrich und Diezmann führte, zeichnete sich Friedrich von Salza als tapferer und treuer Anhänger des Letzteren aus. Sonst war die Politik des Hauses Salza darauf gerichtet, sich durch die Verbindung mit entfernteren Fürsten der Uebermacht der Landgrafen entgegen zu stemmen. Hierzu boten die damaligen Verhältnisse Thüringens vielfach Gelegenheit. Das Land war nämlich theils an Bisthümer und Klöster vertheilt, theils in eine Menge größerer oder kleinerer Herrschaften zersplittert. Benachbarte Kirchenfürsten, wie die Aebte der Stifter Fulda und Hersfeld und die Erzbischöfe von Mainz, unter deren Sprengel außerdem der größere Theil von Thüringen gehörte, besaßen daselbst ebenfalls große Güter. Diese zu erweitern, waren sie eben so sehr bedacht, als die Landgrafen sich bemühten, ihnen hierin entgegen zu sein. Unter diesen immer wiederkehrenden Reibungen konnte es denn nicht fehlen, daß jeder Theil sich unter den Edlen Thüringens Freunde und Angehörige zu verschaffen suchte. So waren in den Fehden, welche der Abt Heinrich von Fulda mit dem Landgrafen Friedrich II. bestand, die jüngeren Brüder Günther und Heinrich von Salza eifrige Bundesgenossen des Ersteren, so daß der Landgraf, um einige Ruhe zu erlangen, sich sogar genöthiget sah, im Jahre 1312 einen Waffenstillstand mit ihnen abzuschließen. An dem sogenannten Grafenkriege, welcher 1343 zum Ausbruche kam, nahmen die Herren von Salza ebenfalls Theil gegen den Landgrafen, nachdem sie schon das Jahr vorher mit dem Erzbischofe Heinrich von Mainz zu diesem Behufe ein besonderes Schutzbündniß abgeschlossen hatten. Diese Politik jedoch mußte nothwendig den Ruin des Hauses herbeiführen, als die unter einander entzweiten Mitglieder desselben jene mächtigen, auf einander eifersüchtigen Fürsten um Hülfe in ihrem Familienzwiste gegenseitig ansprachen. Diesen war natürlich die zur Vergrößerung ihrer Macht und Herrschaft so unerwartet dargebotene Gelegenheit höchlich willkommen. Salza gehörte schon damals unter die bedeutenden

Städte Thüringens, und in der Nähe desselben lagen verschiedene Güter, über welche das Erzstift Mainz lehnsherrliche Rechte ausübte. Desto weniger konnte es der Landgraf geschehen lassen, daß ein so fester Platz dem Erzbischofe zufalle. Nun hatte Günther der Aeltere, Herr von Salza und Döllstedt, bei seinem Dahinscheiden vier Söhne hinterlassen, nämlich Johann, Heinrich, Günther und Friedrich auf Salza, Döllstedt, Uffhofen und Bessingen. Einer derselben, Günther, scheint frühzeitig verstorben zu sein; die drei übrigen aber konnten sich über die väterliche Verlassenschaft nicht einigen; es entstand Zwiespalt unter ihnen, und an gegenseitigen Reibungen konnte es bei solcher Nachbarschaft nicht fehlen. Darüber kam Einer von dem brüderlichen Kleeblatte auf den Einfall, seinen Antheil an der Stadt Salza dem Erzbischofe von Mainz, der von Einigen Gerlach, von Andern aber wohl richtiger Heinrich genannt wird, und dem dieser Antrag sehr erwünscht kam, zu verkaufen. Jedoch eben diesem Verkaufe widersetzten sich anfangs die beiden andern Brüder, bis sich endlich auch der jüngere Bruder fügte, und dem Verkaufe beitrat. So kam die Abtretung zweier Drittheile der Stadt an den Erzbischof wirklich zu Stande, wahrscheinlich im Jahre 1345.

Jetzt erklärte der ältere Bruder, daß er seinen Antheil an den angestammten väterlichen Gütern zwar gern behalten hätte; weil ihm aber die eigenen Brüder diesen Wunsch vereitelt hätten, so bleibe ihm nichts übrig, als seinerseits seinen Vortheil und seine Pflicht wahrzunehmen. Hierauf ritt derselbe, ein getreuer Vasall, zu seinem Oberlehnsherrn, dem Landgrafen Friedrich, und verkaufte diesem sein Drittheil. Friedrich schickte alsbald einen Voigt nach Salza, um von seinem Antheile Besitz zu ergreifen; aber die Beamten des Erzbischofs waren ihm zuvorgekommen, und ertheilten dem landgräflichen Voigte den Bescheid: „Schloß und Stadt zu theilen, sei nicht schicklich, vielmehr müsse beides unzersplittert bei einander bleiben, und was der Landgraf dafür geben wolle, das werde der Erzbischof schon auch zahlen, und der wolle und solle es auch allein behalten." Hierauf wurde der landgräfliche Voigt nebst dem älteren Herrn von Salza geradezu zur Stadt hinausgejagt.

Als Friedrich, der ohnehin nicht im besten Vernehmen mit dem Erzbischofe von Mainz stand, von jener trotzigen Weigerung und der unziemlichen Behandlung seines Gesandten Meldung erhielt, ließ er sofort an alle seine Lehnsleute und Städte ein Aufgebot ergehen, rückte zu Anfang des Februar 1346 mit seinen Getreuen ohne Umstände vor die Stadt, und ließ Feuerpfeile in dieselbe schleudern. Bei dem entstandenen Brande verloren gegen 3000 Bürger ihr Leben; die Stadt wurde gänzlich zerstört; die Drybürg aber widerstand allen Anstrengungen der Belagerer bis Mitte August. Endlich kam ein Vergleich zu Stande, in Folge dessen dem Landgrafen die Hälfte des Schlosses und der Stadt eingeräumt wurde. Die früheren Besitzer, die Herren von Salza, behielten in derselben nur einige Güter

und Gerechtsame; ihre Hofhaltung aber verlegten sie nach Uffhofen und Döllstedt.

Und diese beiden zuletzt genannten Besitzungen waren denn der letzte schwache Rest, welcher dem an Gütern einst so reichen und mächtigen Geschlechte der Herren von Salza noch übrig blieb. Zusehends schwinden, größtentheils durch Veräußerung, zu welcher der Anwachs der Familie wohl drängen mochte, die Güter Vorstendorf bei Jena, der Freihof zu Salza, dann Dörna, Tambach, Illeben, Altenstein, Frankenstein, und zuletzt auch Burg und Stadt Salza, so daß am Ende nichts mehr übrig bleibt, als Uffhofen und Döllstedt, als deren gemeinschaftliche Besitzer wir zu Anfang des 15. Jahrhunderts zwei Vettern, nämlich Johann und Hermann von Salza, genannt finden. Johann starb 1406 kinderlos; Hermann aber, dessen Erbe, der ebenfalls kinderlos war, übergab die Burg zu Uffhofen und 3 Theile von Döllstedt, welche Allode waren*), verschiedenen Blutsverwandten, namentlich den Herren von Gleichen, gegen eine gewisse Vergeltung, die er sich selbst aussetzte. Nach seinem Tode, mit welchem 1409 die Langensalzaer Linie der Herren von Salza erlosch, entspann sich gleichwohl ein Successionsstreit zwischen den von ihm eingesetzten Erben, den Herren von Gleichen, und dem Landgrafen Friedrich IV., der jedoch 1410 durch den Landgrafen Friedrich den Aelteren von Meißen durch einen Vergleich beigelegt ward. In Folge desselben gelangten die Herren von Gleichen zum ungetheilten Besitze von Döllstedt und Uffhofen**), und dem Landgrafen Friedrich wurde das Oberlehenseigenthum darüber zugesprochen.

Der bildlichen Denkmale, welche von den alten Dynasten von Salza auf uns gekommen sind, giebt es nur wenige, denn eine alte Münze***) und einige Denksteine in den Kirchen zu St. Stephani und St. Bonifacii zu Langensalza sind der ganze, spärliche Rest leibhaftiger Reliquien, die den entfernten Nachkommen aus der Vergangenheit ihrer ritterlichen Vorfahren geblieben sind.

Die Stadt Salza, welche, wie wir oben sahen, im J. 1346 zweiherrisch geworden war, wurde schon im J. 1387 unter dem

---

*) Der vierte Theil von Döllstedt konnte, als ein von dem Landgrafen relevirendes Mannlehen, nicht veräußert werden.

**) Letzteres scheint nur kurze Zeit bei dieser Familie geblieben zu sein, denn aus einem Lehnbriefe von 1428 ersehen wir, daß Landgraf Friedrich Burg und Dorf Uffhofen den Herren von Goldacker, welche bis diesen Augenblick im Besitze geblieben sind, verkauft und in Lehen verliehen hat.

***) Dieselbe zeigt einen Mann, mit einer Mütze auf dem Haupte, in sitzender Stellung Sie ist von zwei Ringen umgeben, in deren inwendigem das Wort Salza zu lesen ist. In dem äußeren Ringe stehen die schwer zu deutenden Buchstaben: V. † A. † V. † A. †

Landgrafen Balthasar wieder vereiniget, und ist seitdem ununterbrochen bei dem thüringisch=meißnischen Fürstenhause geblieben.

Balthasar's Sohn, Friedrich VI. oder Einfältige, ein Schwächling an Seele und Leib, starb 1440 zu Weißensee, und mit ihm schließt sich die Reihe der alten Landgrafen von Thüringen, dessen Geschichte von nun an mit der des Hauses Sachsen zusammenfällt. Thüringen fiel nämlich als Erbe an Friedrich den Sanftmüthigen und Wilhelm, die beiden Söhne Friedrichs des Streitbaren, seit 1425 Kurfürsten von Sachsen. In dem 1445 errichteten Theilungsvertrage kam Thüringen an Wilhelm, und nach dessen Tode an die Söhne seines Bruders Friedrichs II., Ernst und Albrecht, durch welche in Folge des Erbtheilungsvertrages zu Leipzig vom 26. August 1485 das sächsische Haus bekanntlich in die nach ihnen benannte Ernestinische und Albertinische Linie getheilt ward. Ernst bekam die Kurwürde und den größeren Theil von Thüringen; der andere, kleinere Theil, welcher an Albrecht fiel, wurde später unter dem Namen des thüring'schen Kreises dem Kurfürstenthume Sachsen einverleibt, welches durch Herzog Moritz im Jahre 1548 an die Albertinische Linie kam, und 1806 zum Königreiche erhoben ward. Durch den Frieden zu Wien endlich wurde der thüring'sche Kreis des Königreichs Sachsen, nebst andern großen Bezirken, dem preußischen Königshause überwiesen, dessen Scepter daher auch Langensalza seit 1815 unterworfen ist.

Langensalza ist eine ansehnliche Fabrik= und Handelsstadt, und hat ein altes Schloß, die Dryburg*), gegenwärtig der Sitz des Land= und Stadtgerichtes, des Haupt=Steueramtes und des Rentamtes, ferner 3 Kirchen, deren eine, die Bonifaciuskirche, mit dem auch durch seine schöne Bauart ausgezeichneten, höchsten Thurme in Sachsen**) geziert ist, eine Bürger=, Mittel= und Volksschule, eine Fortbildungsanstalt für Handwerkslehrlinge und Gesellen, unter dem Namen „Sonntagsschule", ein Waisenhaus, dessen innere Einrichtung durch eine wahrhaft musterhafte Ordnung und Reinlichkeit ungemein anspricht, eine Kleinkinder=Verwahr=Anstalt unter der Leitung eines sehr achtungswerthen Frauenvereins, drei Hospitale, von denen jedoch zwei zu städtischen Zwecken eingezogen sind, 3069 catastrirte Gebäude,

---

*) Die letztregierende Herzogin Friederike zu Sachsen=Querfurt und Weißenfels, geb. Prinzessin zu Sachsen=Gotha und Altenburg, residirte hier, und starb den 12. Mai 1775. Sie liegt in Weißenfels begraben.

**) Die Höhe desselben beträgt gerade die Hälfte des Straßburger Münsters, nämlich 287 Fuß. Der Grundstein zu demselben wurde 1470 gelegt, und die große, 80 Centner wiegende Glocke den 1. September 1564 zum ersten Male geläutet.

nämlich 1010 Wohnhäuser (einschließlich 22 wüster Stätten) und 2059 Fabrik- und andere Gebäude, und (mit Ausschluß des Militairs) gegen 8000 Einwohner, deren Hauptnahrungszweige in Fabriken, Handwerksbetrieb und Handel bestehen. Unter den Fabrikanlagen sind die den Herren Gebrüdern Weiß*) gehörigen und von denselben im Jahre 1805 zuerst begründeten Wollen-Garn-Maschinenspinnereien, welche zusammen 4300 Spindeln enthalten, und im Durchschnitt 1000 Menschen beschäftigen, besonders zu erwähnen. Von den in früheren Zeiten sehr blühenden Seiden- und Halbseidenzeug-, Tuch- und Raschmanufacturen, so wie den ehemals ebenfalls bedeutenden Puder- und Stärkefabriken sind nur noch schwache Ueberreste vorhanden. Wichtige Nahrungszweige dagegen sind noch gegenwärtig Landwirthschaft und Bierbrauerei, welche letztere sich namentlich in neueren Zeiten sehr gehoben hat.

Von öffentlichen Gebäuden verdienen, außer den bereits erwähnten, noch das in einem edlen Style erbaute Rathhaus mit dem künstlich in dasselbe eingebauten Hausmannsthurme, ferner ein recht hübsches Kurhaus bei dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten, im Jahre 1811 entdeckten, in neueren Zeiten aber nur schwach besuchten Schwefelbade, und ein freundliches, am nordwestlichen Ausgange der Stadt, an der Straße nach Mühlhausen gelegenes Schützenhaus genannt zu werden.

Vergnügungsorte in der Nähe Langensalza's sind besonders drei zu erwähnen, die sämmtlich Eigenthum der Commune sind, nämlich: 1) das bereits genannte Bad; 2) der ungefähr eben so weit nördlich von der Stadt entfernte Böhmen, am Fuße eines die fast gänzlich versunkenen Ueberreste des Klosters Homburg tragenden und eine wunderliebliche Aussicht gewährenden Hügels, und in etwas weiterer Entfernung gegen Westen 3) die Thiemsburg, eigentlich Dämons- d. i. Teufelsburg, ursprünglich ein altes, verrufenes Raubschloß, später eine Ritterburg, und gegenwärtig ein städtisches Vorwerk und Forsthaus**), dessen nächste Umgebungen der jetzige Förster Jäger mit uneigennütziger Aufopferung zu einem kleinen Paradiese umgeschaffen hat.

An der Verschönerung der Stadt selbst und ihrer nächsten Umgebungen wird fortwährend mit rastlosem, keine Opfer scheuenden Eifer gearbeitet. In allen Straßen befinden sich Trottoirs für die

---

*) Eine Biographie des hauptsächlichsten Begründers dieser großartigen Anlagen, des jetzigen Geheimen Finanzrathes, Herrn Christian von Weiß auf Glücksbrunn rc. haben wir von Ludwig Storch in diesem Werke demnächst zu erwarten.

**) Die Waldung um dasselbe gehörte dem Kloster Homburg, und kam, nach dessen Aufhebung i. J. 1544, nebst den Homburger Klostergebäuden, durch Kauf in die Hände des Magistrats zu Langensalza.

Fußgänger; nicht nur die Haupt-, sondern auch die meisten Nebenstraßen sind neu gepflastert, und die öffentlichen Promenaden verschönern und erweitern sich mit jedem Jahre. Durch die Handhabung einer guten Straßenpolizei hat die Stadt ein gänzlich verändertes, weit freundlicheres Ansehen gewonnen, und die zahlreichen Neubauten schließen sich mehr und mehr dem geläuterten Geschmacke der neueren Zeit an, worin Langensalza früher, namentlich gegen die Nachbarstädte merklich zurückstand. Eine allgemeine Straßenbeleuchtung besitzt die Stadt seit dem 1. October 1839.

Für den literärischen Verkehr ist in Langensalza durch zwei Buchhandlungen hinreichend gesorgt. In pädagogischer Hinsicht verdient namentlich auch die hiesige, von dem als Kanzelredner allgemein geschätzten Herrn Superintendenten Frobenius geleitete Lehrerconferenz, welche in einem unlängst neu erbauten, sehr freundlichen Schulgebäude allmonatlich ihre Sitzungen hält, genannt zu werden. Der in diesen Conferenzen herrschende, wahrhaft wissenschaftliche Geist, verbunden mit der Humanität ihres mit der Literatur und den Bedürfnissen des Schulwesens innig vertrauten Dirigenten, macht diese Versammlungen so belehrend, als anziehend, und der Verf. dieser Blätter bekennt unverholen, daß er in ihnen seine genußreichsten Stunden verlebt.

Auch der heiteren Geselligkeit ist theils durch zwei geschlossene Gesellschaften für die gebildeten Stände, mit sehr angenehm gelegenen Sommerlocalen, theils durch eine mit vielen recht wackeren Talenten gezierte Liedertafel, deren Leistungen uns namentlich während der Wintermonate manchen gesellig heiteren Abend und wahrhaft geistigen Genuß gewähren, hinreichend Vorschub geleistet.

Von allgemeinen, aus einer früheren Zeit herrührenden Volksfesten endlich dürften besonders zwei der Erwähnung werth sein, da sie mit der Particulargeschichte unserer Stadt in mehr oder weniger genauem Zusammenhange stehen, nämlich das Vogelschießen der hiesigen Schützencompagnie und der jährliche Auszug der Fuhrleute am Trinitatisfeste. Das am 12. Juni 1666 zuerst errichtete Schützencorps hat sich im Jahre 1839, bei Gelegenheit einer von den Schützentöchtern demselben verehrten prachtvollen Fahne, auf eine dem Geiste der Zeit entsprechendere Weise neu organisirt und uniformirt, und wenn auch, in Folge dieser Vorgänge, ein Kampf des Alten mit dem Neuen nicht wohl zu vermeiden war, so steht doch zu hoffen, daß der bei Gelegenheit der Fahnenweihe am 22. Juli 1839 von dem Festredner ausgesprochene Wunsch in Erfüllung gehen werde, „durch Einheit, Einigkeit und Einmüthigkeit das nahe bevorstehende zweite Jubelfest der Compagnie zu einem Freudenfeste gestempelt zu sehen, ähnlich demjenigen, welches im Jahre 1839 so Vieler Herzen freudig bewegt hat."

Den Fahnen, welche wir alljährlich am Trinitatisfeste bei den festlichen Auszügen und in den munteren Reigen der Fuhr- und

und Ackerleute so feierlich, als lustig flattern sehen, und die so zu geistlichem Sang und Klang, wie zu lustigem Tanze wehen, schreibt die Sage ein so hohes Alter zu, daß sie, wenn auch nicht die leibhaftigen Fahnen, doch die Berechtigung dazu von der oben erzählten Einäscherung der Stadt im Jahre 1346 ableitet, bei welcher den Erzbischöflichen, man weiß nicht wie, das geistlich-kriegerische Panier abgenommen worden sein soll. Wenn aber auch diese Sage ungegründet sein sollte, so scheint doch so viel gewiß zu sein, daß die Fahnen des ehrenwerthen Standes der hiesigen Fuhr- und Ackerleute durch ein sehr hohes Alter geheiliget sind, und in irgend einer merkwürdigen Begebenheit der Vorzeit ihren Ursprung finden.

Dr. F. A. Günther.

Schloß Rabinswalde.

Hoch thürmte sich einst im Thüringerland
Ein altes Schloß, Rabinswalde genannt,
Und wo jetzt der Nordsturm die Buchen zerzaust,
Da haben einst mächtige Ritter gehaust.
Da hausten sie hoch auf des Berges Horste,
Noch siehst du die Trümmer im dunklen Forste.

Von dem nördlichen Abhange der Finne, jenem reichbewaldeten Höhenzuge, der sich von Heldrungen bis Eckartsberge erstreckt, ziehen sich viele enge Thäler nach der Unstrut hinab, welche mit Laubholz bewachsen, freundliche Wiesen oder fruchtbare Aecker in ihrem Grunde zeigen, in deren Mitte ein heller Bach in munterer Eile seinen Lauf nimmt. Für den Freund der Natur, der gern aus den Sorgen und Zerstreuungen des täglichen Lebens der wohlthuenden Stille und dem Frieden der Natur zueilt, haben diese lieblichen, stillen Thäler eine anziehende Kraft; der melodische Gesang der Vögel, das Murmeln der Bäche, der aromatische Duft der Wiesen, die reichen Schattirungen der Wälder, die feierliche Stille, die Berg und Thal umschließt, Alles zieht ihn mit unwiderstehlicher Kraft an, und wenn er sich gewöhnt hat, in der Natur den zu finden und zu erkennen, der mit wunderbarer Allmacht und Weisheit sie geordnet hat, so kann er sich wahrhaft glücklich preisen, wenn er sich ungestört diesen wohlthuenden und erhebenden Gefühlen überlassen kann. Begegnet er auf diesen einsamen, aber so belohnenden Gängen den halb verwitterten Spuren merkwürdiger Ueberreste der Vergangenheit, betritt er eine Stelle, wo in der frühen Vorzeit wichtige Vorfälle sich ereigneten, da nahen sich ihm die Bilder jener längst vergangenen Zeiten, und er sieht sich in den Kreis derer versetzt, welche einst einen großen

Einfluß auf die Ereignisse ihrer Zeit übten, deren Namen aber und Thaten die Alles vernichtende Zeit fast gänzlich aus unserm Gesichtskreise geführt hat.

So oft der aufmerksame Wanderer das freundliche Thal, welches sich von Wiehe nach dem Dorfe Garnbach hinzieht, besucht, überläßt er sich gern diesen Gedanken. Er sieht sich bald von Bergen umschlossen, die seinen Gesichtskreis von allen Seiten beengen; nach einer halben Stunde hat er das freundliche Dörfchen erreicht, das sich malerisch an den Abhang des Berges anlehnt, und mit der kleinen Kirche, die über dem Dorfe auf der Mitte des Berges sich erhebt, ein sehr freundliches Bild darbietet. Aber das Verlangen, die letzten Ueberreste einer in den frühern Jahrhunderten sehr berühmten Burg zu schauen, treibt ihn unaufhaltsam vorwärts; das Thal schließt sich immer mehr und mehr, kaum findet der helle Bach Raum, sich durch die beengenden Steine und Felsen hindurch zu winden. Endlich zeigt sich ihm eine überwölbte, helle, reine Quelle, und durch ihr erquickendes Wasser gestärkt, beginnt der Wanderer den steilen Berg zu ersteigen. Nach einer Viertelstunde hat er den Gipfel desselben erreicht, und bald bemerkt er Gräben und Wälle, die sich in weiten Kreisen um die Spitze des Berges herumziehen. Unter dem dichten Laubdache hoher und starker Buchen entdeckt er endlich eine hohe, lange und starke Mauer, deren fester Bau der Gewalt der Jahrhunderte getrotzt hat — es ist der einzige Ueberrest der festen, weithinstrahlenden Burg Rabinswalde.

Der Ursprung dieses Namens ist leicht zu erklären, denn wahrscheinlich hieß dieser Theil des weiten Forstes, der sich über die Finne hinzieht, schon in alter Zeit der Rabenswald, indem sich hier auf dieser steilen Felsenspitze häufig Raben niederließen. Die alte Benennung des Berges wurde nun auf die Burg, welche sich auf demselben erhob, übergetragen. In jenen frühen Zeiten, wo der Gebrauch und die Kraft des Pulvers noch nicht bekannt war, mußte diese Burg zu den stärksten von Thüringen gehören, denn von drei Seiten steigt der Berg sehr steil in die Höhe, so daß hier kein Angriff gelingen konnte, von der vierten, südlichen Seite schützten Gräben, Wälle und Mauern vor dem Angriffe verwegener Feinde.

Die an Land, Macht und Ansehn reichen Grafen von Käfernburg, welche zu den ältesten Geschlechtern Thüringens gehörten, und die nach dem bei Arnstadt erbauten, jetzt gänzlich zerstörten Schlosse genannt wurden, erweiterten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert durch Heirath, Erbschaft und Kauf ihre Besitzungen so bedeutend, daß sie große Landstriche in Thüringen besaßen. Schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts erwarben sie auch in der goldenen Aue beträchtliche Güter. In einer Urkunde vom Jahre 1162, in welcher Kaiser Friedrich der Rothbart einen Tausch zwischen dem Markgrafen Otto von Meißen und dem Kloster Pforte bestätigt, wird ein Besitzthum des Grafen Siho oder Sitzo erwähnt, welches bei Hechendorf, also ganz nahe bei Rabinswalde lag; die Vermuthung, daß dieser Graf Siho ein Graf von Käfernburg war, der um diese Zeit lebte,

hat viele Gründe für sich. Graf Günther V. von Käfernburg, welcher seit 1195 mit zwei Brüdern, Heinrich und Ludolf, die väterlichen Güter besaß, hinterließ bei seinem 1212 erfolgten Tode zwei Söhne, Günther VI. und Albert, welche sich in das väterliche Erbe so theilten, daß Graf Günther die alten Stammgüter mit Käfernburg erhielt, dem Grafen Albert aber, als dem Jüngern, die Herrschaft Wiehe mit Rabinswalde zu Theil wurde.

Auf welche Weise die Grafen von Käfernburg den Besitz dieser Herrschaft erlangten, läßt sich bei dem Mangel der Dokumente eben so wenig entscheiden, als jetzo angegeben werden kann, wer von diesen Grafen der erste Erbauer dieser Burg gewesen sein mag. Wahrscheinlich ist es, daß durch die Mutter des Grafen Albert: Diethburgis, einer Tochter des Grafen Sigismund von Anhalt, wo nicht die ganze Herrschaft Wiehe, doch ein Theil derselben an Käfernburg gekommen ist, denn die vorhandenen Urkunden beweisen es, daß die Grafen von Anhalt in dieser Gegend viele Güter besaßen.

Der Name dieses Grafen Albert von Rabinswalde oder von Wiehe, wie er auch öfters genannt wird, erscheint häufig seit dem Jahre 1240 in den Urkunden, von denen wir zwei der wichtigsten anführen wollen. An dem denkwürdigen Vergleiche, welchen neun thüringische Grafen und sechs edle Herren mit dem Markgrafen Heinrich von Meißen, dem Erben Thüringens, abschlossen, nachdem der Landgraf Heinrich Raspe 1247 auf der Wartburg ohne Nachkommenschaft gestorben war, und der Sohn Sophiens von Brabant, der Tochter der heiligen Elisabeth, nicht allgemein anerkannt war, nahm auch Graf Albert Antheil. Er nimmt in dieser wichtigen Urkunde, vom 1. Juli 1249, in Wizinfels (Weißenfels) ausgestellt, mit den übrigen Grafen und Herren seine Besitzungen als Lehen des Markgrafen Heinrich von Meißen an, außer Putilesdorf (jetzt Bottendorf), eine Stunde von Wiehe entlegen, welches er von dem Grafen von Anhalt als Lehn besitze, und verspricht zugleich, den Streit, welcher zwischen ihm und den Grafen von Mansfeld entstanden sei, gütlich beizulegen oder durch einen Richterspruch entscheiden zu lassen. In einer andern Urkunde vom 27. Juli 1255 erklärt Graf Albert, daß der Probst Hermann von Memleben im Namen des Konvents drei mansos (Hufen) in Klein Memleben dem Abte und dem Konvente zu Pforte auf dem Landdinge zu Putelendorf übergeben habe, und daß er den Verkauf bestätige. Nach dieser Urkunde war Graf Albert Vorsitzer des Dingstuhles zu Bottendorf, welcher zu dem Gerichtsbanne des Dingstuhles zu Weißensee gehörte. Die Grafen waren nach ihrer ersten Bestimmung Verwalter der Gerichte eines Gaues; da sich aber nach und nach die Grafenfamilien mehrten, so waren oft in einem Gaue mehrere Vorsteher der Gerichte. So mag es gekommen sein, daß die Grafen von Rabinswalde den Dingstuhl zu Bottendorf verwalteten.

Dieser Graf Albrecht kömmt häufig in den Urkunden seiner Zeit vor, und er scheint sich durch Ansehen und Klugheit ausgezeichnet zu haben. Sein Todesjahr ist nicht bekannt, wahrscheinlich starb er um

das Jahr 1260. Er hinterließ drei Söhne, Albert, Friedrich und Bertholdt, auch eine Tochter, Gisela, welche an einen Burggrafen von Magdeburg vermählt wurde. Die Grafen Albert und Bertholdt scheinen unverheirathet geblieben zu sein, wenigstens hinterließen sie bei ihrem, wie es scheint, früh erfolgten Tode, keine leiblichen Erben. Allein Graf Friedrich besaß eine Tochter, welche ihm seine Gemahlin Elisabeth, aus dem Hause Mansfeld, geboren hatte. Sie heirathete den Grafen Hermann von Orlamünde, und bei dem Tode ihres Vaters, der 1322 starb, fielen sämmtliche Güter der Grafen von Rabinswalde an das orlamündische Haus. Einige spätere Schriftsteller erwähnen zwar noch eine zweite Tochter des Grafen Friedrich, welche Rudolf Schenk von Käfernburg geheirathet haben soll, jedoch schweigen alle frühern, sichern Urkunden von dieser zweiten Tochter. Das Erbtheil, welches durch Heirath dem Grafen von Orlamünde zufiel, war sehr beträchtlich, denn es umfaßte die Herrschaft Wiehe mit Rabinswalde und erstreckte sich bis Nebra und Laucha; die Klöster Memleben und Donndorf standen unter ihrer Schirmvoigtei. Nach der Gewohnheit und dem Sinne der damaligen Zeit gehörten die Grafen von Rabinswalde zu den freigebigsten Wohlthätern der Klöster, und die nicht unbedeutenden Schenkungen, welche die Klöster St. Georg in Naumburg, St. Peter in Erfurt, zu Heusdorf, Kaltenborn, Beutitz rc. von dieser Familie erhielten, beurkunden es, wie wohlwollend und freigebig die Grafen gegen geistliche Stiftungen waren.

So erreichte schon 1322 das Geschlecht der Grafen von Rabinswalde, nachdem es kein Jahrhundert bestanden hatte, sein frühes Ende; das Stammhaus Käfernburg folgte bald nach und erreichte 1322 sein Ende. Die Grafen von Orlamünde verließen das hohe und feste Schloß Rabinswalde, und Graf Hermann erwählte seinen Sitz zu Wiehe, welches befestigt war und ein Schloß besaß. Das Schloß Rabinswalde scheint seit dieser Zeit nicht mehr bewohnt gewesen zu sein, wenigstens wird es nicht mehr erwähnt; ob es noch eine Zeit lang erhalten wurde oder schnell verfiel, meldet die Geschichte auch nicht. Bis zum Jahre 1452 wechseln die Herren und Besitzer von Wiehe und Rabinswalde sehr schnell, bis Dietrich von Werthern die Herrschaft Wiehe mit Rabinswalde als Afterlehn erkaufte. Diese alte Familie hat bis jetzt diese Besitzungen ohne Unterbrechung inne gehabt.

Joh. Friedr. Rebe.

Der Meiseberg im Selkethal*),
mit seinen Umgebungen, Dammersfelde und Burgsrod.

Wie ein neben dem morschen Stamme der gefällten Eiche saftvoll und kräftig aufschießendes junges Reis, so erhebt sich jugendlich frisch das Jagdschloß Meiseberg den ehrwürdigen Ruinen der alten Burg Anhalt gegenüber. Weithin glänzt es mit seinen schimmernden weißen Mauern und Giebeln über die grünen Gipfel der Berge, auf deren einen an den nördlichen Lehnen des Selkethales es selber aufgesetzt ist. Seinen heitern Charakter gab ihm sein heiterer Erbauer, der Fürst Friedrich Albrecht von Anhalt-Bernburg, der ihm auch keinen andern Namen als den des Berges gab. Er ließ es im Jahre 1770 auf dem hohen, steilen Meiseberge aufbauen, und machte es zu einem seiner Lieblingsplätze. Es ist ein massiv aufgeführtes zweistöckiges Gebäude von mäßigem Umfange, und deshalb kein eigentliches geräumiges, prachtvolles Jagdschloß, sondern ein Jagdhaus ganz seiner Bestimmung angemessen. Aeußerlich und innerlich ist es einfach aber freundlich, wie die frische Waldgegend, die es beherrscht. Unter seinen verschiedenen Zimmern ist das anmuthigste und interessanteste ein kleines Dachstübchen oben im Giebel, das auch sein Erbauer zu seinem Sanssouci sich erwählt hatte. Hier schweift das Auge über viele Bergkuppen und über den gekrümmten Lauf der Selke hinüber nach dem hoch liegenden Harzgerode, nach des Rambergs Gipfel, der vielbesuchten Victorshöhe, und selbst der alte Brocken läßt in einer Einsenkung des Gebirgskammes sein greises Haupt vom Auge entdecken. Um ganz ungestört in diesem Stübchen zu verweilen, ward die Treppe so eingerichtet, daß, wer sich oben befindet,

---

*) Von Ballenstedt liegt er $1\frac{1}{4}$ Stunde, vom Mägdesprunge $1\frac{1}{2}$ Stunde entfernt.

solche nach sich ziehen kann, und nun von den übrigen Bewohnern des Hauses abgeschieden ist. „Doch es ist gewiß, sagt die Verfasserin der Harzbilder, W. v. S., und zumal bei einem Landesherrn, der in seiner schönen Seele eine thätige und zärtliche Sorgfalt für das Wohl seines Landes nährt, daß:

„man nie weniger allein ist, als wenn man allein ist."

Hier verweilte der Fürst oft viele Stunden, und noch jetzt wird sein Ruhebette und sein schlichter Sessel dort gezeigt. Die übrigen Gemächer, ein kleiner Saal mit Nebenzimmern im obern Stockwerk, sind einfach und geschmackvoll mit guten Kupferstichen, Jagdstücke von Ridinger darstellend, behängt, so wie noch manche andere Verzierungen an Trinkgefäßen auf waidmännischen Humor und Frohsinn hinweisen. Auch einige große herrlich prangende Hirschgeweihe sieht man wie Raritäten aus dem verschollenen goldenen Zeitalter des edeln Waidwerks hier in unsere jagdstillen Tage hereinragen. Naht man sich diesem Jagdhause von welcher Seite man will, so verkündigen die anschlagenden Jagdhunde dem Fremdlinge schon von fern den Charakter dieses Waldsitzes, denn es wohnt noch immer ein Jäger dort, obwohl es vom jetzigen Herzoge nicht weiter als Jagdhaus benutzt wird. Es ist daher jetzt mehr ein Gasthaus und angenehmer Sammelplatz für heitere Naturfreunde, weshalb dem Bewohner auch nachgelassen ist, Speise und Trank an jene zu verabreichen. Besonders wird es häufig von zahlreichen Gesellschaften aus Ballenstedt, Quedlinburg und der Umgegend besucht, und noch vor Kurzem diente es zum Festlocale einer seltenen Feier, des vierhundertjährigen Buchdrucksjubiläums, zu dessen Nachfeier der Buchhändler Basse in Quedlinburg den Meiseberg erwählt hatte. In 16 Wagen kamen am 19. Juli 1840, Mittags um 12 Uhr, gegen 100 Personen, alle mit Festschleifen von weißem Atlasbande geschmückt, an. Es war ein imposanter Anblick. Nach vorher schon getroffenen Anstalten wurde gespeist und der Nachmittag mit Gesängen und Spielen ausgefüllt. Als man aber auch das Abendessen und zwar im Freien eingenommen und es mit vielen Toasten gewürzt hatte, begab sich die fröhliche Gesellschaft in derselben Ordnung und in der heitersten Stimmung nach ihrem Wohnorte wieder zurück. Nach dem Selkethale führt ein gut geebneter Fußsteig hinab.

Ehe wir diesen kleinen Tempel der Diana aber ganz verlassen, müssen wir noch einen Blick auf einige mehr oder minder interessante Puncte der Nachbarschaft werfen. Wir gehen das Selkethal hinauf. Unter dem Meiseberge liegt außer der Leimufermühle die 1838 erst vom Müller Bergmann neu erbaute Sägemühle. Bei Ausgrabung der Radestube zeigten sich als seltsame Erscheinungen 13 Fuß tief unter der Oberfläche nicht nur viele Granitgeschiebe aus dem Friedensthale *) und von der Erichsburg, die man auf der Höhe im ganzen Selkethale bisher noch nicht entdeckt hat, sondern man fand in dieser

*) J. Tom. I. pag. 160.

Tiefe noch eine Streitaxt von Urgrünstein und nicht weit davon ein wenig noch abgenutztes großes Hufeisen eines Ritterpferdes von dünnem Eisen, dessen Form aber ein hohes Alter vermuthen ließ. Ein noch darin befindlicher Nagel lieferte den Beweis, daß auch der Huf, wahrscheinlich also auch das Pferd dort vermodert sein müsse. Es wurden noch mehrere kleinere Hufeisen von den sogenannten Klepperpferden deutscher kleiner Race gefunden. Weiter hinauf folgen dann die zum Mägdesprunge gehörigen Hämmer. So wie der Hütten des Mägdesprunges in alten Schriften schon 1678 gedacht wird, so hat im Jahre 1739 auch eine Papiermühle dort gestanden, die aber wieder eingegangen ist. Als wir das Kloster Hagenrode und den Hüttenort Mägdesprung (Tom. I. pag. 160.) beschrieben, erwähnten wir auch das alte Kloster und Dorf Dagmarisfelth am Wege nach Ballenstedt *). Dort den Faden der Erzählung nicht abbrechend, verschwiegen wir im Hinblick einer spätern Nachholung die nachfolgenden Schicksale der wüsten Dorfmarke. Jetzt, wo wir vom Meiseberge aus, dem sie sehr nahe liegt, leicht dorthin einen Abstecher machen können, wollen wir das Schuldige nachholen:

„In Trümmern liegend mochte Dorf und Kloster Dagmarisfelth, viele Jahrhunderte hindurch von Wald und Dickicht überwachsen und die Stätte kaum im Namen noch bekannt gewesen sein, da wählte sie Fürst Victor Friedrich von Anhalt=Bernburg im Jahre 1758 zur Anlegung einer Stuterei. Nach wenigen Jahren verschwand aber diese Anstalt schon wieder, und die Gebäude wurden zur Landwirthschaft eingerichtet, weshalb man den Wald rings umher ausrodete. Fürst Friedrich Albrecht ließ durch Rodungen die Zahl der Aecker ohne die 25 Morgen Wiesen bis auf 180 Morgen vermehren, und erbauete in einiger Entfernung auch Wohnungen für die Arbeiter des Vorwerks. Die letzteren wurden jedoch um das Jahr 1807 etwa wieder abgebrochen. Gegen das Jahr 1787 wurde es zu einer Schweizerei gemacht und einer Schweizerfamilie Namens Sommer in Pacht gegeben. Die Producte, als Butter, Käse rc., auf Schweizerart zubereitet, waren von ausgezeichneter Güte und weit umher berühmt, doch es schien, als sollte der Mutter Gottes alter Ausspruch noch immer in Kraft bleiben, und den Menschen hier keine dauernde Stätte errichtet sein. Ueber funfzig Jahre hatte das Vorwerk Dammersfelde gestanden, da wurde seine Wiederaufhebung beschlossen, weil man durch Berechnung finden wollte, daß der Boden durch Forstgrund einträglicher wie jetzt als cultivirtes Ackerland sein werde. 1816 fing man daher an, die leicht hingestellten Gebäude einzureißen, und schon nach zehn Jahren war keine Spur von Menschenwohnungen mehr anzutreffen. Die ganze Fläche, selbst wo die Gebäude gestanden hatten, wurde mit Nadelholz bepflanzt, und nur eine etwa zwanzigjährige Tanne bezeichnet noch die Stelle des Gartens beim

*) Es liegt im Amte und Forstreviere Gernrode, 1¼ Stunde von der Stadt Gernrode, 1½ Stunde von Ballenstedt und 1 Stunde von Harzgerode entfernt. —

Hause. Im Vorsprunge ihres Alters wird sie immer die junge Tannensaat überflügeln und der Tradition, die Alles nun wieder aufbewahren muß, zu Hülfe kommen müssen, bis auch ihr morscher Stamm gesunken, von einem sinnigen Forstmanne durch einen frischen Ersatzbaum vielleicht wieder ergänzt ist. Von der Sommerschen Familie, die hier lange Zeit als treue biedere Schweizer lebten, starben einige Glieder, und haben ihr Ruheplätzchen unfern der Gebäude auf einer Wiese gefunden. Die bemoosten Grabhügel sind ohne weitere Erinnerungszeichen nur von einem leichten Zaun umgrenzt, doch den besten Denkstein haben sie durch ihre Biederkeit sich selbst gesetzt, denn wie die Natur hier schlicht und einfach und ohne drohende Gefahr, so war auch ihr Herz offen, treu und ohne Falsch. Mögen sie da sanft ruhen, wo bald im dunkeln Schatten hoher Tannen außer von den Vögeln in den Baumwipfeln und von dem flüchtigen Wildpret im hohen Grase jetzt selten die Töne eines Geschöpfes noch laut werden. Geheiligt haben sie den Boden selbst, heilig wird er jedem bleiben, der hier die Wahrheit erwägt, um gut und glücklich zu sein, braucht man nicht in Pallästen zu leben, und vielleicht wird die Sage den Segen von dieser Stätte dem betrachtenden Wanderer mitgeben.

Doch wir lenken unsern Schritt zu einer andern wüsten Marke noch. Sie heißt Burchardsrod, jetzt kurz nur Burgsrod genannt, und liegt tief im Walde nach Ballenstedt hin. Bezeichnete die Volkssage allein im Namen des Forstortes diese frühere Wohnung von Menschen, so könnte man leichter Zweifel erheben; allein in aufgefundenen Spuren menschlicher Anwesenheit sowohl, wie in einem alten Flurbuche vom Jahre 1608 wird, doch ohne weitere Angaben, der Platz bestimmt als eine wüste Stätte eines verschwundenen Ortes bezeichnet. War es ein Kloster, war es ein Dorf, wer will es und kann es bestimmen, da keine Ruine oder Urkunden oder Sagen noch weiter Etwas von ihm erzählen? So steht die Erde unter dem Gesetze des Wechsels, und nur Glaube, Liebe und Hoffnung heben den Menschen darüber hinaus.

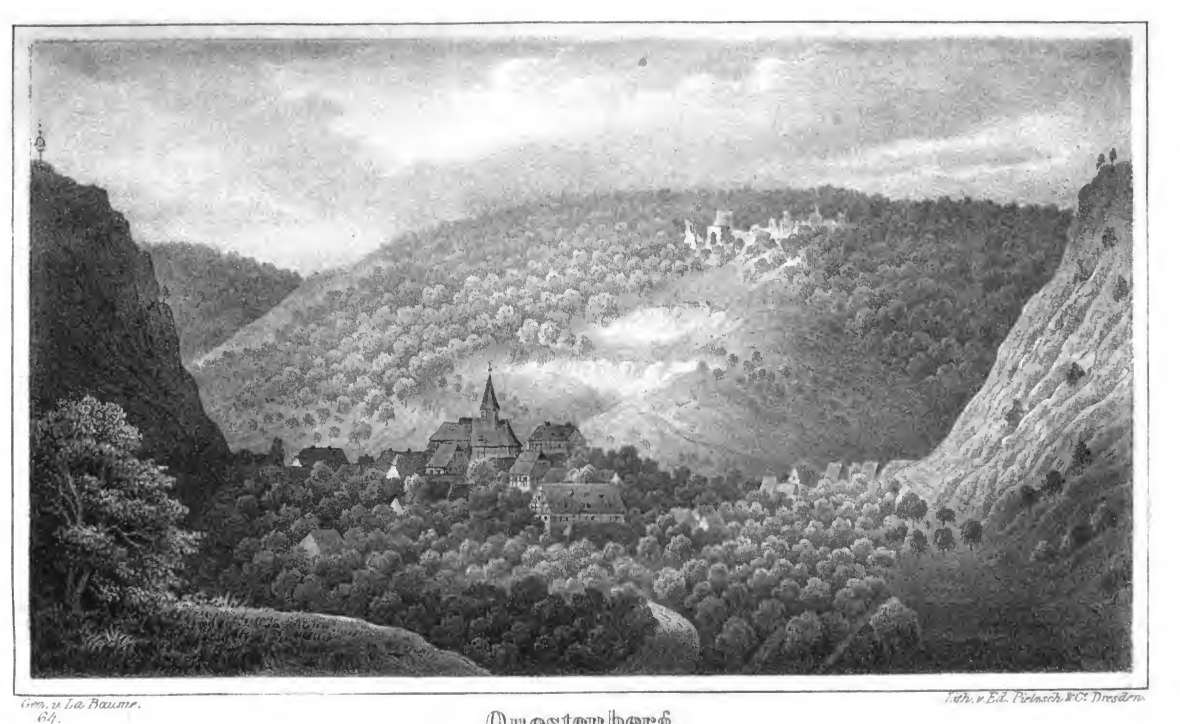
W. Schönichen.

Die Burg Questenberg mit ihren Umgebungen.

Erde wie bist du schön, mit wechselnden Bergen und Thälern,
Mit sanft rieselnden Quellen geschmückt und ruhenden Seen,
Mit gethürmten Gebirgen, wo über hangenden Felsen
Hohe Tannen entwachsen und Ströme reißend entstürzen,
Mit geweihten Einsiedleien, wo, unter dem Schatten
Freundlicher Buchen und dichtrischer Eichen, die hohe Begeistrung
Schwebet und weht im Säuseln und Brausen des heiligen Haines. —
Sanfte Ruhe wandelt in deinen friedsamen Thalen.

Fr. Leop. v. Stolberg.

Wenn man das romantisch gelegene Questenberg als ein würdiges schönes Gegenstück der südlichen Berglehnen vom Harze zu den malerischen Parthien auf dessen nördlichem Abhange bezeichnet, so behauptet man nicht zu viel, nur mit dem Unterschiede, daß diese Naturschönheiten einen etwas veränderten Charakter an sich tragen. Ist es dort der Granit, der in scharfkantigen Lagen und Geschieben, in riesigen Quadern und kühn aufgethürmten Säulen Berg und Thal wie mit den Riesentrümmern eines untergegangenen Titanengeschlechtes bedeckt, so scheinen hier die verkalkten Krystallwände der fabelhaften unterirdischen Gnomenpalläste, wie durch allmächtigen Zauberschlag auf die Oberwelt gehoben zu sein. Als wären die Berge in ihrer Mitte zerspalten, so umschließen nämlich steile Bergwände von weißem Kalkstein mit krystallischem, blitzendem Glimmer durchsetzt, hier ein Thal, dessen schwindelnde Höhen vom frischen Grüne dichtlaubiger Buchen- und Eichenwälder umsäumt sind. Durch diese unendlichen Kalk und Gypslager giebt es aber auch viele Höhlen, die da, wo deren leicht auflösliche Gewölbe gebrochen sind, trichterförmige Vertiefungen, jedoch wieder mit Erde und Wasser gefüllt, gebildet haben.



Gem. v. La Baume. 64.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. Dresden.

Questenberg.

Kann es in solchem romantischen Thale zu dessen vollendeter Schönheit an sprudelnden Quellen, an blumigen Wiesengründen mit mäandrisch gewundenen Bächen fehlen? Ich überlasse die weitere Ausmalung dieses Bildes dem phantasiereichen Naturfreunde, werde aber Einzelnheiten daraus später noch hervorheben. In dieser engen Thalschlucht, zwischen Bergwänden von mehreren hundert Fuß Höhe, liegt nun recht versteckt, auf einem steilen Berge der nordöstlichen Wand, unsere alte in Trümmern zerfallene Burg, und darunter das in 70 Häusern etwa 400 Einwohner zählende kleine Dörfchen gleiches Namens. Auch von weißem Gypsstein erbaut, hat die Burg in ihrem Verfall bei matter Beleuchtung aus der Entfernung dadurch etwas Geisterhaftes, Unheimliches. Wer zuerst auf diesem Berge eine Zwingburg aufgerichtet hat und wie ihr erster Name gewesen, darüber fehlt es gänzlich an Urkunden, denn was Hr. v. Rohr in seinen Merkwürdigkeiten des Oberharzes von einem Quasto Rolando sagt, verdient wohl kaum die mindeste Beachtung. Ein Pastor Kranold aber, der ums Jahr 1779 hier lebte, und in einer Heilsordnung (Katechismus) in zerstreueten Bemerkungen die Geschichte Questenbergs mit abgehandelt hat, hält es für sehr wahrscheinlich, daß sie in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt von den Heerführern der Cherusker (Harzvölker) angelegt und zur Verwahrung ihrer Schätze und Lebensmittel wider die Plünderungen der Nachbarn immer nach und nach verbessert worden ist. Sollte ihn der Name des weiter unten erwähnten Arminsberges auf diesen Gedanken gebracht haben? Hört man nun weiterhin diesen Mann, der im Rufe großer Gelehrsamkeit stand, über die Burg reden, so müssen die Ueberreste ungeachtet dessen, daß jene Zeit noch nicht so weit hinter uns liegt, doch damals noch viel ausgedehnter und besser als jetzt erhalten gewesen sein, und wir wollen ihn daher weiter erzählen lassen:

„Die steilen und als Mauern aus der Erde gewachsenen hohen Felsen, so fährt Kranold fort, nachdem er von den alten Bewohnern dieser Gegend schon gesprochen hat, die tiefen fruchtbaren Thäler, die finstern dicken Wälder in der Gegend von Questenberg, waren eine von der Natur zubereitete Zuflucht und Schutzwehr, welche ohne schweres Geschütz durch den lebhaftesten Angriff mit bewaffneter Hand bei geringem Widerstande unüberwindlich waren. Der Berg aber, den die Natur am vortheilhaftesten zu einer Festung eingerichtet hat, ist der hohe Felsen, auf welchem das uralte Bergschloß erbauet ist. Er steigt gleichsam nach dem Himmel, und bietet mit seiner harten Stirn den vorbeifahrenden Wolken Trotz. Nach der Mittagsseite ist er ganz bloß, ohne einiges Gebüsch. Nach der Morgen- und Abendseite ist er mit vortrefflich schönen, starken Buchen und Eichen, auch mit dickem Unterholz bewachsen. Auf allen Seiten sind aber sehr tiefe Thäler, in welchen eine recht heilige Stille herrschet, und aus welchen die alten Thürme und Mauern nicht ohne Bewunderung beschauet werden. Er streicht gegen Norden nicht weit vom Schlosse nach der Hochebene des Gebirges hin, ist aber dennoch durch ein tiefes Thal und durch einen fürchterlichen Felsen von ihr abgesondert.

Auf der schiefen abhängenden Höhe (des Schloßberges), dem Schlosse gegenüber, liegt ein sehr lustiges, räumliches, fruchtbares Wiesenfleck, welches ehemals ein Lust- und Obstgarten gewesen, von wo die Aussicht gegen Norden und Westen nach den Harzbergen, gegen Süden aber nach der güldenen Aue und dem alten Bergschloß Kipphausen so reizend und schön ist, daß wohl wenig dergleichen zu finden ist."

„Nach dem Schlosse gehet vom Dorfe hinauf ein einziger ganz enger Fußsteig in einer krummen Linie um den Berg herum. An der Hälfte des Berges ist ein ganz planirter Platz mit einer festen Mauer umgeben. Weiter hinauf ist ein dergleichen, der wiederum mit einer Mauer befestigt ist. Alsdann kommt man zu den hohen festen Mauern, tiefen Gewölben, unterschiedenen mit Holz bewachsenen Höfen und Thürmen, welche sehr viel Aehnliches mit dem Schloß Kipphausen haben. Es liegen auch diese beiden Festungen einander so parallel, daß die Besatzungen einander durch ein gegebenes Zeichen von allen ihren Unternehmungen benachrichtigen können. Damit auch das Thal gegen Osten und das Thal gegen Westen wider den Einbruch und Durchzug einer feindlichen Parthei von der Besatzung desto nachdrücklicher beschützt und vertheidigt werden könne, so ist eine hohe feste Mauer vom Schloßberge durch das Thal bis an den Questenberg*) und auf der Seite gegen Osten bis an den Arnimsberg geführt und nur ein Thor zur Einfahrt gelassen worden, wie denn das Thor gegen Westen nebst dem alten Gemäuer noch steht, und alle Passage nach dem Harze dadurch gehen und fahren muß. Weil aber der Schloßberg selbst einer Pyramide gleich und auf der obersten Höhe ein solcher Raum und Umfang ist, daß viel mehr Festungswerke, als auf Kipphausen, Platz haben, auch mehr Kriegsvolk hat hineingelegt werden können, so ist dem Mangel des Wassers dadurch vorgebeugt worden, daß von der Nordseite eine Wasserleitung durch Röhren bis in den Schloßhof über den Schloßgraben geführt worden ist."

So weit Kranold. Vieles von dem aber, was er noch sah, ist seitdem der zerstörenden Zeit als Beute anheim gefallen. Jetzt sieht man nichts mehr, als die Bruchstücke von einer Mauer, vom Thorgewölbe und von einem vereinzelt stehenden Thurme, in dessen unterm Gewölbe das Burgverließ gewesen sein soll. Viele in die Mauern geschnittene Schriftzüge und Figuren, welche von Gefangenen wohl gemacht sein mögen, geben dieser Vermuthung viel Wahrscheinlichkeit. Auch die Mauern und Thore unten im Thale sind verschwunden, und vielleicht noch sechzig Jahre hinter uns, so sieht man nichts, als von Dornen und Brombeeren überwachsene Steinhaufen. So zernagt der scharfe Zahn der Zeit auch da, wo die zerstörende Hand der Menschen nicht hinreicht und die eigenen Werke wieder zertrümmert, dennoch durch Wind und Wetter die stärksten Mauern, die so lange getrotzt

*) Um Irrthum zu verhüten wird bemerkt, daß der Schloßberg und der Questenberg zwei verschiedene Berge sind, wie weiter unten noch deutlicher wird gezeigt werden.

und Widerstand geleistet haben. Wer im Laufe der Zeiten die verschiedenen Besitzer der Burg gewesen sind, liegt gänzlich im Dunkel begraben, und sie mag daher, je nachdem der Zeitgeist die Burgherren trieb, nicht minder wie so viele andere Harzburgen, bisweilen auch das Räuberhandwerk und die Wegelagerung geübt haben. Nur im Jahre 1301 wird ein Friedrich von Knaut oder Knut erwähnt, der sich auch Herr von Questenberg geschrieben, aber als ein sehr andächtiger und wohlthätiger Herr in Kelbra gelebt habe. Vielleicht hatte er nach so manchem Kriegssturme das Schwert mit der Mönchskutte vertauscht. Diese Edlen von Knaut sind wahrscheinlich lange im Besitze gewesen, und werden auch als die letzten Besitzer genannt. Ob sie aber durch Verpfändung oder durch Beleihung von den Grafen von Stolberg die Burg bekommen, läßt sich weniger historisch nachweisen, als durch eine Schenkung von einer Gräfin von Stolberg an die Questenberger Pfarre ums Jahr 1305 mehr vermuthen, denn ohne Eigenthumsrechte würde diese Schenkung nicht erfolgt sein, auch hat das Amt Questenberg dem hochgräflichen Hause Stolberg schon seit undenklichen Zeiten eigenthümlich gehört*). Der letzte Besitzer war der Freiherr Ulrich von Knaut oder Knut, der drei Töchter hinterließ, von denen die eine an den Freiherrn von Gaur, der auch Puttlitz heißt, die andere an den Freiherrn von Haacke, die dritte an den Freiherrn von Schutzspeer, auch Milchling genannt, vermählt worden. Diese haben noch bis zu Anfange des 15ten Jahrhunderts das Schloß bewohnt, denn erst kurz vor Luthers Reformation zog der Freiherr von Haacke vom Schlosse weg und räumte es, seine Dienerschaft hat aber noch einige Zeit darauf gehaust. Die Oberlehnsherrschaft sollen die Grafen von Hohenstein schon sehr früh besessen haben. An die Landgrafen von Thüringen übergegangen, verpfändeten diese solche an die Grafen von Stolberg, und von diesen kam sie an das sächsische Haus zurück, welches die Burg 1649 abermals an die Grafen von Stolberg und Schwarzburg als Lehen übergab. Vom Jahre 1500 an ist das Schloß wüste und öde geworden. Sei es nun aber, daß vorzüglich nur die Wohngebäude in Verfall gerathen, die Festungswerke aber dauerhaft geblieben waren, oder daß eine ausbessernde Hand hier gewaltet hatte, kurz die Stärke und Festigkeit der Mauern trotzte sogar noch den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, der so manchem Bergschlosse seinen Untergang

*) Die Gräfin Agnes von Stolberg, vermählte Gräfin von Beichlingen, legte nämlich 1305 den sogenannten Chorhof in Drebsdorf, bestehend in einem ganz freien christl. Pfarrgute nebst Haus, Hof und 80 Morgen Land und Wiesen, zur Pfarrbesoldung in Questenberg. Dieser Chor- oder Klosterhof ist nun zwar längst wieder verkauft worden, giebt aber jetzt noch 9 Marktscheffel Zinsfrüchte an die Pfarrstelle. Diese wohlthätige Gräfin und Gemahlin von Graf Friedrich von Beichlingen ist auch die milde Stifterin des Pfarrgutes in Ried-Nordhausen, bestehend in 16½ Morgen Acker, desgl. des Pfarrlandes in Haynrode, bestehend in 12 Acker Landes, gewesen. Sie mag vielleicht auf der Rothenburg bei Kelbra gewohnt haben, welche den Grafen von Beichlingen gehörte.

brachte; denn während des ganzen Krieges hat es sich immer in gutem Vertheidigungszustande noch befunden *). So wurde im Jahre 1633 in der Grafschaft Stolberg mit Bewilligung des Grafen Christoph von dem Königl. Schwedischen General-Lieutenant Herzog Wilhelm zu Sachsen eine Compagnie Landvolk geworben und in das Bergschloß zu Questenberg gelegt, um von da aus die Harzschützen, Schnapphähne und Buschklepper, welche die Straßen und Wälder durch ihre Räubereien unsicher machten, aufzusuchen und gefänglich nach Erfurt zu bringen. Ein früherhin bei den Kaiserlichen unter Wallenstein gedienter Corporal Valentin Rothmahler aus Mühlhausen wurde zum Hauptmann gesetzt, und sein Wohlverhalten in Kriegsdiensten wurde der Beweggrund, daß, nachdem er auf sein Ansuchen den Abschied erhalten, der Graf zu Stolberg ihn 1645 zu seinem Forstmeister über den Hohnsteinschen Forst und zum Aufseher über das Amt Questenberg und dessen Gefälle ernannte. Nach dem dreißigjährigen Kriege ist das Schloß von Niemanden wieder bewohnt worden. Nach der sächsischen Beleihungsurkunde von 1649 muß es damals noch in ziemlichen Stande gewesen sein. Weil man es von da an aber unbekümmert seinem eigenen Schicksale überließ, so ist es dem Gesetze der Natur gefolgt und in sich selbst zerfallen, wozu Kurgänger und Schatzgräber, die, um Schätze hier zu finden, die Mauern durchwühlten, auch noch das Ihrige beigetragen haben.

Am Fuße des Schloßberges lag ehedem auch ein Kloster „zu den sieben Brüdern" genannt, worin sieben Einsiedler oder Mönche wohnten. Weil nun in diesem Kloster sowohl die Schloßkapelle als auch das Begräbniß der Burgherren sich befand, so mochten letztere wahrscheinlich dies Kloster auch gestiftet und dotirt haben. Es hat wenigstens eine halbe Hufe Land im Agnesdorfer Felde zu dem Kloster gehört, welche ein Herr von Knaut ihm geschenkt hatte, und weil nun 1301 der schon erwähnte Friedrich von Knaut sich Herr von Questenberg geschrieben hat, seine Andacht und Wohlthätigkeit gerühmt wird, und Agnesdorf zu den Gütern dieser Familie gehört hat, so ist auch wohl anzunehmen, daß eben derselbe die besagte halbe Hufe dem Kloster geschenkt habe. Mit Gewißheit läßt sich aber hierüber nichts entscheiden. Das verdient jedoch Erwähnung, daß die sehr schöne und alte Glocke, die Betglocke, auf dem Kirchthurme zu Questenberg, an welcher griechische Buchstaben stehen, die aber nicht zu erklären sind, im Schutte dieses Klosters gefunden und ausgegraben worden ist. Auch hat im Jahre 1754 im Sommer eine Wasserfluth viele Hirnschädel und Gebeine aus einem hinweggerissenen Stück Erde an dieser Klaus ausgeworfen. Die Stelle nämlich, wo dieses Kloster gestanden hat, heißt jetzt noch die Klaus, und nicht

---

*) Ob das Geschlecht des Th. III. pag. 3. und Th. IV. pag. 189. erwähnten Prämonstratenser-Abtes Casper von Questenberg mit dieser Burg je in irgend einer Beziehung gestanden habe, kann aus Mangel der Nachrichten nicht angegeben werden.

weit davon liegen auch die Klauswiese, das Bruderfeld, der Bruderborn und der Bruderteich, alles Namen, die auf ein Kloster an dieser Stelle hindeuten. Das schon erwähnte Dorf Questenberg, das wie ein frischrankendes, gesundes Reis vom morschen Stamme und unbekümmert des Widerspruchs im Hinblick seines Ursprungs, den Namen von der Burg mit in das Thal genommen hat, besteht aus zwei in die Felsen eingeklemmten Häuserreihen, und weil nun der Ort viel Ziegen hält, die an den Felsen bisweilen umherklettern, so vergleicht es Hr. von Rohr mit einem Dorfe in der Schweiz und in Italien (Cendentes rupibus capellae — Spr. Salom. 27, 27). Wegen des leicht zerbröckelnden Felsens erwächst aber für die nächststehenden Häuser durch diese Nähe bisweilen selbst Gefahr. So hatte sich unter Andern 1834 eine von den überragenden Klippen abgelös't, und in das Thal stürzend waren einzelne Stücke bis zu den nächsten Gebäuden gerollt, der ganze herabgebrochene Felsen gab aber zerschlagen 6½ Ruthe Mauersteine. Auffallen muß es, im Dorfe das Zeichen städtischer Freiheiten und Gerechtsame, eine Rolandssäule, anzutreffen: denn so alt das Dorf auch ist, so ist es immer ein Dorf geblieben, und hat weder an Häuserzahl sehr zugenommen, was das enge Thal schon nicht zuließ, noch hat es irgend Spuren früherer Stadtgerechtigkeit aufzuweisen. Den Einen oder Andern möchten vielleicht noch die Bilder von Luther und Melanchthon in der Kirche oder einige Inschriften am Kirchthurme interessiren: denn Luthers gereinigtes Christenthum wurde hier zuerst 1546 von einem Prediger Uldericus verkündigt. Andere Merkwürdigkeiten schließt der Ort nicht weiter in sich. Dafür liefert aber die romantische Umgegend noch einige. Zunächst gleich über dem Dorfe an der westlichen Bergwand ist eine Höhle, das Heckersloch genannt, aus der, wie man es bei dem Darüberneigen empfindlich spürt, auch in den heißesten Sommertagen eine außerordentlich kalte Luft ausströmt. Da diese Höhle jedoch nur erst in ihren obersten Räumen, nicht aber in ihrer Tiefe befahren und untersucht und noch weniger aufgeräumt worden ist, was wünschenswerth wäre, so läßt sich nichts weiter darüber anführen, als daß man bei ihrer ersten Befahrung Gerippe hineingestürzter Thiere darin gefunden hat. Ferner einige Minuten vom Dorfe liegt ein Quell, der Trippelborn, der wahrscheinlich vom Druck der Luft das Wasser Minuten lang an sich hält und verschließt, darnach aber in einzelnen Stößen und mit Geräusch wieder zu Tage bringt. Weil die Gegend bei aller romantischen Schönheit Mangel an gutem Wasser leidet, so liefert dieser Quell das einzige wohlschmeckende. Als Grund giebt man theils den hier streichenden Stinkstein an, theils weil durch einen im Thale entlang geführten Stollen die guten Wasser abgegraben und mit den wilden der Schächte vermischt sein sollen. Wie mehrere alte Halden noch beweisen, gab es früherhin hier auch Bergbau, und zwar grub man auf Kupfer. Der Bergbau ruht aus Mangel des Ertrages aber schon lange, und an seine Stelle ist der viel einträglichere Obstbau getreten, der, eifrig betrieben, solch schöne Kirschen und Pflaumen liefert, daß man sie nicht leicht irgendwo

schmackhafter antreffen wird. Einen schönen Wasserfall bildet besonders nach starken Regengüssen nicht weit vom Trippelborn der Dnüsterbach dadurch, daß er in einer langen Strecke über schräg liegende Felsen dahin rollt. Er hat zugleich aber dadurch sein Felsenufer so tief unterhöhlt, daß es von wild darüber hängenden Bäumen und Sträuchern ganz überwölbt ist, und deren Zweige, wie nach kühler Labung dürstend, in seine rauschenden Wellen tauchen. Auch ist noch das sogenannte Conradsbette, eine Stunde von Questenberg, im Walde in einem Felsen befindlich, zu erwähnen, das jetzt sehr mit Moos bewachsen ist, worinnen aber vor Alters ein Einsiedler Conradus seine Klause und in der Höhlung, die noch vorhanden, sein Lager gehabt haben soll. Schon bei der Burg wurde der schönen Aussicht nach dem Kiffhäuser gedacht. Will man diese in einem noch ausgedehnteren Maße genießen, so muß man die sogenannte Landgemeinde besteigen, die hinter der Burg liegende kahle weite Hochebene, welche von den Dörfern Dietersdorf, Questenberg, Breitenbach, Rotha, Leinungen, Horla und Hainrode umschlossen wird, und diesen für ihr Vieh als Hutplatz dient. Hier erhält man einen ausgedehnten Ueberblick über die ganze Gegend; besonders reizend ist aber die Aussicht nach dem südlichen Abhange des Harzes und nach der goldenen Aue, die vorzüglich bei schönem Sonnenuntergange von einem matten Lichte überflossen, wie eine schöne Erinnerung hinter den Unglücksbergen eines herben Schicksals, hinter dem schon in die Schatten der Nacht gehüllten dunkeln Waldgebirge auftaucht, bis auch sie von der schlafbringenden Nacht verwischt wird. Jetzt müssen wir nun noch eines an eine Sage geknüpften gemüthlich ländlichen Volksfestes gedenken, das aus der Umgegend viele Gäste an diesem Tage alljährlich nach der Questenburg führt.

„Von jenem Berge, von dessen Gipfel jene Trümmern jetzt so traurig, so geisterhaft in das Thal herniedersehen, so geht die Sage, stand einst eine stolze Burg, die Finsterburg genannt *), und darin wohnte im 12. und 13. Jahrhundert ein altes, berühmtes Geschlecht, die Herren von Knaut oder Knut, reich an Gütern **) und fromm in Schenkungen. An eine mheitern Frühlingstage, es war in der Woche vor Pfingsten, sprang einst des Burgherrn muntere Tochter in den Garten der Burg, und da nur schwache Verzäunungen ihn von dem würzig duftenden Walde trennten, so lockte die Frühlingsluft das Mägdlein nach den

*) Finsterberg oder Wynsterberg, von den schattigen dunkeln Thälern und Wäldern so benannt, cf. Sacra Thuring. und Allgemeine Chronic. Monastic. Thuring. p. 38. Weil es aber auch in Thüringen noch jetzt ein Dorf Finsterberge giebt, so ist es wegen der Zusammenstellung mit den andern genannten Orten mehr als wahrscheinlich, daß in jenem Citat nicht unser, sondern das Thüringische Dorf Finsterberge gemeint sei.

**) Das Rittergut Agnesdorf, welches ihnen, wie schon bemerkt, gehörte, ist noch jetzt mit seinen 7 Häusern nach Questenberg eingepfarrt.

üppig prangenden Blumen des Waldes, um einen Strauß nach dem andern zu pflücken. Es gab aber der Blumen so viele, und das Kind war im Pflücken so emsig, daß es tief in den Wald gerieth und den Rückweg verlor. Da kam der Abend heran, und als die Sänger des Tages schwiegen und nur der Nachtvogel rauschend durch die Zweige noch flatterte, da wurde die dunkele Stille des Waldes noch unheimlicher, und steigerte noch mehr des Kindes Angst. Es weinte und benetzte mit Thränen seine Blumen, und schluchzend rief es, ob nicht eine menschliche Stimme ihm Antwort gäbe, ein menschlicher Fuß ihm zu Hülfe eilte. Aber da ließ sich kein Ausweg entdecken, kein betretener Pfad aufspüren, nur das Echo der Berge gab den jammernden Ruf zurück. Aber nicht anders war es auf der Finsterburg, wo sonst nur die Freude und ein heiteres Glück wohnte. Hier wähnten die Eltern das Kind schon als die Beute eines blutgierigen Bären oder eines heißhungrigen Wolfes gräßlich zerfleischt, oder hielten es als die Beute eines frechen Räubers hinter dumpfen Klostermauern für halb begraben. Es wurden das ganze Schloßgesinde und alle leibeigene Bauern der Dörfer nach allen Richtungen ausgesandt. Keine Felsenschlucht und Höhle, kein Winkel und keine Dickung des Waldes blieben undurchspähet, damit, wenn das Mägdlein den klagenden Eltern auch nicht lebendig in die Arme zurückgeführt würde, seinen Gebeinen durch ein christliches Begräbniß doch Ruhe in der Erde verschafft werden möge. Aber o der Freude! Da fanden die Bewohner des Dorfes Finsterberg am zweiten Pfingstfeiertage das Fräulein wie durch ein Wunder errettet beim Dorfe Rotha munter auf einer Wiese sitzend, mit einem Kranze und zwei Quasten*) in seinen Händchen. Vielleicht hatten Köhler im Walde des Kindes sich angenommen oder es hatte von Wurzeln und Kräutern sich kärglich genährt, denn Beeren gab es noch nicht. Im Triumpfe und mit dem lautesten Jubel, der wie ein fröhlicher Vorbote durch die Wälder hallte, wurde es den zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Eltern entgegen geführt. Ueberglücklich drückten die Eltern das Kind innigst an ihr Herz, aber ein Blick nach oben sagte, was Worte nicht vermochten. Doch auch draußen zwischen Finsterburgs Mauern tönte die lauteste Freude, daß sie an den Bergen und in den Thälern wiederhallte, und des Burgherrn dankbar frommes Herz beschenkte seine Bauern mit Holz und mit andern Gaben, und nannte sein Schloß und das Dorf von Stund an nun den Quästenberg**). Auch Tags darauf ließ er seine treuen Dienstleute bei Musik und Bier aus Herzensgrunde noch fröhlich sein. Die Bauern

*) Sträuße von Pfingstblumen.

**) Im 13. Jahrhundert verschwindet der Name Finsterberg und der Name Quästenberg tritt an dessen Stelle.

aber, durch ihrer Herrschaft Freigebigkeit aufgemuntert und für sie Gut und Blut hingebend, wiederholten mit jedem wiederkehrendem Frühlinge in dankbarer Erinnerung den Jubel, richteten, wenn der dritte Pfingsttag anbrach, einen Eichbaum auf, und schmückten ihn jauchzend mit einem Kranze und mit zwei Quasten von grünen Maien und Eichenlaub durchflochten."

Mit wenigen Abweichungen wird so das Quästenfest, wie es heißt, nun jetzt noch gefeiert. Der Eichbaum, der jedes andere Jahr aus dem herrschaftlichen Forste den Sonntag vor Pfingsten oder Himmelfahrt frisch angewiesen und gehauen wird*), muß, wenn er seiner Rinde, seiner Zacken und Zweige entledigt ist, dann von nicht mehr als 16 Männern und Burschen, jedoch mit Hülfe vieler Stützen und Hebebäume, den hohen steilen Felsen, dem Schloßberge gegenüber, mit Lebensgefahr hinauf an den gehörigen Platz getragen werden**). Den dritten Pfingsttag, Morgens früh 7 Uhr, zieht dann die junge Mannschaft mit Ober- und Untergewehr, in Reihe und Glied, unter Musik und Trommelschlag und mit fliegenden Fahnen, von der ganzen Gemeinde begleitet, hinauf auf den Felsen zur Eiche. Ein junger Bursche schmückt sie mit jenem Kranze von Maien in ihrem Gipfel, und andere junge Bursche hängen noch kleine bänderreiche Kränze an die abgestutzten Zweige Das heißt: „die Quäste schmücken." Schon vorher und auch während dem wird nun aus Böllern, aus Büchsen und Flinten von Burschen und Mädchen selbst viel geschossen. Darauf wird zurück vor die Pfarrwohnung gezogen, hier Parade gemacht und nach begonnenem Einläuten der Pastor mit militärischen Ehren zur Kirche geführt, wo der Gottesdienst beginnt und in Gegenwart vieler Einheimischen und Fremden in andächtiger Stille und Ordnung vollbracht wird. So war es ehedem, als noch der dritte Feiertag der hohen Feste kirchlich gefeiert wurde. Jetzt findet nun zwar jenes Volksfest auf gleiche Weise noch Statt; da aber der Gottesdienst weggefallen ist, so wird die Quäste erst gegen Mittag geschmückt und darauf in der angegebenen Weise vor den Wohnungen aller geistlichen und weltlichen Behörden des Dorfes militärisch salutirt. Hierauf wird in die Mitte des Dorfes vor die Schenke gezogen, wo auch von Maien eine Laube erbauet ist, und hier erreicht auch dieses Fest, wie die meisten Volksfeste, durch Musik und Tanz seine Endschaft. Da dieser aber nicht wie auf den Pfingstgelagen anderer Oerter mehrere Tage, sondern hier nur einen Tag anhält, so läßt er darum weniger müde Beine und leere Taschen zurück. Die Wiese,

*) Dieser Berg ist der eigentliche Questenberg.

**) Seit einer Reihe von Jahren wird, um den Wald zu schonen, nur alsdann ein neuer Baum gehauen, wenn der vorige durch Alter zum Besteigen gefährlich zu werden scheint, jedoch wird aus einer herrschaftlichen Kasse eine angemessene Geldvergütigung mit 8 Thlr. gezahlt.

worauf das Fräulein einst gefunden wurde und die noch die Fräuleinwiese heißt, hat die Gemeinde Rotha zum Geschenk bekommen, hat sich aber dagegen verbindlich machen müssen, jedes Jahr am zweiten Pfingsttage vor Sonnenaufgang ein Brod und vier Käse in die Pfarrwohnung nach Questenberg zu bringen. In dem Falle, daß dieses unterbleibt, ist die Gemeinde Questenberg berechtigt, das beste Rind aus der Heerde von Rotha auf der Landgemeinde hinweg zu nehmen. Es erscheint daher auch jetzt noch alljährlich ein Einwohner von Rotha mit obigen Geschenken zur gehörigen Zeit bei dem Pastor, empfängt einen Schein wegen richtiger Ueberbringung zur rechten Frühzeit, und wird mit etwas Kuchen bewirthet, muß aber vor Sonnenaufgang auch schon wieder fortgehen, worüber die Bewohner von Questenberg sorgfältig wachen, und überhaupt auf Alles, was hierbei vorgeschrieben ist, genau Acht geben. Aber auch die Burschen von Questenberg überbringen durch Einen aus ihrer Mitte am dritten heiligen Tage ein Geschenk, 5—6 Maaß Bier, das Questbier genannt, in die Pfarrwohnung, welches von dem Gelde des Questenbaumes und den dabei gebrauchten Stützen angeschafft wird, und der Prediger muß alle diese Geschenke in eigner Person in Empfang nehmen.

So weit die Schilderung des Questenfestes, dieses schönen Wahrzeichens dankbarer Elternliebe aus längst verschollenem Jahrhundert, nebst seiner Sage, und wenn einst die letzten Mauerreste der alten Questenburg zusammengebrochen sein werden, und wenn man die Steine herabtragen wollte, um jede Spur einer Menschenwohnung zu verwischen, das Andenken an diese Burg und an die Edlen von Knaut würde sich doch erhalten, so lange diese Berge und Thäler von Menschen noch bewohnt, von fröhlichen muntern Härzern noch belebt werden.

Schon oben gedachten wir der Schatzgräberei. Weil dabei Sagen von Schätzen aber immer zum Grunde liegen, so mögen deren einige auch hier noch erzählt werden.

„Vor den räuberischen Horden des 30jährigen Krieges waren die Bewohner der Auen-Dörfer mit Hab und Gut, so viel ihnen geblieben und sie mit sich nehmen konnten, in die Wälder des Harzes und auch nach der Questenburg geflüchtet. Was sie an Geld mit sich führten, verbargen sie auch wohl im Gemäuer und konnten, wenn sie es späterhin suchten, es oftmals nicht wiederfinden, weil, wie der Glaube ging, die Berggeister es als ihr ursprüngliches Eigenthum wieder an sich genommen hätten. So sollte auf der Questenburg auch mancher Schatz vergraben liegen. Da wandelte ein Questenberger einst Sonntags zur Burg, und als er in den Trümmern umherschritt, da bemerkte er plötzlich den Eingang zu einem Gewölbe, das ihm noch fremd war. Er stutzte und kalt rieselte es ihm Anfangs über die Haut, weil er ein Spiel des Bösen hier ahnte. Doch

die Neugierde sowohl, als die Vermuthung, daß hier ein Schatz vielleicht zu entdecken sein möchte, und er dieser Glückliche sein solle, gaben ihm nach einigem Zögern dennoch bald Muth, die dunkeln Räume zu betreten. Der Weg führte abwärts und immer tiefer in die Eingeweide des Berges. Schon wollte er, verdrießlich des vergeblichen Weges, wieder umkehren, da sah er eine lichte Gestalt. Erschrocken wich er zurück. Aber sie winkte, und mit der Han auf einen gewaltigen Kessel voll blanker Goldstücke hinweisendd, der neben ihm stand, sprach der Geist: „Nimm dir ein Goldstück, aber nur eins, und komm alle Tage wieder und hole dir eins, aber nur eins." Der Questenberger gehorchte und ging, und kam wieder des folgenden Tags und holte sein Goldstück, und kam viele Wochen und viele Monden jeden Tag, und so viele Tage, so viele Goldstücke sammelten sich in seinem Kasten. Da lockte der Anblick des schönen Goldes den Gedanken in seine Seele: „Was soll ich den beschwerlichen Weg zur Burg doch täglich machen? Es kann ja dem Geiste ganz gleich sein, ob ich eins oder mehrere nehme und seltener komme." Mit diesen Gedanken tritt er andern Morgens wieder in das Gewölbe und nimmt der Goldstücken zwei, und siehe, es bleibt Alles wie es war. Dreister gemacht, glaubt er, jetzt seiner Habsucht keinen Zwang mehr anthun zu dürfen. „Vielleicht, denkt er, spottet der Geist deiner wohl gar und verhöhnt dich, daß du dich von ihm täglich den steilen Berg hinan locken lässest. Das läßt sich ändern, ich werde alle meine Säcke mit hinauf nehmen und sie füllen, daß ich satt habe mein Lebelang." Gesagt, gethan, und früh Morgens noch vor dem ersten Hahnenruf steht mein Questenberger schon in dem Gewölbe. Noch steht der Kessel ungeschwächt mit seinem Inhalte auf der bekannten Stelle. Mit beiden Händen fährt er gierig hinein in das blinkende Gold, und will schnell den größten der Säcke zuerst füllen. Aber ein gewaltiges Krachen lähmt seinen Arm. Vom Schreck betäubt, taumelt er zurück. Kaum sieht er, wie der Kessel in unabsehbare Tiefen hinabsinkt und blaue Flammen darüber zusammenschlagen. Er versucht zu entfliehen, doch seine Füße tragen ihn nicht, und vom erstickenden Dampf stürzt er regungslos nieder. Da liegt er, und als er wieder erwacht, haben ihn die brennenden Sonnenstrahlen der Morgensonne am Thurme auf dem Rasen geweckt; niemals verlangte er aber wieder die Burg zu betreten oder Schätze zu suchen.

Es sollen nun zwar nach ihm noch andere Schatzgräber gekommen und von ihnen die Oeffnungen in das Gewölbe des Thurmes durchgebrochen sein. Weil aber der Burggeist auf dem öden Gemäuer auch ihnen erschienen sei und drohend ihnen zugerufen habe: „Weichet zurück! Nicht euch wird dieser Schatz hier aufgehoben, sondern der Graf von Stolberg soll ihn haben, der mit Augen von zweierlei Farbe und Form geboren wird", seitdem sind Alle des Suchens müde geworden, und hat Nie-

mand mit der Wünschelruthe noch mit Zauberformeln ferner diese Mauern zu durchwühlen gesucht."

Dies kann jedem Freunde romantischer Denkmäler der Vorzeit zugleich aber auch eine Art Beruhigung für die längere Dauer unserer romantischen Questenburg geben; denn, wenn so viele andere Burgen für ihre Umgegend als traurige Wahrzeichen eines finstern Barbarismus dienen, so macht die Questenburg für ihre Umwohner eine schöne Ausnahme, und verdient um so eher in ihren Ruinen erhalten und noch verschönert zu werden. Könnte das Questenfest dazu nicht behülflich werden? Möchte die hingeworfene Idee doch eine kleine Anregung zu Berathungen der Art geben.

W. Schönichen.

Der große Beerberg und der Schneekopf.

Wer auf den Höhn der Berge ruht
In reiner Himmelsluft,
Deß Herz ergreift der Freiheit Glut,
Ihr streut er Opferduft;
Ihn haucht der Geist der Väter an,
Er fühlt sein leises Wehn;
Gelobt auf thatenvoller Bahn
Wie sie einher zu gehn.

Ulrich Hegner.

Es erweckt fast in jedes Menschen Brust ein großes und schönes Gefühl, auf den höchsten Bergen seines Vaterlandes zu stehen, und mit einem umfassenden Blicke das Stück theure Erde, vor allen Länderstrichen so unaussprechlich geliebt, zu überschauen, im Licht der Sonne die Höhen und Thäler, die Fluren, Wiesen und Wälder, die Städte und Dörfer zu begrüßen, wo unsre Väter gewirkt und gewandelt und wo ihre Gebeine ruhen, wo wir den ersten Tag gesehen und den bunten Traum unsrer Jugend geträumt haben, das Feld unsrer irdischen Laufbahn, mit dessen Staube sich einst auch der unsrige vermischen soll. Mit einemmale alle die Reize, die uns sonst einzeln erfreuen, in sich einzuschlürfen, wie ein Gott stehen über der schönen, freundlichen, bekannten Welt, das entzückt, berauscht, begeistert, und auf den hohen Bergen des Vaterlandes wird fast jeder Mensch ein Dichter, wenigstens so lange, als er sein Auge über das geliebte Land hingleiten läßt. Die Menschen sollten mehr auf die hohen freien Berge mit weiter Umsicht auf das Vaterland steigen, sie würden dann selbst höher und freier werden, und eine geistige Umsicht auf das Vaterland erlangen. Aus den staubigen Stuben heraus, von

wo aus hinter Aktenstößen hervor, die sogar die nächste Aussicht rauben, die Welt regiert wird, aus den qualmigen Stuben, wo sie stunden- und tagelang beisammen sitzen, schweres Bier trinken, schweren Taback rauchen und schwere Albernheiten schwatzen, aus den parfümirten Stuben, wo sie zusammen lauen Thee trinken und des Nächsten guten Namen mit lauen Gesprächen übergießen, sollten sie herauf auf die Berge steigen und sich das enge Herz weit saugen voll großer, schöner, heiliger Gefühle. Nur die Jugend, die Poesie des Lebens, die grüne Welt der jungen Gefühle scheint für die Berge und grünen Wälder noch wahre Begeistrung zu empfinden, nur sie, die von keiner traurigen Erfahrung noch verknöchert, von keines trübseligen Vorurtheils Zentnergewicht an den Füßen zurückgehalten wird, deren rein menschliches Gefühl noch nicht von Aktenstaub und Ungerechtigkeit getödtet worden ist, nur sie steigt auf die Berge. Obgleich noch „ein Mann in meinen besten Jahren," war ich doch oft schon unter einer Berggesellschaft, zu der ich mich zufällig fand, der Aelteste. Die Bevölkerung unsres lieben deutschen Vaterlandes gleicht einem Lavastrome. Im Herzen Deutschlands kocht und gährt es ewig, alle großen Wahrheiten werden hier gezeugt und geboren; wie ein Feuerstrom braust die Jugend dahin; sie will noch verwirklichen, was das Herz in kühnen Gedanken ausgesprochen, aber je länger der Lavastrom rinnt, desto zäher und kühler wird er, desto mehr verliert er von seiner prächtigen Gluthfarbe. Zuletzt wird er steif, felsenhart und schwarz und kann nur noch mit Eisen und Stahl bewegt werden. Ja Eisenbahnen müssen die erstarrte Menschheit erst wieder in Bewegung setzen; aber Eisenbahnen gehen nicht auf und über die Berge; nur auf den Bergen wird das Blut wieder flüssig, das Herz wieder warm, auf den Eisenbahnen bleibt Alles ruhig und kalt, nur die Maschine wird erhitzt, nur sie bewegt sich. Steigen hoch und höher, von Sehnsucht und Verlangen getrieben, ermüden, aus dem frischen Bergquell den brennenden Durst löschen, so wie er oben aus der Brust des Felsen springt, wandern, frei athmen, frei blicken, frei jauchzen in Gottes schöne Welt hinaus, das allein wandelt uns um und zaubert auf unsre Wangen und in unser Herz eine späte Jugend.

Es ist ein interessanter Umstand, daß die beiden höchsten Berge unsres schönen Thüringerwaldes so nah, ja so dicht neben einander liegen, so daß man innerhalb einer Stunde beider Gipfel besteigen kann. Der große Beerberg, 3064 Fuß und der Schneekopf 3049 Fuß über dem Spiegel der Ostsee erhaben, werden blos durch die tiefe, wilde und finstre Schlucht des Schmückegrabens getrennt, sind aber südlich durch den Rücken eines dritten nach Süden sich ausdehnenden Berges, des Geierberges, unter welchem nördlich die Schmücke entspringt und südlich das Wirthshaus die Schmücke liegt, mit einander verbunden. Wie ein Paar Zwillingsbrüder stehen sie da, und wie ein Paar Göttersöhne erheben sie ihre Häupter über das kleinere Geschlecht; ja Kastor und Pollux sind sie vergleichbar, und ich habe eine schöne Zeit erlebt, wo auf ihren brüderlichen Häuptern auch die mächtigen, göttlichen Flammen der Begeistrung loheten. Diesen

Zeiten hat der Menschen kalte egoistische Klugheit ein Ende gemacht; aber es werden andre kommen, wo Begeistrung uns wieder durchglüht, und wir (vielleicht erst in unsren Enkeln) wieder zu Berge steigen und wieder Flammen entzünden werden; denn der Menschen Weisheit ist noch immer zu Spotte geworden vor dem Gotte der Geschichte. Dann werden auch eure Dioskurenflammen wieder lodern, ihr Zwillingsbrüderberge, Beerberg und Schneekopf!

Die gewöhnlichen Wege, die Brüderberge zu besteigen, sind folgende. Von Ohrdruf steigt man durch das Thal der Ohre auf Oberhof hinauf, und verfolgt die neue Chaussee bis zum Rondel mit dem Monument. Dies ist der Pfannthalsrasen. Von da geht man links auf dem Rennstiege auf einer Hochebene, die Suhler Laube, bis zum Ausspanne, eine Stelle, wo sonst das Suhler Zugvieh, das als Vorspanne gedient hatte, wieder ausgespannt wurde. Es ist dies nämlich die alte Straße von Suhl, die seit Erbauung der neuen Chaussee fast gar nicht mehr befahren wird. Von hier geht die alte Suhler Straße ab, der Rennstieg läuft links dicht am südlichen Fuße der Kuppe des Beerbergs hin, ein Wegweiser weist hinauf und wir haben von hier nur noch 28 Fuß zu steigen, um an den von Holz erbauten Signale mit Altan zu gelangen, der auf der Mitte des Gipfels erbaut, dem Auge die Aussicht gewährt, die sonst durch das hohe Holz ganz beschränkt sein würde. Von Zella geht man am Kirchberge und Kohlberge hinauf und dann am östlichen Abhange des Spitzenbergs hin. Der Weg steigt dann am Sommerbach (Berg) hinauf bei dem nahe am Gipfel desselben stehenden Pirschhause mit weiter Aussicht bis zur Ausspanne. Von Suhl geht der steile Weg, die alte Straße, über das hochliegende Wirthshaus, der fröhliche Mann, dann über den Ascherthalshügel, am Widenkopf und kleinen Beerberg hin, wo mächtige Felshäupter aus der Waldung hervorragen, und wo man oft einen schauerlichen Blick in die tiefen Gebirgsschlünde mit steilen Abhängen hat. Auf der Höhe erreicht man bald die Ausspanne und dann, wie vorhin schon angegeben, den großen Beerberg. Von Oberhof ist er 2 kleine Stunden, von Zella 2 große Stunden, von Suhl fast 3 Stunden entfernt. Von Goldlauter, Schmiedefeld, Gehlberg und Manebach aus gelangt man zuerst zur Schmücke, und besteigt den zunächst gelegenen Schneekopf, und dann erst den Beerberg. Den Weg durch das Thal der kleinen Gera zu nehmen, schlug ich in einem andern Artikel vor. Von Arnstadt geht man über Plaue und von da im Thale der großen Gera herauf über Angelrode und Gera zwischen steilen kahlen Muschelkalkbergen, von Gera durch einen äußerst freundlichen Wiesengrund bis nach Arlesberg, vom Volke nur „das Nutzhaus" genannt, ein sehr romantisch gelegenes Dörfchen. Hier tritt man in das hohe und eigentliche Gebirge, der sich verengernde Geragrund bietet mannichfache Reize, bis man nach einer Stunde rechts den Gehlberg ersteigt, auf welchem das gleichnamige Dörfchen liegt. Von hier hat man noch eine Stunde ziemlich steilen Wegs über die goldne Brücke (Berg) bis zur Schmücke. Von Goldlauter geht man in einer Stunde über

den steilen Goldlauterberg, dann am Fichtenkopf hin und zwischen diesem und dem Mordfleck (Gebirgssattel und Waldwiesenfläche) zur Schmücke hinauf. Von Schmiedefeld am Fuße des Eisenbergs hin über die alte Tränke, eine mächtige Quelle mit Trögen zum Tränken für das Vieh, hier fällt der Weg in den Rennsteig, der über das Mordfleck nach der Schmücke fortführt. Der Weg beträgt 2 kleine Stunden.

Von Manebach geht man in einem steilen Grunde zwischen dem Heidelberge und dem Kohlberge hinauf bis zur Höhe, auf welcher die Bergstraße von Elgersburg und Ilmenau nach der Schmücke führt. Diese Straße läuft in stiller schattiger Waldung fort, und man erreicht in zwei Stunden das Wirthshaus. Ueber Manebach geht man an dem hohen schönen Porphyrfelsen, dem Manebacher Stein hin, von welchem man eine schöne Aussicht in das Ilmthal und in den Harzfichtengrund genießt; kurz vor der Schmücke berührt man den Sachsenstein.

Von Ilmenau führt die Bergstraße gleich hinter der Porzellanfabrik den Berg der Sturmhaide hinauf, auf der Höhe desselben hin, über den Heidelberg, die Steiger Höhe, wo man sich an der köstlichen Aussicht in den Manebachergrund, auf die Dörfer Manebach und Kammerberg, bis nach Ilmenau hinab und weit aufwärts nach Stützerbach zu, labt, — eine schweizerische Ansicht! — dann über den Hirschberg, die Wilhelmsleite, das obere Ende des Silberthals, berührt die Spielmannsleite und den Gehrweg, die Fortsetzung des Gabelkopfs und steigt zuletzt am nordwestlichen Fuße des Sachsensteins zur Schmücke hinauf. Länge des Wegs 2½ Stunde.

Betreten wir zuerst den großen Beerberg; er ist der mächtigere, wenn auch nicht der geliebtere der beiden Brüder. Seine höchste Höhe bildet ein kleines mit Wald und Gesträuch gestandenes Plateau, in dessen Mitte sich das hohe Signal mit dem Altan erhebt. Man besteigt das seit 1829 errichtete Signal auf einer Treppe und gibt sich nun der freilich theilweise durch den nahen Schneekopf und die Waldung beschränkten Aussicht hin. Am schönsten bietet sie sich nach Franken dar, nach Thüringen verhindert sie links der Gebirgszug, rechts der Schneekopf allzu sehr. Dahingegen ist sie vom Schneekopf aus nach Thüringen schöner als nach Franken. So stehen die Brüder zwar einander im Wege, ergänzen sich aber gegenseitig auf eine sehr gefällige und freundliche Weise.

Gegen Süden gekehrt sieht man vom Altane des Signals auf dem Beerberge das nahe Zelle tief unter sich, weiter Suhl, malerisch im Thalgrunde hingegossen. Der Dollmar und die Geba, diese beiden Gebirgsfürsten ziehen südwestlich die Blicke auf sich. Im Hintergrunde begrenzt der Rhönezug den Horizont. Südöstlich erheben sich die beiden Gleichberge aus der Ebne bei Römhild, weiter springt die majestätische Veste Coburg ins Auge. Mit einem Fernrohre entdeckt man die Thürme des Schlosses Banz und die Altenburg bei Bamberg. Nach Norden gewandt leuchtet uns der Friedenstein, der helle Fürstensitz Gotha's, entgegen. Im Hintergrunde der Brocken

und andre Harzberge. Da jedoch die Aussicht vom Schneekopf umfassender und freundlicher ist, so wandern wir nun hinüber, um sie dort ausführlicher zu beschreiben. In einer guten halben Stunde sind wir schon am Fuße der Schneekopfskoppe angelangt; denn dieser Berg trägt auf seiner Höhe einen runden Kopf, dessen Gipfel nur wenige Schritte im Durchmesser hat. Sonst stand an derjenigen Seite dieses Hauptes, von welcher man es ersteigt, ein kleines Haus mit allen Bequemlichkeiten für den Besucher des Berges, aber seit ohngefähr 30 Jahren hat die rohe Gemeinheit, die überall das Schöne besudelt und zu vernichten strebt, wie der schmutzige Rost das blanke Eisen, erst die Geräthschaften, dann das Haus zerstört, bis es abgetragen wurde. Jetzt erkennt man nur noch die Stelle, wo es gestanden hat. Es ist unausstehlich, daß die Bestialität, die so oft den Gott in der Menschenbrust überwuchert, auch auf die hohen, schönen Berge steigt und sich hier durch Vandalismus und Schmutz geltend macht, jenen an Monumenten, Bäumen, Anlagen, Baulichkeiten, Geräthschaften rc., diesen an Wänden und Bänken und vorzüglich in den Stammbüchern ausübend, die meist an ausgezeichneten Orten zum Einschreiben aufliegen. Wie viel widerwärtige Gemeinheit begegnet einem oft in solch einem Buche; man getraut sich kaum seinen ehrlichen Namen da niederzulegen, aus Furcht, ein gemeiner Schuft kommt hinterher und besudelt ihn. – Auch auf der Schmücke liegt ein solches Buch; zu meiner Freude finde ich darin weit weniger Rohheit und Lästerungen als in andern, wie z. B. in dem auf dem Inselsberge. Die Kuppe des Schneekopfs gemahnt mich wie ein großer auf dem Berge errichteter Altar. Möchten doch Alle, die ihn betreten, auch anbeten. Ein freudiges Ach! das der Brust unwillkührlich entfährt, wenn man nun aus dem letzten niedrigen Gehölz auf die höchste Spitze heraustritt, ist auch schon Gebet, das unbewußte andächtige Anstaunen der schönen Welt Gottes. Thüringen sieht man zuerst und zumeist; denn man kommt von der fränkischen Seite her, und dorthin ist, wie schon bemerkt, die Aussicht durch mehre Berge beschränkt. Thüringen liegt wie ein Eden vor uns ausgebreitet, wie das Land Kanaan vor Moses Füßen lag, als er auf dem Berge stand, auf welchem er starb und begraben ward. Ja sterben möchte man hier auch und begraben werden auf diesem Bergaltare im Angesicht des weiten schönen Thüringerlandes, aber nicht sterben, wenn man das Land nur von fern gesehen, nein erst dann, wenn man all die bittern Erfahrungen bis zum hefigen Bodensatz durchkostet hat, die die Verkehrtheiten, der Egoismus, die Herrschlust, die Böswilligkeit Vieler dem Vaterlandsfreunde bereiten, wenn man gesehen und erfahren hat, daß die Besten, die das Vaterland am heißesten lieben und ihm mit den schönsten Talenten am meisten nützen könnten, vergessen, hintangesetzt, angefeindet, bespöttelt werden, wenn das reiche, fruchtbare Vaterland seinen edelsten Söhnen nicht einmal das tägliche Brot gibt, um das wir täglich doch dreimal den lieben Gott anrufen, dann möchte man hierher zurückkehren und hier auf dem freien schönen Berge sterben und begraben werden.

Man hätte dann doch etwas Hohes und Schönes von der Vaterlandsliebe.

Das Panorama, das sich unserm Blicke darbietet, kann natürlich mit Worten nicht wiedergegeben werden. Die begabtesten Dichter müssen an derartigen Versuchen scheitern und selbst den Malern wird es mit Farben nicht gelingen. Ich muß mich also darauf beschränken, die Namen der vorzüglichsten Orte anzugeben. Nach Osten und von Südwest bis Nordwest übersehen wir zuerst die Kette des Thüringerwaldes; uns zunächst reiht sich Berg an Berg, bald höher, bald niedriger; wie zusammengekettet liegen sie einander in starrer Umarmung, dazwischen die tiefen, finstern Schlünde, diese wilden, ungeselligen Schluchten und Abgründe, die die Umgegend des Schneekopfs charakterisiren. Westlich begrüßt uns der Inselsberg als Haupt der dortigen Bergbrüderschaft, näher der Rupberg, der Sperrhügel, der Donnershaug, der große Hermannsberg, die Felsen des Hohen- und Gebranntensteins, die aus der dunkeln Waldung aufstarren. Doch zurück zu Thüringen! Vom Punkte wo der nordwestliche Gebirgszug den Blick eröffnet, sehen wir im Mittelgrunde das hellleuchtende Fürstenschloß von Gotha, den ehrwürdigen Friedenstein, der so oft auf der Gebirgswandrung unsern Blick fest hält. Darüber hinaus den Meißner und andre hessische Berge in blauer Ferne, zwischen Gotha und Erfurt eine Menge Dörfer, die Sternwarte Seeberg, die drei Gleichen, die Altenburg bei Arnstadt, Ichtershausen, den Dom, die Cyriaxburg und den Petersberg bei Erfurt, Stadt Ilm, den Singerberg, die Ruinen Ehrenstein und Plaue, das Schloß in Rudolstadt, Orlamünde, den Ettersberg, Eckartsberga. So sind wir von Nordwesten immer nach Norden mit dem Auge fortgewandert, bis uns im Norden das Gebirge wieder wahrt, und haben nur den Mittelgrund überschaut. Den Hintergrund bilden im Norden der Harz, mit dem hervorragenden Brocken, die Hainleite, der Kiffhäuser, die Sachsenburg, nach Osten der Fuchsthurm bei Jena, die Leuchtenburg bei Kahla, das Schloß von Blankenburg und das Schloß Könitz bei Saalfeld. Vom Gebirge nach dieser Seite zuerst der nahe Sachsenstein, der Finsterberg, Arolsberg, Franzenshöffe, Neustadt, Kahlert, Kürsdorfer Kuppe, Langenberg, Masserberg, Kieferle, Hohe Eichs und darüber in duftblauer Ferne das Fichtelgebirge. Wieder nach Franken gewendet: die Coburger Veste, das Heldburger Schloß, Strauchhain, die Haßberge, Gleichberge, Geba und Dolmar, darüber die Kette des Rhöngebirges, des Steigerwaldes und der Gebirge bei Bamberg. Die schönste Tagszeit ist im Anfang des Sommers Abends zwischen 6 und 7 Uhr, wo die günstigste Beleuchtung die fernsten Gegenstände klar hervorhebt, und im Herbst zwischen 5 und 6 Uhr. Im hohen Sommer hindert der Höhenrauch fast immer die Aussicht, und Morgens ist die Ferne selten unverschleiert. Man muß sich so einrichten, daß man Nachmittags auf der Schmücke anlangt, sich dort etwas erfrischt, dann den Schneekopf besteigt und dort bis nach Sonnenuntergang verweilt, Nachts auf der Schmücke bleibt und Morgens noch einmal zum Berggipfel

zurückkehrt, um die Sonne wieder aufgehen zu sehen. — So bald man die Kuppe verlassen hat, befindet man sich wieder im dichten Nadelholzwalde. Links vom Wege 50 bis 60 Schritte ab in nordöstlicher Richtung steht ein einfacher Stein von ohngefähr 3 Fuß Höhe im Walde. Dies ist der sogenannte Jägerstein, den die Besteiger des Schneekopfs gern aufzusuchen pflegen. An seinen beiden Seiten ist folgende Inschrift zu lesen: „Anno 1690 den 16. September ist Hr. Johann Valentin Grahner F. S. F.*) zu Gräfenrode von seinem Vetter als Schwestersohn Caspar Greiner unversehends erschossen worden.“ Darunter stehen drei Kreuze und ein Jägerhorn. So unbedeutend an sich für uns das unglückliche Ereigniß ist, dem dieser Denkstein gesetzt wurde, so bedeutend wird es durch die Art und Weise, mit der es der dichtende Volksmund in eine der schönsten Sagen umgeschaffen hat. Ja man kann an dieser einfachen Begebenheit recht klar wahrnehmen, wie die Volkssage sich solche Stoffe vindicirt und sie poetisch als ihr Eigenthum umbildet. Der Stein spricht sich kurz und deutlich aus, daß die blutige That unversehends geschehen sei; hören wir, wie das dichtende Element, die ewig junge poetische Zeugungskraft im Volke, dieses Wort commentirt.

Caspar Greiner, so erzählt die Sage, war Jägerbursche bei seinem Ohm, dem Förster Grahner in Gräfenrode, und als der beste Schütz auf dem Thüringerwalde bekannt und beliebt. Greiners Kugel verfehlte niemals sein Ziel und er stieg deshalb bei den Obern des Forstamtes immer höher in Achtung. Darüber entbrannte in des Försters Brust heimlicher Neid, dessen Flamme täglich zunahm, so daß ihm der Gedanke, seinen Neffen um den schönen Schützenruhm zu bringen, Tag und Nacht nicht Ruhe ließ. Da er aber selbst kein Mittel dazu ausfindig machen konnte, so kam er gar auf böse Dinge und entdeckte sich einem in gar übelm Ruf stehenden alten Weibe, das jenseits dem Gebirge in einem Walddorf wohnte. Einige Zeit nachher ging der Jägerbursche frohen Muths auf den Anstand an die Kuppe des Schneekopfs. In der Abenddämmerung hört er ein Thier durch den Wald kommen, gleich darauf sieht er einen so herrlichen Vierundzwanzig-Ender stolz vorüberschreiten, wie ihm noch niemals ein Hirsch vorgekommen. Mit unsäglicher Freude legt der Bursche an, schießt, und der Hirsch — springt unverletzt von dannen. Der Jäger ist zu Tod erschrocken; er will es nicht glauben, sucht nach Schweiß; vergebens! der Hirsch war nicht getroffen. Im höchsten Unmuthe kehrt der Jäger in der Nacht in das Forsthaus in Gräfenrode heim, und ist am andern Morgen trübsinnig und schweigsam. Seine Galle aber wird erregt durch die Spöttereien seines Ohms, daß er ohne Beute heimgekehrt sei und gewiß den unvergleichlich schönen Hirsch gefehlt habe, von dem ihm gestern die Köhler am Schneekopf erzählt hätten. Der Bursche schleicht sich bald verdrießlich fort und

*) Fürstl. Sächs. Förster.

geht gegen Abend wieder auf den Anstand am Schneekopf. Er hat seine Büchse mit der äußersten Vorsicht geladen, Alles ist im besten Stande. Der Hirsch kommt wieder; Greiner schießt und — hat abermals gefehlt. Jetzt bemächtigt sich Verzweiflung seiner. Rath- und trostlos irrt er am andern Morgen noch im Walde herum; er getraut sich gar nicht nach Hause, um den höhnischen Blicken seines Ohms nicht zu begegnen. In diesem Zustande trifft ihn ein alter Glasmeister der nahen Glashütte Gehlberg, der ihn kennt und den sein betrübtes Ansehen dauert. Auf wiederholtes Bitten des Glasmeisters erzählt der Jägersbursche sein Unglück. Das geht nicht mit rechten Dingen zu, erklärt hierauf der Alte. Hier ist irgend ein Zauber im Spiele. Schweige du gegen Jedermann und komm auf die Glashütte, wenn der Mond voll wird. In der Mitternacht wollen wir eine gläserne Kugel machen und ich will den Segen drüber sprechen; die zerstört jeden bösen Zauber. Der Jägerbursche befolgte des Alten Rath; die gläserne Kugel wurde mit den nöthigen Formeln angefertigt und in die Büchse geladen. Den folgenden Abend geht Greiner auf den Anstand. Der Hirsch läßt nicht lange auf sich warten. Gleichsam höhnend schreitet er vorbei. Der Jägerbursche legt an, nimmt das Thier fest aufs Korn; der Schuß kracht; der Hirsch stürzt; jubelnd eilt der Bursche hinzu, um ihm den Genickfang zu geben, und findet zu seinem Entsetzen — seinen sterbenden Ohm im Blute liegen.

An der südöstlichen Absenkung des Schneekopfs nach der goldenen Brücke zu, etwa eine Viertelstunde von der Klippe, stößt man auf eine waldentblößte, ebene Fläche, auf der etwas unheimlich zu wandern ist, deren Name aber noch unheimlicher klingt; er heißt die Teufelsbrücke, und besteht aus sumpfigem, torfigen Moorboden, mit Kräutern und Gestrüpp bepflanzt und mit mehren Dümpfeln stehenden schwarzen Wassers besetzt. Der größte und tiefste davon führt den schauerlichen Namen des Teufelsbades. Sonst erzählte man, leichte Gegenstände, hier hineingeworfen, verschwänden bald und kämen in einem Brunnen in Arnstadt wieder zum Vorschein, eine Sage, die sich bei ähnlichen Localitäten oft wiederholt. Keine Viertelstunde von diesen Teufelskreisen und von diesem Teufelsbad stürzt der Berg wahrhaft erschrecklich steil und jäh in den runden, kesselförmigen Abgrund, die Hölle, deren ich schon in einem frühern Artikel als den hintersten und wildesten Theil des Schneetiegels erwähnte. Im Artikel Altenstein sprach ich mich bereits über das Vorkommen des bösen Princips in der deutschen Sage aus, die den Namen desselben allzu gern an Localitäten heftet und damit halb scherzend, halb ernst die abergläubische Ehrfurcht unserer Altvordern vor der Nachtseite des Naturlebens beurkunden. Wenn wir den Teufelsnamen in der reizenden, romantischen Gegend nur von der leichten Seite nehmen durften, so ist es hier, in dieser öden, schauerlichen Waldgegend, in dieser vom Grausen umlagerten wilden,

ungastlichen Tiefe schon ernster gemeint. Aber der Furchtlose wandelt auch durch die Teufelskreise und steigt in die Hölle hinab. Auch ich war darin, obgleich mir noch viel fehlt, um ein Dante zu sein.

Es läßt sich schon erwarten, daß eine so unheimliche Stelle, wie die Teufelskreise, ein ergiebiges Feld der dunkelfarbigen Sage sein werde. Wirklich galten sie sonst für den Aufenthalt verdammter Geister, die den Wandrer in Noth und Verderben zu verlocken trachteten, und mehr als eine schlimme Geschichte wird von ihnen erzählt. Enteilen wir ihnen zu dem südlich eine Viertelstunde entfernt gelegenen gastlichen Hause der Schmücke. Wir wandern bis dahin immer auf nachgiebigem Torfboden, und seit mehren Jahren hat man hier angefangen, mit Glück und Vortheil Torf zu graben.

Die Schmücke, eigentlich das Viehhaus auf der Schmücke genannt, denn Schmücke heißt die Berggegend wo es steht bis zum Geiersberge, wo der Schmückegraben beginnt, besteht aus zwei Häusern mit Stallungen. Früher war nur das eine Haus vorhanden und diente dem Viehhirten zur Wohnung, der die Aufsicht über das allsommerlich hierher gebrachte Vieh hatte, und diese Anstalt mag sehr alt sein, obgleich sich historische Nachrichten darüber nicht aufbringen lassen. Da an dieser Stelle auch mehre bedeutende Gebirgsstraßen zusammenstoßen, als die von Ilmenau, Elgersburg, Gehlberg nach Suhl, die von Crawinkel und Oberhof nach Schmiedefeld und der früher mehr benutzte Rennstieg, so mochte das Viehhaus wohl seit alter Zeit auch als Wirthshaus in Anspruch genommen worden sein. Das jetzige große und ziemlich bequeme Wirthshaus ist erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut, und gewährt dem Besucher des Schneekopfs und Beerbergs einen sehr erträglichen Aufenthalt. In früherer Zeit kamen jährlich mehre Hundert Stück Rindvieh und auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl Pferde, theils aus den benachbarten Orten nördlich und südlich, theils aus dem Schmalkaldischen auf die hiesige vortreffliche Waldwaide, jetzt aber, da diese durch Holzpflanzungen sehr geschmälert ist, haben höchstens nur 100 Stück Platz, und meist übersommern nur 60 bis 80 hier oben. Der Schmückewirth erhält für jedes Stück 18 Gr., wovon er 6 Gr. an die herzogl. Kammer abgiebt. Für die jungen Pferde ist außer der gesunden guten Waide noch der besondre Vortheil, daß sie auf dem durch Steine, Baumwurzeln, Gestrüpp &c. unebnen Terrain die Füße höher heben lernen. Die herrlichen, grünen, saftigen Wiesen auf der Berghöhe, der Blick in die Thäler nach Süden, die Berghäupter, unter denen sich der nahe Finsterberg besonders hervorthut, die einsamen Gebäude der Schmücke, die schmucke, zahlreiche Viehheerde und das harmonische Geläute der Heerdeglocken erinnern stark an eine Schweizeralp und eine Sennhütte. Reine Luft wogt hier ewig, vor der Thür des Hauses springt ein herrlich frisches und reines Quellwasser, frische nahrhafte Milch, ein gesundes Schwarzbrot, schmackhafte Butter und Käse und eine reine Lagerstatt werden im Hause verabreicht; der helle Teppich der Wiesen und das Düster der Tannen sind in der nächsten Nähe, der Sachsenstein, ein grotesker Porphyrfelsen, liegt

gen Osten nur ein Paar Büchsenschüsse, und die höchsten Häupter des Gebirgs mit ihrer reizenden Fernsicht können auf kleinen Spaziergängen erreicht werden; eben so bald kommt man, wenn man den Rennstieg südlich verfolgt, zu dem Mordfleck, einer Bergwiese auf einem Gebirgssattel des Hauptgebirgszugs, der hier so schmal ist, daß man sich nur zu wenden braucht, um bald in die thüringschen, bald in die fränkschen Thalgehänge hinabzusehen. Die Sage berichtet nur ganz dunkel von einer großen mörderischen Schlacht, welche in uralter Zeit zwischen zwei großen Völkern hier vorgefallen sein soll, wovon die schöne Wiese den schauerlichen Namen erhalten habe. Die Namen der beiden feindlichen Völker hat sie vergessen, vielleicht wurde hier eine Hunnenschlacht geschlagen. Geht man vom Mordfleck dem thüringschen Gehänge hinab, so gelangt man in zehn Minuten in die finstre Grube, eine Schlucht, durch welche der kleine Sperberbach, gewöhnlicher Kesselgraben genannt, eine Quelle der Ilm, die die Grenze zwischen dem gothaischen und preußischen Gebiet bildet, in hellen Kascaden thalwärts hüpft. In beiden Ländern wird hier, nur wenige Schritte von einander, ziemlich stark auf Steinkohlen in Schiefergängen gebaut. Das Kohlenbergwerk auf gothaischem Boden ist alt und hat ein bewohntes Grubengebäude. Hier in diesem einsamen Grunde am Fuße des Finsterberges lebte der Schneider Philipp Hergesell, der als Soldat den siebenjährigen Krieg mitgemacht, und sich als Deserteur in diese unwegsame Bergschlucht verkrochen hatte. Er hat über zwanzig Jahr mit einer Frau, die sich zu ihm gefunden, hier Haus gehalten und mehre Kinder gezeugt, die jetzt in Stützerbach leben; aber nicht allein von Kräutern und Schwämmen und einigen selbstgebauten Küchengewächsen nährte er sich, wie Herzog und Völker erzählen, sondern vorzüglich vom Betteln. Er und seine Kinder wurden in allen benachbarten Orten beschenkt; auch verfertigte er für die Waldleute vorzüglich viele Beinkleider, weshalb er auch der Hosenschneider hieß. Die Angabe, er sei ein Einsiedler gewesen, die sich in den genannten Büchern findet, ist sonach falsch. Der silberhaarige, vom Alter gekrümmte Greis war übrigens ein unterhaltender Erzähler aus der Zeit des „alten Fritz", sprach den brandenburgschen Dialect und war in diesem abgelegenen, wilden Gebirgsthale eine interessante Erscheinung. Die Grube auf preuß. Boden ist erst 2 Jahre alt und in dieser kurzen Zeit zu einer beträchtlichen Ausdehnung gediehen. Die gothaische gehört dem Dr. Ried in Ilmenau, jene mehren Theilnehmern in Suhl und Erfurt. Es ist sehr interessant sie zu befahren und die mühselige Art der Kohlengewinnung anzusehen. Der Häuer liegt oft in einem nicht höher als 2 Fuß hohen Schacht auf der Seite und schlägt sie mit dem Spitzhammer heraus. Die Kohle und der schwarze Schiefer gewähren einen düstern Anblick in der Grube. Nur wenige Schritte davon, an der Seite des nordwestlichen Abfalls des Finsterbergs, steht wieder ein hoher malerischer Porphyrfelsen von beträchtlichem Umfang, der blaue Stein. Vom Berge her zu Thale läuft er von beiden Seiten vorn in eine scharfe Kante zu, die bis zu seiner Spitze hinausläuft

Von hinten kann man ihn besteigen, und hat eine zwar beschränkte, doch angenehme Aussicht auf die Waldmassen der nahen Berge und Gründe, nach der Schmücke u. s. w. Von der blauröthlichen Farbe dieses Porphyr hat der Felsen den Namen erhalten. Von hier kann man nun mit Bequemlichkeit den Finsterberg besteigen und wird dazu nicht mehr als eine halbe Stunde bedürfen. Er ist an Höhe der dritte Berg des Thüringerwaldes und sein Gipfel 2941 Fuß über dem Meere erhaben, also nur hundert Fuß niedriger als der Schneekopf. Er hat keine Kuppe, sondern einen langen Rücken, und gewährt an der Stelle des Gipfels, wo ein hübsches Pürschhaus steht, eine Aussicht nach Thüringen, die der vom Schneekopf aus ziemlich gleich ist. Nach Franken hin aber ist sie weit reicher. An schönen Sommersonntagen trifft man von Schmiedefeld, in dessen Forstreviere der Finsterberg liegt, und von andern nahen Orten meist eine heitre Gesellschaft. Wer sich zu ihr gesellen will, wird freundlich aufgenommen werden.

So kann man im Zeitraum weniger Stunden die drei höchsten Berge des Thüringerwaldes besteigen, die hier wie ein Kleeblatt beisammen liegen. Mögen sie dem Wandrer ein hoffnungreiches Kleeblatt sein! Glück auf, fröhlicher Steiger!

Ludwig Storch.

Von der Todtenlache bei Rappelsdorf.

Nach einer altherkömmlichen Sitte werden Verstorbene, die in der Stadt Schleusingen ihre Ruhestädte erhalten, mit Leichenbegleitung getragen bis an die sogenannte Todtenlache bei Rappelsdorf. Von da aber wird der Sarg ohne weiteres Geleit nach Schleusingen gefahren. Es ist aber die Todtenlache ein mit Wasser gefülltes Loch, über 400 Schuhe lang und gegen 100 breit, der Sage nach unergründlich, und überhaupt weit und breit verrufen in der Umgegend. Das helle und klare Wasser hat die Eigenschaft, daß es nie ganz zufriert im Winter. Tief unter der Erde steht es in Verbindung mit Höhlen und Klüften des benachbarten Berges, die Haardt geheißen, auch mit einem Brunnen im Bärengraben, und mit dem sogenannten Mandelloche, einem mit Wasser gefüllten Erdfall auf der Rappelsdorfer Kuppe. Es weiß aber die Sage von der Todtenlache, die größer wird von Jahr zu Jahr, gar viel Wundersames zu erzählen, insonderheit von Nixen oder Wasserfräulein, die aus der Lache heraufgestiegen, namentlich kurz vor dem dreißigjährigen Kriege und vor dem Einfall der Croaten in Schleusingen.

Es begab sich einst, daß aus der Todtenlache eine Nixe hervorkam, anzuschauen wie ein schlankes Mägdlein, mit scharlachrother Schärpe um die Lenden, doch hintennach einen häßlichen Fischschwanz schleifend. Auch das Mieder war schuppig und von seegrüner Farbe, wie das Wasser in der Todtenlache. Dabei trug sie ein schwarzes Korallenband um den Hals, und den Busen deckte ein rothes Tuch, an welchem ein Perlenstrauß befindlich. In solcher Gestalt und Kleidung hatte das Wasserfräulein sich nach einem unweit Rappelsdorf gelegenen Wirthshause verfügt, die Hudelsburg geheißen. Dort war alles fröhlich und guter Dinge, denn es ward dort eine Hochzeit gehalten.

Es wählte sich aber die Nixe einen unter den muntern Junggesellen, zu dem sie sich an den Tisch setzte, und mit ihm plauderte und kos'te. Der war der lange Friedel geheißen, und gewann das holdselige Mägdlein gar lieb, und tanzte mit ihr um die Linde vor dem Wirthshause. Sie aber that gar schön mit ihm und herzte und küßte ihn, und vertraute ihm im Stillen, wie sie so gar gern seine Braut wäre. Als nun der Abend herangekommen und es fast Nacht geworden, da sprach sie mit Thränen: „Nun muß ich dich verlassen, und muß wieder hinab in das Wasser, wo ich wohne; denn ich bin schon lange bei dir geblieben, und bin hieher gekommen trotz meines Vaters Verbot. Ich fürchte, mit dem Leben werd' ich dafür büßen müssen. Lebe wohl, lieber Friedel, und merke wohl, was ich dir sage. Gehe morgen, so wie es tagt, an die Todtenlache. Ist das Wasser hell und grün, so sei dir das ein Wahrzeichen, daß ich noch am Leben; wenn aber die Fluth bleich sieht und todtenfarb, dann, Geliebter, magst du dich überzeugt halten, daß auch mein Auge im Tode erloschen." So sprechend küßte sie ihren lieben Friedel, und entwich. Er fand aber, als er am am andern Morgen an die Todtenlache kam, das Wasser bleich und wie mit Blut gefärbt. Da ergriff ihn Verzweiflung, und er sprang hinab, um sich durch den Tod zu vereinigen mit seiner Geliebten.

Gar anmuthig hat diese Sage ein zu früh gestorbener Dichter, Deckert in Schleusingen, poetisch dargestellt in einem Gedicht in Henneberger Mundart:

Kenner, gett mer net ze noah
On de Toadelache,
Bodeloas is d's Wasser doah,
Wu die Nabel rache.

Poozrig is der ganze Grond,
Mit en Zaun ömgabe,
Sollt der Schoolze Fretz en rond
Fär der Kenner Labe.

Unn wann ich euch erst wöllt soäh,
Woas ich no mein Hährla
Wäs, ihr gingt alläh net meäh
In die schwarze Beärla.

Komm, Hann Dadam, zu mir här!
Hanla=Madlä bend's Bläsla
Dort oa selle Steckel när,
Köpp, setz dich ofs Fäßla!

D's Hähfrla is kä Lägesoak;
'S rächt emoal ofm Wiesla
On een Sonntig Noachmittak
Grommet mit sein Liesla.

'S woar die ganze Woache lang
Stäbig Wend on Water,
Of ämoal schreits dort on Haang
Wie a Roabelaader.

D's Hähfrla sitt sich öm, doa guckt
Aus der Toadelache
Oeppes raus, as wann es spuckt,
Mit zwä schwarze Age.

Un a Mädle sprengt on's Laand,
Gruuß, wie d's Nickels Duhrle,
Oem den Hals a Nüsterband,
Schwarz wie unner Muhrle.

Un a schuppig Müder hoat's
Mit an Perlasträusle,
Un an roathe Buseloatz,
Wie das Aechel Däusle.

Oaber alle Hoar zu Bärk,
Unnern Leutlen strabte,
Denn an Schwanz hoat's lang un stärk,
Of dam's flugs forttrabte.

Wie 'n in des Präcepters Buuch
Un in unnerer Bibel
Hoat der Fiisch, der 'n Jonas trug,
Bis en halt wur übel.

Oaber sätt, jest of die Bäh
Machte sich's Wassermädle,
Schnellt fort über Kraut un Klä,
Wie a Kutscherädle.

Hin fagt's mit sein lange Schwaanz,
Mit der roathe Weste,
Of die Hudelborg zum Taanz
Mit den Hochziggäste.

Sätt ner o! mei Jömfer Fiisch
Ueber Triet un Schwelle,

Mir nis, dir nis hennern Tiisch,
    Zu en Jonggeselle.

Un se wie se gesse hom,
    Fliegts mit Puutz un Müder
Dem de alte Leene rom,
    Mit der lange Frieder.

Un dem hoat ses overtraut,
    'S wär a Nixenmädle,
Ewig gern mit ihm als Braut
    Zög's in's Schleusestädtle.

Denn der Frieder woar a Mo,
    Dalzig of den Bänne,
Kånn kriegt sie derhämm a so,
    Mocht se laff un renne.

Mordgern hatt er d's Nixle a,
    Trutz ihr'm Schwanz un Schwärze,
Mocht er alles gern gejah,
    Gern se küß un härze.

Daber Dabed wörd's nunmeah,
    D's Nixle muß nu onig.
Lab wohl, Frieder! ich muß geah,
    In der Lache wohn ich.

Dach doas beßle Luust un Fröad
    Kost mich g'wieß mei Laabe!
Denn wie ich hatt's lang kei Möäd
    Of den Erdenlaabe.

Un sie joammert veel un heult,
    Muß von mein Getreue!
Dach ich hoah ze lang geweilt,
    Kost mich better Reue.

Geah morn zu der Lache fort!
    Is se bläch, wie Toadte,
Hoat mei Voater mich gemordt,
    Daß ich en verroathe.

In ihr Hämmet gett sie hie —
    Un mei Frieder stapelt
Handig fort gleich Manntig früh,
    Un sei Herz em zappelt.

Daber bläch un roath wie Blut
Is je früh die Sache. —
Frieder röckt sich woll den Hut
Ob der blut'ge Rache.

Hoast du mir dei Labe g'schenkt,
Schenk ich dir mei Labe.
Flugs zur liebe Nix er sprengt
In den roathe Grabe.

Dröm mei Labig häßt mer noch,
Wu die Nabel rache,
Dort sell gruuß, gewaltig Looch
När die Toadelache.

Anmerkung. Das vorstehende Gedicht ist entlehnt aus einer kürzlich erschienenen interessanten Sammlung von Gedichten und Liedern in verschiedenen Mundarten, herausgegeben von Dr. J. Günther. Jena 1841. S. 53 u. f.

Heinrich Doering.

Schloß und Herrschaft Bornstedt.

Ein rauher Winter hatte dem Alles neu belebenden Frühlinge weichen müssen, selbst in den Thälern und Schluchten waren die letzten Spuren des Schnees vor den wärmenden Strahlen der Sonne geschmolzen, und das heilige Osterfest war bei einer milden Witterung eingetreten, wie sie um diese Jahreszeit nur selten ist. War daher schon den zweiten Feiertag das Dorf Bornstedt ungemein belebt gewesen, so zogen besonders den Tag darauf die Einwohner in ganzen Schaaren den Schloßberg hinauf, um sich, Jung und Alt, neben den alten Schloßruinen unter Scherz und Spiel zu vergnügen und sich des schönen Tages zu freuen. Es ist dies eine Art von Frühlingsfest, welches seit Jahren schon in solcher Weise gefeiert wird, wenn die Witterung es erlaubt, dasselbe stand aber früher zu den Burgüberresten selbst in einer Beziehung, von der man lieber schweigen möchte. Es wurden nämlich, ehe der jetzt immer allgemeiner werdende, und besonders von den Preußischen Staatsbehörden und von dem edlen Könige selbst sorgsam gepflegte löbliche Sinn erwacht war, die Denkmäler der Vorzeit zu schonen und zu erhalten, alljährlich in den Frühstunden des genannten Tages auf Rechnung des in seinem Fache sonst höchst achtungswerthen dasigen Domainenpächters und Amtsinspectors Bieler aus den alten Burgmauern, die wegen ihrer Dauerhaftigkeit vielleicht noch Jahrhunderten getrotzt hätten, von einem großen Theile der Einwohner Bornstedts mit unsäglicher Mühe und Beharrlichkeit Steine ausgebrochen, um zu Neubauten auf der Domaine verwandt zu werden. Seitdem aber dieser Zweck glücklicher Weise in Wegfall gekommen ist, hat die dort bei jener Gelegenheit sich äußernde Fröhlichkeit einen viel harmlosern Charakter bekommen. Ich war eben mit einem Freunde unterwegs, den ich in Eisleben getroffen und den ich auf seiner Tour nach Allstedt um so lieber bis Bornstedt zu begleiten versprochen hatte, da

der Verbindungsweg beider Städte gerade durch letztgenannten Ort führt, in welchem ich bei einer verwandten Familie einzusprechen ohnedies mir vorgenommen hatte. — Unter traulichen Gesprächen hatten wir die Anhöhe erstiegen, die als eine Fortsetzung des Unterharzes sich in mannichfaltigen Krümmungen bis zu dem Unstrutthale hinunterzieht, und waren bei dem Dörfchen Schmalzerode vorbeipassirt, das vordem nebst einem Theile von Wolferode zum Amte Bornstedt gehörte, wohin es auch noch jetzt eingepfarrt ist, als die Sonne sich bereits in Westen ihrem Untergange zuneigte. Gleich darauf senkte sich unser Weg, um uns in einem anmuthigen Thale, zu dessen beiden Seiten sich nach Nord und Süd wohlbestandene Waldungen zu ziemlich steilen Anhöhen hinaufziehen, der überaus fruchtbaren kesselförmigen Aue zuzuführen, in welcher das Dorf Bornstedt sich südwestlich an den Schloßberg anschließt, der auf seiner Spitze die noch immer majestätischen Burgruinen trägt. Ehe wir aber derselben durch den noch nicht belaubten Wald ansichtig wurden, schallte uns schon von dort herüber ein fröhlicher Gesang entgegen, der mit munterm Echo in dem Thale wiederhallend, auch unsere Heiterkeit nur erhöhen konnte. Unwillkührlich zog es uns daher hinauf, als wir endlich den hochragenden Schloßthurm und um ihn herum die muntern Gruppen erblickten, und da wir durch den kurzen, kaum anderthalb Stunden langen Weg von Eisleben her noch gar nicht ermüdet waren, stiegen wir von Süden her auf steilem Wege, den mit einer in der Umgegend sehr gut renommirten Kirschpflanzung besetzten Schloßberg hinan. Wie ich vorher vermuthet hatte, trafen wir oben einen Kreis von Bekannten, die uns alsobald freundlich einluden an ihrer fröhlichen Gesellschaft Theil zu nehmen, was wir auch um so lieber thaten, da die Ruinen von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet einen besonders imposanten Anblick gewährten, und wir des bekannten Spruches eingedenk waren:

Wo man singt, da laß getrost dich nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder.

Nachdem wir durch ein ländliches Mahl erquickt worden waren, wie es die einheimischen Frauen in saubern Handkörbchen selbst hinaufgetragen hatten aus ihren Behausungen, wurden die Ruinen näher in Augenschein genommen, wobei einer aus der Gesellschaft den Cicerone machte, mein Begleiter aber, von welchem man wußte, daß er mit der speciellen Vaterlandskunde wohl vertraut sei, auf wiederholtes Bitten die geschichtlichen Erinnerungen anzuknüpfen sich anheischig machte.

Der bedeutend hohe Thurm zog vor allen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Derselbe ist unten viereckig, bis zu der Höhe, welche die übrigen Schloßgebäude erreicht haben mögen, die sich an denselben anschlossen, nach oben zu aber rund. Ein Dach hat derselbe schon längst nicht mehr, ist aber durch große Steinplatten, die in früherer Zeit mit besonderm Fleiße rings herum gelegt worden sind,

gegen den zerstörenden Einfluß der Witterung so ziemlich geschützt. Da er auch übrigens fast noch gar nicht schadhaft ist, und ungeheuer dicke und dauerhafte Mauern hat, so läßt sich annehmen, daß er noch Jahrhunderte lang als ein ehrwürdiges Riesenwerk der Vorzeit emporragen wird, wenn von dem ihn umgebenden übrigen Mauerwerke kaum noch eine Spur vorhanden sein wird. Nur mit großer Mühe läßt sich in einer Höhe von ungefähr 30 Fuß in denselben hinein und von da mit Hülfe einer Leiter inwendig hinauf zu seiner Höhe gelangen, von wo aus man dann westlich nach der Sachsenburg und weiter hinaus die Blicke schweifen lassen kann und eine recht anziehende Aussicht genießt, die nach den übrigen Seiten hin sehr beschränkt ist. Wie uns unser Führer erzählte, hat man schon einigemal den Plan gehabt, durch eine angebrachte Treppe denselben zugänglicher zu machen; es ist dies aber bis jetzt wegen Mangel an hinreichenden Interessenten unterblieben, würde auch wegen der im Ganzen zu beschränkten Aussicht nicht lohnend genug sein, der Thurm selbst könnte aber durch einen modernen Anbau an seinem alterthümlichen Ansehen nur verlieren. Das eigentliche Wohngebäude hat augenscheinlich auf der Ostseite, wo der Berg fast senkrecht sich herabneigt, an den Thurm sich angeschlossen, und da auf unzugänglicher Höhe gestanden, wie der Aar horstet auf unersteiglichen Felsenklippen. Durch den angeführten Eingang in den Thurm stand es wahrscheinlich mit demselben in Verbindung. Unser Führer fügte die Bemerkung hinzu, daß dieser Gang über eine Fallthür zum Burgverließ geführt haben möge, weil der untere tiefe Raum des Thurmes, ohne irgend einen Zugang und durch kein Tageslicht erhellt, wohl zu keinem andern als so schauerlichem Zwecke habe benutzt werden können. Von dem Wohnhause selbst ist jetzt nichts mehr vorhanden, als etwa die Grundmauern ihrem äußern Umrisse nach und einige geräumige Gewölbe, deren Zugänge jetzt äußerlich verschüttet sind, in denen aber noch in der Kriegeszeit 1806 mehrere Einwohner ihre Pferde untergebracht haben sollen, um sie den gierigen Augen und Händen der fremden Krieger zu entziehen. Damals waren auch noch die Seitensteine zur Einfahrt in den Burghof zu sehen und mit eisernen Klammern befestigt. Auf der östlichen Seite schließt sich auf den für eine Burg auffallend beschränkten obern Raume noch eine Seitenmauer und der Ueberrest eines halbrunden Thurmes an, welcher von den Einwohnern, wahrscheinlich wegen der jetzigen Gestalt der Ruine, gewöhnlich die Kanzel genannt wird. Das daran stoßende größere Gebäude, dessen innerer Raum vielfach durchwühlt und jetzt mit Kirschbäumen bepflanzt ist, hat jedenfalls der Besatzung zur Wohnung, so wie überhaupt zur Beschützung der Burg gedient, da sie nur von dieser einen Seite angegriffen werden konnte. Von einer Kirche oder Kapelle bei der Burg findet sich keine Spur; die Herren der Burg gingen seit frühe schon in die sehr alte Dorfkirche, und hatten durch die sie umschließende Mauer ein hochgewölbtes Thor nach der Seite des Schlosses zu, davon die Ueberreste noch jetzt zu sehen sind. Wegen Mangel an Raum auf dem eigentlichen Schloßberge, bemerkte unser

Cicerone, hatten die Grafen von Mansfeld im 16ten Jahrhunderte auf der Anhöhe die dort gegenüber nach Süden liegt, und auf der Spitze mit Nadelholz bepflanzt ist, eine Reitbahn, davon der Platz noch heute diesen Namen führt. Auf der andern gegenüberliegenden Anhöhe nach Norden, der jetzt gewöhnlich der Kirchberg genannt wird, hat man zu verschiedenen Zeiten Knochen ausgegraben, und es hat dort der Sage nach in dem Alterthume eine Kirche oder Kapelle gestanden. Ueber den eigentlichen Zweck derselben, da ihre einstige Existenz nicht bezweifelt wird, läßt sich etwas Sicheres wohl schwerlich ermitteln. Entweder mag dieselbe zu dem Schlosse früher gehört haben, oder da der Weg von da zu ihr wohl von jeher sehr mühsam war, hat vielleicht auf dieser Anhöhe das Stammhaus der alten Herren von Bornstedt gestanden. Dafür scheint wenigstens das zu sprechen, daß nach der allgemeinen Annahme gerade der Theil des Ortes, der sich an den Kirchberg anlehnt, der älteste ist, was nach dem Terrain zu schließen seinen besondern Grund gehabt haben muß, und daß sich früher die Gebäude auch mehr den Berg hinaufgezogen. Wirklich, fügte mein Freund hinzu, an den nun die Reihe gekommen war, die geschichtlichen Notizen hinzuzufügen, ist nach den wenigen Nachrichten, welche uns Chroniken und Urkunden über die früheste Zeit aufbewahrt haben, das Dorf Bornstedt viel älter, als das erste Entstehen einer Burg auf dem Schloßberge. Dasselbe lag in dem sogenannten Friesenfelde, einem Theile des alten Hassengaues, und wird 979 zuerst bestimmt erwähnt in einer Urkunde, welche der deutsche Kaiser Otto II. wegen eines Tausches mit der berühmten Abtei Hersfeld in Hessen zu Gunsten des Klosters Memleben ausgestellt hat und worin es Burnstedt heißt (cf. v. Leuchs der Markgraf Gero und Director. diplomatib. Tom. I. pag. 104). Da es damals schon ein christlicher Ort war, so reicht sein erstes Entstehen jedenfalls viel weiter hinaus. Es gehörte damals den Herren von Bornstedt, welche es, nach einigen Andeutungen der Caldenbornschen Klosterurkunden als Vasallen von den Grafen von Hackeborn auf Beyernaumburg, denen, nebst den ihnen verwandten Grafen von Hardeck auf der Gryllenburg bei Sangerhausen und denen von Querfurt fast das ganze Friesenfeld zu eigen war, zur Lehn erhalten hatten. Bornstedt bildete damals eine eigne Herrschaft, zu welcher außer diesem Orte noch 5 Dörfer gehörten.

Bis zu Ende des 13. Jahrhunderts scheinen die Herren von Bornstedt hier, wenn auch nicht mehr die ganze Herrschaft, doch noch immer Besitzungen davon gehabt zu haben, 1265 aber verkaufte Hoyer von Bornstedt auch sein Stammhaus an die Grafen von Mansfeld*). Dies kann also unmöglich das Schloß gewesen sein, in dessen Besitze die Grafen von Mansfeld seit dem 12. secl. mit wenigen Unterbrechungen immer gewesen sind, sondern es mag dasselbe, wie früher erwähnt, auf dem Kirchberge gestanden haben. Die genannten Herren aber zogen sich, so wie ihre Lehnsherren, wahrscheinlich schon sehr

*) cf. Spangenberg Chron. Sax. pag. 262.

frühe in die Gegend von Quedlinburg und Halberstadt, nachdem sie ihre hiesigen Besitzungen an die Grafen von Mansfeld theils verkauft, theils verpfändet hatten. So findet sich Esicus oder Esecho de Burnenstede 1145 mit vielen geistlichen und weltlichen Fürsten und Grafen und andern Mansfeldischen Herren beim Kaiser Conrad III. (oder, wie er sich in seinen Diplomen beständig selbst nennt, dem IV.) zu Magdeburg, als derselbe die Schenkung etlicher Orte von Graf Hardwig an das Stift Magdeburg confirmirte, als Zeuge mit unterschrieben, und eben derselbe kömmt 1147 und 1152 in Urkunden der Erzbischöfe von Magdeburg vor, die eben damals von Beyernaumburg stammten. cf. Ludewig Reliquiae Manuscriptt. Tom. XI. pag. 550. und Pappenrodii Annales Gernrodens. bei Meibom. P. II. p. 443. Endlich wird er auch in einem Diplom des Markgrafen Albrecht d. Bär, 1155 in Aschersleben abgefaßt, als Zeuge aufgeführt, daher ihn Leuckf. Antiq. Caldenbornens. p. 91. ff. fälschlich Ericus genannt hat. Erst 1238 nämlich kömmt Ericus von Bornstedt als Zeuge vor, wo er der Aebtissin Gertraud Diplom über etliche Mansfeldische Güter als Zeuge mit unterschrieben hat. (cf. Kettner Antiq. Quedlinburg. p. 269.) und 1447 findet sich derselbe wieder in einem Diplom des Grafen Siegfried von Blankenburg. 1285 wird Arnold von Bornstedt unter einer Urkunde des Bischofs Volrad von Halberstadt Vir nobilis genannt; es müssen also die Herren von Bornstedt damals zu den Standesherren gehört haben. 1363 war Eckehard von Bornstedt mit 4 Bauern beim Erzbischof Theodorich von Magdeburg, um einen Vergleich zur Handhabung des allgemeinen Landfriedens auf 3 Jahre abzuschließen. (cf. Dreyhaupt Magdeburg. Saalkreis Tom. I. pag. 77.) 1364 war Mechtild von Bornstedt Priorin im Kloster Marienborn und 1507 bekleidete Helena von Bornstedt eben diese Würde. (cf. Meibomius vom Kloster Marienborn p. 85. und p. 102.) 1608 endlich kömmt Jordan von Bornstedt in halberstädtischen Briefen vor, und derselbe unterschrieb auch 1614 im Namen der Ritterschaft einen Vergleich wegen der Reichs- und Türkensteuer im Halberstädtischen.

Aus der Gegend von Quedlinburg und Halberstadt mögen sich die Herren von Bornstedt nach der Neumark gewendet und dort ansässig gemacht haben. Daselbst gehörte ihnen nämlich, außer vielen andern Besitzungen, auch die Herrschaft Dolgen. Von den Herren auf Dolgen hat sich 1662 besonders Wolfgang Asmus von Bornstedt bekannt gemacht Er war Comtur zu Werben, Canzler des Johanniter-Ordens, Churbrandenburg. Geheimrath u. s. w. und starb 1689. (cf. Beckmanns Geschichte des Johanniterordens p. 152. ff.) Sein Bruder Heinrich von Bornstedt, der sich zu Dietershagen im Magdeburgischen ansässig gemacht hatte, war Churbrandenburgischer Oberster und ging darauf in königl. Polnische und churfürstl. Sächsische Dienste, wo er bis zum General-Lieutenant stieg. Ein dritter Bruder war königl. Preuß. Oberster und Commandant in Memel, der Sohn desselben aber, Bernhard Heinrich von Bornstedt, General-Lieutenant der Cavallerie und Chef eines Cürassier-Regiments in Preuß. Diensten.

Derselbe zeichnete sich 1745 in der Bataille von Striegau aus, wo er den rechten Flügel der Preuß. Armee commandirte und die Sachsen und Oestreicher glücklich zurückschlug. Er war aber dabei bedeutend blessirt worden, was ihn nöthigte, 1750 um seine Entlassung nachzusuchen, die ihm denn auch mit einer Pension von 1000 Thlr. von dem dankbaren Könige Friedrich II. zugestanden wurde. Darauf zog er sich auf seine Herrschaft Gutentag in Oberschlesien zurück, wo er nach langer Kränklichkeit am 17. Februar 1752 im 59sten Jahre seines Alters starb *)

Doch wenden wir uns nun wieder zum Schloßberge zurück. — Auf demselben soll zuerst der Kaiser Heinrich IV. eine Burg erbaut haben, um von da aus die Thüringer und Sachsen im Zaume zu halten. Obgleich diese Behauptung nicht durch bestimmte Angaben gleichzeitiger Schriftsteller unterstützt werden kann, so hat sie doch an sich nichts Unwahrscheinliches. Denn einmal ist, wie oben schon angedeutet, der Gipfel des Berges, obwohl sonst bequem gelegen, viel zu wenig geräumig, als daß ein Ritter sich auf demselben angebaut haben sollte, dann aber mußte für den Kaiser Heinrich gerade dieser Punkt seiner ganzen Lage nach eben so wichtig als vortheilhaft sein, was sich Alles genauer würde nachweisen lassen, wenn hier der Ort wäre, auf die damaligen Zeitverhältnisse einzugehen. Zu Anfange des 12. Jahrhunderts treffen wir unter Heinrich V. den Graf Hoier den Großen von Mansfeld in kaiserlichen Diensten als Inhaber des Schlosses zu Bornstedt. Damals stritten sich nämlich der Pfalzgraf Siegfried und der Kaiser Heinrich V. um den Besitz des Sachsenlandes. Hoier überfiel als kaiserlicher Feldherr die versammelten sächsischen und thüringischen Großen unvermuthet in Bornstedt**) bei Querfurt und Siegfried bekam dabei so bedeutende Wunden, daß er daran 1113 starb, während Wipprecht der Aeltere von Groitzsch in Gefangenschaft gerieth und einige Zeit in Bornstedt aufbewahrt, dann aber dem Kaiser ausgeliefert wurde, der ihn nach der Burg Leißnick abführen ließ. (cf. Rivander thüring. Chronik p. 222. ff.) Der Verein der über Heinrichs Anmaßung und über Hoiers Feindseligkeiten gleichmäßig empörten Großen, an deren Spitze wir seitdem den Herzog Luther von Sachsen auf Walbeck erblicken, zog sich, nachdem sie die Besitzungen des kaiserlichen Feldherrn verwüstet, nach Walbeck zurück, um sich dort, hinter hinlänglich befestigten Mauern, über die weitern Maßregeln zu berathen. Da sammelte Hoier zu Wallhausen, nur 4 Meilen den Verbündeten gegenüber, ein kaiserliches Heer, um sie mit Gewalt zu unterdrücken. Des Kaisers Absicht war, sie so

---

*) cf. Lenzens historische Abhandlung von dem alten und vornehmen Geschlechte der Herren von Bornstedt in der historischen Bibliothek von Sam. Oetter, II. Thl. p. 315 ff.

**) Warnstedt bei Quedlinburg mit einigen ältern und neuern Chronisten anzunehmen, scheint mir wegen des Laufes der Ereignisse nicht zulässig, der sich allein in der Gegend von Eisleben und Querfurt entwickelte.

schnell als möglich anzugreifen, ein über Nacht gefallener starker Schnee aber verzögerte die Ausführung und ließ seinen Gegnern Zeit, auf nachdrückliche Vertheidigung zu denken. Am 11. Februar 1115 standen sich endlich beide Partheien mit ihren Streitkräften zwischen Eisleben und Sandersleben am sogenannten Welphesholze einander gegenüber. Graf Hoier, erbittert über die Verwüstungen seines Gebiets, griff die Sachsen mit unzeitiger Hitze an, und um besser kämpfen zu können, sprang er von seinem Pferde. Dadurch fiel er aber dem wegen der Behandlung seines Vaters Rache schnaubenden Wipprecht dem Jüngern von Groitzsch in die Hände, der ihn sogleich mit einem Wurfspieße auf der Brust stark verwundete. Nichts desto weniger setzten sie erhitzt den Kampf fort, nachdem Ludolph von Hackeborn auf Beyernaumburg, Hoiers Begleiter, den Spieß aus der Wunde gezogen hatte. Aber der jugendlich kräftige Wipprecht warf seinen Gegner nieder und brachte ihm noch mehrere bedeutende Stiche bei, an denen sich der Held bald verblutete.*) — Sein Fall entschied auch den Kampf beider Heere bald zum Vortheil der Sachsen, und die Kaiserlichen ergriffen die Flucht. Damit waren aber die Verbündeten nicht zufrieden, sondern sie benutzten die Gelegenheit, um sich in Besitz der kaiserlichen Zwingburgen zu setzen, und Bornstedt, Allstedt, Beyernaumburg**) und Kyffhausen wurden nach einander belagert, erobert und größtentheils zerstört. Daß das Schloß Bornstedt bei dieser Gelegenheit der Erde gleich gemacht worden sei, ist schon wegen der erhitzten Gemüthsart des Wipprecht mehr als wahrscheinlich, obgleich die ältesten Chronisten davon nichts melden. Die Herrschaft Bornstedt aber scheint dem zweiten Sohne des Gefallenen, Hoier II., geblieben zu sein, der, nachdem er eine Zeit lang die Stelle des Markgrafen Conrad von Meißen versehen, welcher mit dem Kaiser Conrad III. und mit dem Könige Ludwig VII. von Frankreich einen Kreuzzug unternommen hatte, seinen Sitz in Mansfeld nahm. 1202 kaufte der Erzbischof Ludolph von Magdeburg, dem, wie seinem Vorgänger Wichmann, wahrscheinlich auch Beyer-

---

*) Ein einfacher Sandstein, in welchem die Form einer riesenmäßigen Hand abgedrückt ist, um welche nach allen Seiten eine Masse Nägel eingeschlagen sind, bezeichnet den Ort, da Hoier gefallen sein soll. Die Sage von dem früher dort gestandenen, steinernen Standbilde, mit welchem unter dem Namen Jodütte Abgötterei getrieben worden sein soll, so wie die Sagen von der Schlacht selbst gehören nicht hierher, sie sind aber mitgetheilt in Spangenbergs Sächs. Krieg beim Welphesholze, Wittenberg 1555, und Krause, Bericht von der Schlacht an dem Welphenholze, 1555.

**) Daß damit die alte Burg bei Naumburg gemeint sei, wird Niemanden mehr einfallen, der die Localität berücksichtigt und dazu nimmt, was ich vorher von der Theilnahme Ludolphs von Hackeborn aus Beyernaumburg an der Schlacht beim Welphesholze gesagt habe. Und doch begehen eine Menge Chronisten diesen Fehler, weil sie nicht wußten, daß dieser Ort erst seit dem 14. Jahrhundert den Namen Beyer-Naumburg bekommen hat, während er früher stets Naumburg, Nienburg, Neuenburg hieß, wovon anderwärts ausführlicher die Rede sein wird.

naumburg gehörte, die Herrschaft Bornstedt von den Grafen von Mansfeld und überließ sie später an Ehrich von Gatersleben. Von diesem erkaufte sie endlich 1301 der Graf Burchard X. von Mansfeld erblich um 425 Mark und incorporirte sie wieder der Grafschaft Mansfeld, von welcher sie 99 Jahre getrennt gewesen war. (cf. Spangenberg Querfurt. Chron. p. 305.) Welche Ortschaften noch außer Bornstedt zu der gleichnamigen Herrschaft gehört haben, läßt sich aber eben darum nicht mehr ausmitteln, weil dieselbe so frühzeitig schon mit der Grafschaft Mansfeld zusammenschmolz. Erst im 16. Jahrhundert bekömmt Bornstedt für sich besonders wieder seine Bedeutung. Da nämlich wurde der Graf Philipp II. von Mansfeld, einer von den 22 Kindern des Grafen Ernst II. hinterortischer Linie, geb. 1502 auf dem Schlosse zu Mansfeld, der Stifter der sogenannten Bornstedtischen Linie. Er baute nämlich auf dem Schloßberge bei diesem Orte das Schloß, dessen Trümmern wir noch jetzt dort erblicken, an der Stelle des einst verwüsteten und legte dabei, wahrscheinlich auf dem Kirchberge, einen schönen Garten an, den er durch einen besondern Kunstgärtner einrichten ließ. Dieser Ernst war Kaiser Karls V. Oberkämmerer und Statthalter des Erzbisthums Magdeburg und hielt sich beharrlich zur katholischen Kirche. Er starb auf Bornstedt 9. Juni 1546. Das Schicksal, welches 3 Jahre später dessen 12jährigen Sohn Hugo traf, ist ein Seitenstück zu dem bekannten Sächsischen Prinzenraube.

Jobst Hacke nämlich, ein sehr rauflustiger Ritter, dessen Vorfahren in Leinungen, Voigtstedt, dem nach dieser Familie genannten Pfüffel, und Gehofen bedeutende Besitzungen gehabt und mehrere derselben, wahrscheinlich Schulden halber, an die Grafen von Mansfeld verkauft hatten, faßte gegen diese Herren einen grimmigen Haß. Nachdem er dem Grafen Albrecht einen Fehdebrief an das Mansfelder Schloßthor nageln lassen, der aber nicht beachtet wurde, beschuldigte er die Grafen in öffentlichen Schriften der Ungerechtigkeit und Raubgier und suchte mit einer Schaar Reisiger, die er um sich gesammlet hatte, die Mansfeldischen Besitzungen allenthalben zu berauben und zu verwüsten. Aber auch damit begnügte sich der rachsüchtige Mann noch nicht. Er hatte gehört, daß der älteste Sohn des Bornstedtischen Grafen Philipp in Sondershausen erzogen werde. Um diesen in seine Gewalt zu bekommen, erstieg er in der Nacht des 20. August 1549 verrätherischer Weise das dasige Schloß und es gelang ihm, sich des jungen Grafen zu bemächtigen und denselben gefangen wegzuführen. Er gab als Grund dieser Gewaltthat an, daß dessen Vater ihn einst befehdet habe und ließ ihn nicht los, obgleich ernste kaiserliche Befehle deshalb an ihn ergingen. Erst nach 2 Jahren, nachdem er ihn bald an diesem, bald an jenem Orte verborgen gehabt, gab er ihn gegen ein Lösegeld von etlichen tausend Gulden wieder frei. (cf. Niemann, Geschichte der Grafen von Mansfeld p. 104.) Von den Enkeln Philipps II. haben mehrere im 30jährigen Kriege eine bedeutende Heldenrolle gespielt, z. B. Wolf III. erhielt die Statthalterwürde der Stifter Magdeburg und zeichnete

sich aus als tapferer Vertheidiger Magdeburgs, als 1632 Banner diese Stadt einschloß, und Philipp V., der mit Tilly nach der Schlacht bei Leipzig bis Fulda in Hessen vorrückte und 1634 an der Spitze eines neu errichteten kaiserlichen Heeres stand, so wie er auch 1639 als kaiserlicher Feldmarschall in Schlesien gegen die Schweden focht; da sie aber ihren Sitz nicht in Bornstedt hatten, so gehört ihre weitere Geschichte nicht hierher. Seine Enkelin Agnes, welche am 8. April 1647 auf Bornstedt starb, scheint die letzte Bewohnerin dieses Schlosses aus dem gräflichen Hause gewesen zu sein. Nur von Zeit zu Zeit ließen sich die Grafen dieser Linie einmal wieder in Bornstedt sehen, seit sie sich nach Böhmen und Oestreich gewandt und dort nicht nur bedeutende Besitzungen, sondern auch den Titel der Grafen von Fondi erworben hatten. Zu dem letztern waren sie auf folgende Weise gekommen:

Heinrich Franz I., jüngster Sohn des als kaiserlicher Oberkämmerer und Oberstallmeister am 6. September 1644 zu Wien verstorbenen Grafen Bruno III., leistete den Kaisern Leopold I., Joseph I. und Karl VI. als Gesandter wesentliche Dienste und hielt sich als solcher 9 Jahre in Spanien auf. Auch an dem dortigen Hofe hatte er sich viel Vertrauen erworben und bekam 1690 den ehrenvollen Auftrag, die Prinzessin Maria Anna von Pfalz-Neuburg als Braut des Königs Karl II. nach Spanien zu geleiten. Nach Beendigung dieser Sendung bekam er das Neapolitanische Fürstenthum Fondi und den Titel eines Spanischen Granden. In demselben Jahre wurde ihm auch die Würde eines Reichsfürsten zuertheilt, die dann der Kaiser Joseph I. 1711 vom Neuen bestätigen und öffentlich bekannt machen ließ. Er starb 11. Juni 1715 in großem Ansehen und seine erste Gemahlin war Marie Luise, eine Tochter des Grafen Karl von Aspremont und Wittwe des Herzogs Karl von Lothringen gewesen. Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so erbte seine Titel und Güter der Sohn seines ältern Bruders, nämlich Karl Franz Adam Anton Fürst von Fondi und Mansfeld. Derselbe war Kaiser Karls VI. wirklicher Kammerherr und starb 1717 zu Prag. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes Heinrich Franz II. übernahm seine Gemahlin Maria Eleonore nicht allein dessen Vormundschaft, sondern auch die vormundschaftliche Regierung seines Landes. Die letztere wurde ihr aber von Chursachsen und Churbrandenburg streitig gemacht, welche dieselbe als Lehnsherren ebenfalls in Anspruch nahmen. Der lange dauernde Streit, in welchem von beiden Partheien sogar mehrere Druckschriften gewechselt wurden, ward endlich 1733 vergleichsweise beigelegt und 1734 trat Franz II. die Regierung und Verwaltung seiner Güter selbst an. Wegen einer ungeheuern Schuldenmasse, mit denen überhaupt die Grafen von Mansfeld viel zu kämpfen hatten, stand auch das ihm gehörige Freigut in Bornstedt nebst vielen andern Besitzungen bis zu dessen Tode 1780 unter Sequestration, wo es dann in eine Preußische Domaine verwandelt wurde. Obgleich es nämlich von sehr alter Zeit her magdeburger Lehen gewesen war, so wurde es doch schon 1579 von Churbranden-

burg eingetauscht. Zu dieser völligen Einziehung war aber der Lehnsherr darum berechtigt, da schon einige Wochen nach Franz II. auch dessen einziger Sohn Joseph Wenzel am 31. März 1780 starb und mit ihm dieser ganze Stamm erlosch. Derselbe soll auf eine grausenerregende Art seinen Tod gefunden haben, indem er im Wagen sitzend von den scheu gewordenen Pferden in einen Abgrund gezogen und zerschmettert ward. (cf. Niemann l. l. p. 251—262.)

Wir haben also, fügte mein Freund hinzu, indem er unter dem einstimmigen Danke der ganzen Gesellschaft das Notizbüchlein einsteckte, das bei dieser Mittheilung sein Gedächtniß unterstützt hatte, — wir haben ein berühmtes Geschlecht zu Grabe geleitet, ehrwürdig durch sein hohes Alter und eine lange Reihe von Ahnen, einst weit verzweigt, reich an blühenden Söhnen und Töchtern und befreundet und verwandt mit den mächtigsten Geschlechtern.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten.
So entfleucht das Traumbild eitler Macht,
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in finstre Nacht!

Einer aus der Gesellschaft fügte noch die Bemerkungen hinzu, daß besonders während der Zeit der Sequestration, wo man keine Sorge für deren Erhaltung trug, die Burg verfallen sei und daß ein Brand, so wie das früher erwähnte Ausbrechen der Mauersteine, vollends zu ihrem völligen Ruin mitgewirkt habe. Zuletzt diente sie noch einem Forstbeamten zur Wohnung.

Die jetzt sehr blühende Oekonomie der Domaine brachte zuletzt den Mansfeldern 2950, im Jahre 1796 aber sogar ohne die Jagd 8000 Thaler Pacht ein und hat ungefähr 27 Hufen Land und nicht unbedeutende Waldung.

Auf dem Gottesacker um die sehr alte Kirche, die sonst nichts Merkwürdiges weiter hat, wurden seit der Reformation fast einzig die hier gestorbenen Prediger des Orts begraben, während die Gemeinde ihren Gottesacker vor dem Dorfe hat.

Während solcher angenehmen und lehrreichen Unterhaltung, an welcher Alle mit gleichem Interesse Antheil genommen hatten, war bereits unvermerkt die Abenddämmerung angebrochen, und die immer merklicher werdende Kühlung gemahnte die Gesellschaft den Schloßberg herabzusteigen, um den fröhlichen Zirkel in eine wirthliche Behausung des Dorfes zu versetzen. Gern hätte man auch dort meinen Freund mit eingeführt, allein er bestand darauf, sich zu verabschieden, weil er noch vor dem Einbruche der völligen Dunkelheit Allstedt zu erreichen wünschte. Aufrichtiger Dank und herzliche Glückwünsche wurden ihm mit auf den Weg gegeben.

Moritz Lessing.

Mansfeld.

Dort, wo der Harz nach Osten zu seine kräftigen Gebirgsarme ausstreckt, erfaßt er ein freundliches Ländchen, die Grafschaft Mansfeld. Nicht ohne Wehmuth blickt man von den verfallenen Zinnen der alten Grafenburg Mansfeld rings um sich, gedenkt der längst verklungenen Tage und der Herrlichkeit, die nun fast spurlos vorübergegangen ist. Mansfeld ist ein weites Grab. Die alten Mauern und Thürme stehen wie Leichensteine da, an denen man lesen kann: Hier ist viel Schönes und Herrliches begraben. Ueber die Mauern blicken die alten Linden in den Schloßhof hinein, als wollten sie sich umschaun nach den edlen Grafen und Herrn, die einst hier weilten; aber die schlafen schon lange, weit umher zerstreut, ihren tiefen, festen Schlaf, aus dem sie auf Erden nicht mehr erwachen. Da rauscht es wehmüthig in den Baumkronen, und die alte Thurmuhr des Schlosses tönt ihre ernsten Klänge weit umher, als wollten sie sagen: Vorüber schreitet die Zeit und reißt nieder, was die Menschen emporgethürmt haben in stolzer Freude.

Weitgedehnt waren einst die Grenzen der Grafschaft Mansfeld, und so reich gesegnet war das Land von der Hand des Höchsten, daß ein alter Verfasser einer Geschichte Thüringens sagt: „Man habe diejenigen für glückselig geschätzt, die in dieser Grafschaft eine Wohnung gehabt.“ In der That vereinigt sich hier im engen Raume viel Angenehmes, was man in andern Ländern nur weit umher zerstreut findet. Die fruchtbarsten Gefilde dehnen sich rings um und machen das Land zu einer Kornkammer; im Osten erglänzen fischreiche Seen; im Westen hebt der Harz seine Waldkronen empor; Reben und edle Fruchtbäume umkränzen gar manchen Hügel und im Schooße der Erde strecken sich reiche Erzadern nach allen Seiten hin. Nicht zu verwundern ist es deshalb, daß überall in diesem gesegneten Lande der Reichthum sein Haupt stolz emporhob, daß stattliche Burgen von



Gez. v. la Baume.
65.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Schloss Mannsfeld.

den Bergen herab dem Wandrer erzählten von der Macht und der Herrlichkeit ihrer Besitzer. Berühmt vor andern waren einst die Schlösser zu Eisleben, Mansfeld, Leimbach, Schraplau, Bornstedt, Arnstein, Rammelburg, Querfurt, Mohrungen, Heldrungen, Wettin, Rosenburg, Seeburg u. a. — Fast alle sind nicht mehr. Sie waren Werke der Menschenhand, sie mußten untergehn. Aber der Segen des Höchsten ist nicht gewichen. Noch weilet er über dem freundlichen Lande und macht es zu einem Garten Gottes. Möge er nimmer weichen! hinausreichen in die fernsten Zeiten! Glück auf! du fröhliches Mansfeld!

Nachdem wir, mein geliebter Leser, einen frischen Blick gethan haben auf das ganze Mansfelder Land, tritt nun mit mir hinein in die verfallenen Mauern des alten Grafenschlosses Mansfeld, die noch kühn und trotzig genug sich über der Stadt gleiches Namens erheben. Sanct Georg, der Schutzpatron des Schlosses und der Stadt, soll, wie die Sage spricht, ein Mansfelder gewesen sein und auf dem Berge, wo das Schloß gebaut ist, den Lindwurm erschlagen haben, weshalb der Berg noch jetzt der Lindberg genannt wird. Wahrscheinlich hat er seinen Namen von den Linden erhalten, von denen er umkrönt war. Vielmal jedoch ist das Bild des Ritters, der den Drachen erschlägt, angebracht, auch ist ihm die Kirche in Stadt Mansfeld geweiht.

Ueberraschend ist der Anblick der Ruinen, wenn man durch ein noch ziemlich erhaltenes Thor in den geräumigen Schloßhof eintritt. Ringsum erheben sich die verfallenen Thürme und die alten Mauern; hie und da sind noch die Bruchstücke eines Söllers zu sehn, von dem einst edle Damen herabschauten, wenn bei fröhlichen Waffenspielen Rosse brausten, Schilde klangen, und der schöne, geräumige Schloßhof mit Lanzensplittern bedeckt war. Dort ist die Treppe, von welcher herab dem wackern Luther einst Wein entgegenströmte, als er die Grafen, seine Landsleute, zu besuchen kam. Wohl ist es in Erfüllung gegangen sein prophetisches Wort, das er damals sprach: „Die Herren düngen gut, es wird brav Gras danach wachsen.“ Ueberall quillt das Gras üppig hervor, der Schloßhof ist fast zu einer Wiese geworden, und Schlingpflanzen weben ihre grünen Netze über die Mauern.

Wie gar große Freunde des edlen Rebensafts die alten Mansfelder Herren gewesen sind, geht nicht blos aus dieser Erzählung von dem zürnenden Luther hervor, sondern es mag auch leicht erkannt werden aus zwei in Stein gehauenen Bildwerken, die noch jetzt den Eingang zu den wohlerhaltenen Kellern zieren. Das eine zeigt den Bachus, wie er auf einem Fasse sitzend, einladend den Humpen schwenkt. „Bachus deus vini“ lautet die Ueberschrift. Das Andere behandelt einen gar unzarten Gegenstand. Man erblickt auf ihm zwei Knappen, welche aus mächtigen Humpen einander Bescheid thun, ein dritter zapft ein, während ein vierter sich in einer höchst unangenehmen Lage befindet. Er ist genöthigt, das im Uebermaß

Genossene von sich zu geben, wovon zu naschen ein Hund kein Bedenken trägt. Zu dem Bilde paßt die Umschrift: „Quid est bapti!“

Ueber den ebengenannten Kellern, dem Schloßthore gegenüber, erhebt sich ein neues, noch bewohntes Gebäude, neben dem die Trümmer der alten Säle und Thürme umhergestreut sind, wie Riesenleichen. Nur mit Wehmuth wandert man durch die Ruinen und läßt sich berichten, wie das alte Grafenschloß darum so ausgedehnt gewesen sei, weil darin drei mächtige Zweige des Mansfeldischen Grafenstammes ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten. Es wohnten hier zu gleicher Zeit die Grafen der Vorder-, Mittel- und Hinterortschen Linien. Auf dem sogenannten Mittelort war der berühmte goldene Saal, der den Namen durch seinen Glanz sich erworben hatte, dennoch aber von den Gemächern des Hinterorts übertroffen wurde, denn von ihnen wird erzählt, sie seien mit so köstlichem, wohlriechendem Holze ausgelegt gewesen, daß sich davon ein lieblicher Duft durch das ganze Schloß verbreitet habe. Der Vorderort, der nordwestliche Theil des Schlosses, wurde in späterer Zeit noch ein Mal ausgebaut. Graf Hoyer IV., Kaiser Karl V. Geheimer Rath, ließ ihn sich im Jahr 1518 zum Wohnsitz einrichten. Noch ist sein Wappen in Stein gehauen zu sehen mit der Umschrift: Hoier G. U. H. Z. M. 1518. Dabei wurde der Bau der Festungswerke nicht vernachlässigt. Durch einen Ausschuß wählten die Grafen den Hans von Trota und Caspar von Watzdorf zu Bauräthen, die ihrerseits wieder den berühmten Büchsenmeister Mater aus Nürnberg nebst einigen Andern sich zum Beistande erbaten. Jeder der Grafen verpflichtete sich, jährlich 200 Gülden zum Festungsbaue beizutragen. Als das Schloß 1547 dem Kaiser Karl V. übergeben wurde, ließ dieser durch den berühmten Baumeister Christoph Stieler aus Magdeburg viel daran bauen, welcher guten Sold, freie Kost und ein neues Kleid bekam. Diese Reparatur des Schlosses mag wohl die letzte von einiger Bedeutung gewesen sein.

Von dem einst so herrlichen Gebäude sind nur noch einige Rudera vorhanden, jedoch ist die Schloßkirche noch ziemlich erhalten, und ist Herr Gebhardt, der jetzige Besitzer des Schlosses, recht sehr zu loben, daß er sie im baulichen Stande erhält. Schon durch ihre Bauart und durch mancherlei Kunstwerke, die sie enthält, ist die Kirche merkwürdig, mehr noch durch geschichtliche Erinnerungen. Luther hat in ihr zum öftern gepredigt, und die Kanzel, von der seine kräftige Stimme erschallte, ist noch vorhanden. Sie steht ganz frei, von eisernem Gitterwerk gebildet, in der Mitte der Kirche. Ein Gemälde (von Lucas Kranach, wie behauptet wird), die Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung Christi in einem Bilde darstellend, ist noch immer eine Zierde des Altars. Auch zeigt man dem schaulustigen Reisenden gern einen sehr mühsam aus Holz geschnitzten Stuhl, den ein zum Tode verurtheilter Schäfer in seinem Gefängnisse verfertigte, um sich dadurch Leben und Freiheit zu erkaufen. Mehre Bildsäulen aus Holz und gesteifter Leinwand gar künstlich bereitet, unter denen ein Christophorus ansehnlich hervorragte, und ein überaus zottiger,

hölzerner Esau unter den Landleuten viel Beachtung fand, verunzierten in ihrem verwitterten Zustande die Kirche und sind in ein angrenzendes Gemach verbannt. Dort stehn sie, eine unheimliche Gesellschaft, die dem Reisenden, der von ihrem Dasein nichts weiß und unvorbereitet in ihre Mitte tritt, wohl ein Grauen zu verursachen im Stande ist. Ueberhaupt giebt es auf Schloß Mansfeld gar manche Stelle, auf der es nicht recht geheuer sein soll; vorzüglich ist dies in der sogenannten dunklen Kammer der Fall. Dort erhängte sich vor langen Jahren eine Nonne, die mit ihrem Geliebten, einem Mönche, nach Mansfeld in strenge Haft gebracht war. Der Mönch stürzte sich von der hohen Schloßmauer herab und wurde zerschmettert aufgehoben, die Nonne fand man erhängt, und noch vor kurzem wurde der Strick gezeigt, mit dem sie sich das Leben genommen. Die Köpfe der Unglücklichen, aus Stein gehauen und an verschiedenen Stellen des Hofes eingemauert, sind noch zu sehen und bilden das Wahrzeichen des Schlosses Mansfeld. Auf demselben Hofe ist der sehr tiefe Brunnen nicht außer Acht zu lassen, der noch jetzt das nöthige Wasser liefert.

Auch als Festung war Mansfeld einst sehr berühmt. Tiefe Gräben, mehrfache Wälle und die stärksten Mauern schirmten es nach allen Seiten hin, so daß es zwar mehre Male durch List oder Vertrag, niemals aber durch Gewalt eingenommen ist. Eine alte Sage berichtet, dies habe seinen Grund darin, daß bei Erbauung des Schlosses in der Hauptmauer ein lebendes Kind eingeschlossen sei. Da, wo an der noch wohlerhaltenen Westseite des Schlosses, hart über Stadt Mansfeld, in der Mauer ein weißer, viereckiger Stein, der wahrscheinlich eine Inschrift enthielt, noch jetzt zu sehn ist, soll dies geschehn sein.

Im dreißigjährigen Kriege wurde Schloß Mansfeld oft von feindlichen und befreundeten Truppen besetzt, die es zu ihrem Magazin machten, und hieher aus der Umgegend Getreide und andre Lebensmittel zusammenschleppten. Dadurch wurde die Grafschaft gänzlich erschöpft und manche Dörfer standen von ihren Einwohnern verlassen. Damit solches Unheil sich nicht wieder zutragen möge, wendeten sich die Landstände an den Churfürsten von Sachsen und die Grafen von Mansfeld mit der Bitte, daß es ihnen gestattet werden möge, die Festungswerke des Schlosses zu schleifen. Nachdem ihre Bitte gewährt war, wurde am 1. Juni 1674 mit dem Werke der Zerstörung der Anfang gemacht. Vierhundert Mann begannen das Ravalin vor dem Schloßthore niederzureißen; dann suchten sie die Mauern an der östlichen Bastei, der Stern genannt, zu schleifen, konnten jedoch mit ihrer Arbeit nicht zu Stande kommen, weshalb noch dreißig Bergleute herbeigeholt wurden, damit sie die Mauern sprengen möchten. Nur theilweise ist ihnen ihre Arbeit gelungen; denn zu fest war das Gestein verkittet, als daß man es hätte gänzlich trennen können. Ganze Massen der Mauer wurden von der Gewalt des Pulvers zwar niedergerissen und in die Wallgräben geschleudert, aber hie und da stehen noch andre Mauerreste stolz und fest, als wären sie mit den

Felsen des Schloßberges zusammengewachsen und wollten nimmer von ihnen loslassen.

Als man die große Bastei an der Südseite, nach Eisleben zu, sprengte, fand man eine vermauerte Thüre. Sie wurde zertrümmert. Abermals hielt eine große, eiserne, mit fünf Schlössern verwahrte Thüre die Arbeiter auf. Als man auch diese aus dem Wege geräumt hatte, fand man, anstatt der geträumten Schätze, in einem Gewölbe mehre Todtengerippe. Von eben dieser Südseite führte ein unterirdischer Gang, wie man sagt, nach Eisleben. Hie und da ist er eingesunken noch jetzt zu sehen. Nicht uninteressant, aber gewiß höchst gefährlich würde es sein, ihn aufzuräumen und zu verfolgen.

So ist Schloß Mansfeld weniger durch den Zahn der Zeit, als durch Menschenhand seinem Untergange entgegengeführt. Auch die spätern Geschlechter haben tüchtig mitgeholfen. Das Schloß war durch Verkauf in die Hände von Privatleuten gekommen, die damit zum Theil gar übel umgegangen sind. Der Eigennutz achtete nichts lieb und werth. Was irgend einen Geldertrag geben wollte, wurde verkauft und verschleudert, und so werden ja wohl, nachdem die stolzen Säle gesunken sind, auch die schönen Ruinen bald zusammensinken, wenn nicht für ihre Erhaltung Sorge getragen wird, wozu die Kräfte eines Privatmannes freilich nicht hinreichen. Schloß Mansfeld ist ein Ehrendenkmal unseres deutschen Vaterlandes, darum muß einem Jeden daran liegen, daß es auch in seinen Trümmern so viel als möglich erhalten werde. Das mächtige Geschlecht der Mansfelder Grafen ist todt und begraben, Mansfelds Ruinen sind sein Leichenstein. Möge doch wenigstens der noch lange stehn und den Enkeln erzählen von der Macht und der Herrlichkeit der Väter!

Geschichtliches.

Wie es schwierig und nicht für den Zweck dieses Werks geeignet ist, eine genaue Beschreibung der Ruinen von Burg Mansfeld zu liefern, die im weiten Umfange, wie die Trümmer einer kleinen Stadt, den Schloßberg überdecken; so ist es auch mit der Mansfeldischen Geschichte. Sie ist viel zu weitumfassend, als daß auch nur ein kurzer Ueberblick über dieselbe hier gegeben werden könnte. Doch können wir uns von einer so berühmt gewordenen Stelle nicht trennen, ohne zuvor wenigstens noch einige Rückblicke in die Vergangenheit gethan zu haben.

Ueber die Entstehung der Grafschaft Mansfeld giebt es vornehmlich zwei Sagen. Die eine lautet:

> Als Kaiser Heinrich einst Hof hielt zu Wallhausen, trat einer seiner Mannen zu ihm und begehrte für treu geleistete Dienste so viel Land, als er mit einem Scheffel Gerste umsäen könne. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Als aber der Ritter mit seiner Gerste die Grenzen der nachherigen Grafschaft Mansfeld umsäete, da regte sich der Neid. Man trat zum Kaiser,

sprach von Betrug und wollte ihn bewegen, sein Wort zurückzunehmen. Er aber sprach, wie später Kaiser Konrad: „Ein Kaiserwort darf man nicht drehn und deuteln! Es ist und bleibt des Mannes Feld!" Daher sollen auch die Gerstenkörner (Rauten, Wicken) im Mansfelder Wappen gekommen sein.

Eine andre Sage geht noch weiter zurück und führt uns nach England, an König Artus Tafelrunde. Dort zeichnete sich durch seine Tapferkeit, aber auch durch sein rothes Haar, Ritter Hoyer, der Rothe genannt, aus. Von ihm soll Artus gesagt haben: das ist ein rechter Mann im Felde! und deshalb sei er der „Mansfelder" genannt worden. Wirklich giebt es noch jetzt in England Mansfields, die ihren Hauptsitz in Canewood in Middlesex haben. Ihr Wappen hat jedoch mit dem unserer Mansfelder Grafen gar keine Aehnlichkeit, und das Gezwungene der Sage liegt auf der Hand, obgleich auch noch alte Minnelieder vorhanden sind, in denen Hoyer der Rothe ein Sachse genannt wird.

Erst mit Hoyer dem Großen wird die Mansfelder Geschichte zuverlässiger. Er ist der Held gar mancher Mansfeldischen Volkssage. Hoyer war es, der die kaiserlichen Soldaten in der Schlacht am Welfsholze (11. Februar 1115) gegen die Sachsen anführte. Tollkühn drang er auf die Feinde ein, aber sie wichen und wankten nicht. Da sprang er ungeduldig vom Pferde und focht zu Fuß. Graf Wiprecht von Groitzsch, dies bemerkend, durchbohrte ihm den Brustharnisch mit der Lanze. Ludolph von Hackeborn zog die Lanzenspitze aus Hoyers Wunde und dieser drang nun mit ungezügelter Wuth auf den von Groitzsch ein. Schlag fiel auf Schlag und bewundernd schauten die zunächst Kämpfenden dem Streite der Helden zu. Endlich aber hieb Graf Wiprecht dem Mansfelder über den Kopf, daß er zu Boden stürzte. Wohl sprang Hoyer nochmals auf, um seine Niederlage zu rächen, aber Wiprechts Schwert durchdrang ihn zum zweiten Male, und er sank todt nieder in sein Blut. Nun erst war der Sieg der Sachsen entschieden; in wilder Flucht ergossen die Kaiserlichen sich über das Gefilde. — Hoyer soll im Kloster Mansfeld begraben sein. Das ist jedoch nicht wohl möglich, da dieses Kloster erst im Jahr 1170 erbaut ist. Des tapfern Grafen Schwert wurde lange Zeit auf Schloß Mansfeld gezeigt, doch mag es wohl das nicht gewesen sein, welches er in der Schlacht beim Welfsholze führte, das wird der tapfere Sieger sich nicht haben nehmen lassen.

Noch jetzt ist auf dem Schlachtfelde beim Welfsholze der Stein zu sehen, in welchen Graf Hoyer vor der Schlacht, „wie in Waizenteig" mit den Worten gegriffen haben soll: „Ich Graf Hoyer ungeboren, hab' noch nie eine Schlacht verloren! So wahr ich greif' in diesen Stein, auch diese Schlacht muß meine sein!" —

Auch einen Heiligen verdanken wir der Schlacht beim Welfsholze. Die Sachsen errichteten nämlich zum Andenken an den erfochtenen Sieg ein Zeichen, das in einer Säule bestand, auf welcher das Bild eines Mannes sich erhob, der in der rechten Hand einen zackigen, eisernen Streitkolben, in der linken Hand aber das alte sächsische Wappen, zwei springende Hengste im rothen Felde, hielt. Dies sollte ein Gedeute oder eine Hindeutung auf den erfochtenen Sieg sein. Im Volksdialect wurde es „ein Jedute" genannt. Als späterhin die Bedeutung der Bildsäule nicht mehr allgemein bekannt war, trug es sich zu, daß die unwissenden Mönche des nahen Klosters das Denkmal für ein Heiligenbild, für das des heiligen Jedute erklärten, zu dessen Verehrung sie dringend aufforderten. Zahlreiche Wallfahrten wurden nun zu St. Jedute gemacht, bis Kaiser Rudolph, der Habsburger, der im Jahr 1289 einen Reichstag zu Erfurt hielt, verordnete: die zum Aergerniß gewordene Bildsäule solle weggerissen und an ihre Stelle eine Kapelle gebaut werden. Die Spuren von dieser Kapelle sind noch vorhanden. In ihr wurde lange Zeit ein weidener Prügel gezeigt, der in der Schlacht beim Welfsholze gar vernehmlich Jedute! gerufen haben sollte; woher eine alte Mansfelder Redensart: „ich will dich hauen, du sollst Jedute rufen!" entstanden ist. Ackerknechte haben den Stock vor langen Jahren verbrannt, um zu sehen, ob er im Feuer die verlorne Sprache wieder erhalte, worüber der Chronist, dem wir diese Sage nacherzählen, sehr ungehalten ist.

Von Hoyers Söhnen blieb der ältere, Siegfried, gleichfalls in der Schlacht beim Welfsholze, der jüngere, Hoyer der Sanftmüthige, verheirathete sich mit Elisabeth, Graf Udo's von Stolberg Tochter, und wurde der Stammhalter des Geschlechts. Von seinen Nachkommen zogen mehrere, wie er selbst, in das gelobte Land, auch gab es keine bedeutende Fehde in der Umgegend, in welcher die Mansfelder Grafen nicht thätig gewesen wären. Nun aber theilt sich der alte Stamm in so viele Zweige, daß wir, hier wenigstens, sie nicht beachten können. Es kommen Grafen mittelortischer, Schraplauer, hinterortischer, vorderortischer, Heldrunger, Arternscher, Arnsteinischer, Friedeburgscher, Niederländischer und Bornstedtischer Linie vor.

Die Thaten der zahlreichen Grafen und Herren sind mehrfach ausführlich beschrieben, in der neuesten Zeit von Lud. Ferd. Niemann, in seiner Geschichte der Grafen von Mansfeld, die, obwohl etwas flüchtig gefaßt, doch das Nöthige enthält.

Erwähnen müssen wir noch den Grafen Albrecht VII. von Mansfeld, der, ein eifriger Verehrer Luthers, die Reformation durch Magister Michael Cölius im Jahr 1525 in der Grafschaft einführen ließ. Oft kam er mit Luther zusammen, der ihn auch einige Male auf seinem Schlosse besucht hat. Bei Luthers Tode in Eisleben war Albrecht mit seiner Gemahlin gegenwärtig und reichte ihm mit wehmüthiger Theilnahme die letzten Erquickungen.

Derselbe Albrecht von Mansfeld war es, welcher in den durch Thomas Münzer verursachten Unruhen die Bauern zuerst bei Osterhausen

überfiel und dann, im Vereine mit Mehreren bei Frankenhausen schlug. Der gefangene Thomas Münzer wurde einen andern Grafen von Mansfeld, Ernst II. auf Heldrungen, übergeben, weil er diesem gedroht hatte, er wolle ihm den Kopf abschlagen lassen. Hoffährtig hatte Münzer geschrieben: „Ich fahre daher!" damit sein Wort in Erfüllung gehe, das er freilich ganz anders gemeint, wurde er auf einen Wagen geschmiedet und nach Heldrungen gefahren. Die Todesstrafe erlitt er späterhin zu Mühlhausen.

Graf Albrecht VII. trat dem schmalkaldischen Bunde bei und blieb in der Folge ein treuer Bundesgenosse des Churfürsten von Sachsen. Deshalb wurde er vom Kaiser Karl V. in die Reichsacht gethan und die Grafschaft bald darauf von kaiserlichen Soldaten überzogen. Curd von Boyneburg belagerte das Schloß, in dem nur eine schwache Besatzung lag und das sich ihm nach kurzem Widerstande, den 21. Juni 1547 ergab. Nachdem Graf Albrecht den Magdeburgern tapfern Widerstand gegen Moritz von Sachsen geleistet, der sie belagerte, starb er allgemein betrauert und wurde in der Stadtkirche, oder, wie sie früher immer genannt wurde, in der Thalkirche zu Mansfeld begraben.

Sein Sohn Vollrath V. war auch ein eifriger Verfechter der lutherischen Lehre, so wie ein Beschützer des berühmten M. Ciriakus Spangenberg, Generaldekans zu Mansfeld, der wegen seiner abweichenden Lehre von der Erbsünde, Streit bekam und dem Graf Vollrath deshalb eine eigne Druckerei auf Schloß Mansfeld anlegen ließ, aus der manche Flugschrift hervorgegangen ist. Vollraths Sohn David, muß hier auch erwähnt werden, weil unter seiner Regierung die einst so berühmten mansfelder Davidsthaler geschlagen sind. Sie enthielten als Gepräge den Ritter St. Georg mit dem Lindwurm. In dem damaligen Türkenkriege wurde ein kaiserlicher General von einer Kugel getroffen, die aber an einen der erwähnten Davidsthaler, den er in der Tasche trug, abprallte. Alsbald verbreitete sich das Gerücht von der Wunderkraft der Davidsthaler und sie stiegen so hoch im Preise, daß man für jeden derselben gern 16 gewöhnliche Thaler zahlte.

So ließe sich noch viel von den Mansfelder Grafen u. ihren Thaten erzählen, doch kann es wegen des knapp gemessenen Raumes nicht geschehen.

Eine Linie des Grafenhauses nach der andern erlosch. Die Bornstädtische dauerte am längsten aus. Aus ihr stammte Graf Heinrich Franz I. der unter Kaiser Leopold I. und Joseph I. sich als Staatsmann Achtung und Ehre erwarb. Er wurde in den Reichsfürstenstand erhoben und starb 1715 als Präsident des Hofkriegsraths zu Wien. Der letzte Sproß des einst so mächtigen Grafenstammes war Joseph Wenzel, des Fürsten Heinrich Paul Franz II. Sohn. Er starb auf einer Reise, indem er mit seinem Wagen in einen Abgrund geschleudert wurde und hinterließ keine männlichen Erben.

So erlosch ein edles Geschlecht, das einst zu den blühendsten von Deutschland gehörte und mit Königen und Kaisern verwandt war. Immer aber, so lange die Geschichte erzählt von den Großthaten unsers Vaterlandes, wird auch der Name Mansfeld in Ehren bleiben.

Rudolph Hobohm.

Michaelstein.

An der nördlichen Seite des Harzes 1 Stunde von Blankenburg entfernt, liegt in einer höchst romantischen Gegend das Kloster Michaelstein. Die mannichfaltige Abwechselung bewaldeter Berge und schattiger Thäler, starrer Felsen und ruhiger Teiche verleihen diesem Landschaftsbilde viel Malerisches, wenn sie ihm gleich das Belebende nehmen. Dem Ganzen ist der Stempel einer einsamen, melancholischen Ruhe aufgedrückt und mit Vergnügen wird der Wandrer den nahen Regenstein ersteigen, um von dessen Gipfel durch einen Blick in die freie Natur, in die sonnige Landschaft sich des frohen Lebens wieder zu erfreuen.

Noch romantischer, aber auch zugleich rauher, wilder und bizarrer ist die Gegend, wo das Kloster zuerst entstand und seinen geringen Anfang nahm. Aus jenen Zeiten dringt nur der dämmernde Schein mündlicher Ueberlieferungen zu uns herüber, die wir zwar bezweifeln, aber leider nicht ergänzen, noch als falsch oder wahr darstellen können.

Am Fuße eines Berges des hercinischen Urwaldes, in dem noch hundertjährige Stämme schwarzgrüner Tannen ihre vom Strahl der Sonne nie durchdrungenen Wipfel zum Himmel emporstreckten, hatte im zehnten Jahrhundert ein frommer Einsiedler, Namens Volkmar, die verlassene Höhle eines reißenden Thieres zu seinem Aufenthalte gewählt. Die kargen Wurzeln und Früchte des Waldes, das reine Wasser einer nahen Quelle gaben ihm, was sein Körper bedurfte. Beten, Fasten und reliöse Bußübungen waren die strengen Vorsätze seines Lebens.

Bald stand Volkmar bei seinen Zeitgenossen im Rufe der Heiligkeit und es begaben sich mehrere gleichgesinnte Schwärmer zu ihm, um seinem Vorbilde nachzuleben und gleicher Heiligkeit theilhaftig zu

werden. In der Nähe der Höhle ihres Meisters legten die Jünger andere Höhlen zum Aufenthalte an und bildeten, abgeschieden von der übrigen Welt, unter sich eine eigene Verbindung, nach ihrem Stifter die Volkmarsche Brüderschaft genannt. Ihre Wohnungen hieß man Volkmarstein.

Ob Mangel an Nahrung oder Langeweile die Mönche antrieb, in ihren Nebenstunden zu arbeiten, wissen wir nicht; wohl aber ist bekannt, daß sie durch Bearbeitung der Produkte eines nahgelegenen Marmorbruches viel erübrigten und zuletzt sogar in den mit unendlicher Mühe gehöhlten Felsen eine kleine Kapelle zu erbauen im Stande waren. Spuren dieser mühsamen Schöpfung sieht man jetzt noch.

Die Reliquien von der Jungfrau Maria, womit der Weihbischof diese dem heiligen Michael gewidmete Kapelle versehen hatte, brachten die Volkmarbrüder auf den Gedanken, dieselben in einem besondern Gewölbe zu bewahren und dies zum Grabe der Maria zuzurichten. Ein glücklicher Einfall dieser Einsiedler! — denn, als nach dem Tode Volkmars es sich zutrug, daß durch die Reliquien im Grabe der heiligen Jungfrau verschiedene Wunder, insbesondere wunderbare Kuren schwerer Krankheiten geschahen, wallfahrteten Gläubige in Menge zum wunderthätigen Grabe und Layen bereicherten die Kapelle durch angesehene Geschenke. So finden wir unter Andern, daß auch Mechtild, Kaiser Heinrich I. Gemahlin, den Volkmarbrüdern ihr Gut Keyserungsrode (Kipperode) schenkte und, daß deren Sohn, Kaiser Otto I. die Kapelle 956 dem Stifte Quedlinburg einverleibte. —

Zweihundert Jahre waren vergangen, als diesen Volkmarbrüdern ein glänzenderes Schicksal bevorstand. Ihre Wohnung und Aufenthalt im düstern Harzwalde waren in jenen wüsten und wilden Zeiten vor den Streifereien der Räuber und Buschklepper nicht sicher genug, wie sie sich mehrfach überzeugt hatten. Sie sehnten sich nach Ruhe und Sicherheit ihres Eigenthums und hier war Graf Burchard von Blankenburg der Helfer in der Noth. Müde des kriegerischen, bewegten Lebens wollte dieser Ritter seine übrigen Tage mit frommen Werken verbringen, eine Erscheinung, die in den damaligen Zeiten gerade nicht selten war. Er schenkte den Volkmarbrüdern sein Gut Evergodesrode mit Allem, was dazu gehörte, baute ihnen daselbst eine Kirche, die ebenfalls dem heiligen Michael geweiht wurde und nannte seine Stiftung Michaelstein. Diese Stiftung Graf Burchards ist das jetzt noch vorhandene Kloster. Er ließ sich selbst 1139 unter die Volkmarbrüder aufnehmen und ging damit um, diese Brüderschaft in ein ordentliches Kloster zu verwandeln. Zu dem Ende wandte er sich an die Aebtissin Beatrix II. von Quedlinburg und erbot sich, im Falle dieselbe ihm zur Ausführung seines Planes behülflich sei, diesem neuen Kloster mehrere seiner Lehngüter abzutreten. Papst Innocenz II. genehmigte und bestätigte auf Ansuchen der Aebtissin die neue Stiftung und unterwarf dieselbe dem Stifte Quedlinburg. 1147 wurden Cisterzienser-Mönche von Aulesburg im Hessischen unter ihrem Abte

Roger hierher versetzt und die Volkmarbrüder zu Cisterziensern umgeschaffen.

So gering auch der Anfang dieses Klosters war, so erhielt dasselbe doch gar bald durch Schenkung bedeutende Güter, von denen wir hauptsächlich das ansehnliche Gut Winningen hier anführen, welches Fürst Otto von Anhalt 1182 dem Kloster abtrat.

In seinen blühenden Zeiten hatte Michaelstein 24 Chorherren und ebenso viel Layenbrüder. 22 katholische Aebte haben demselben vorgestanden, welche allesammt in ihrem Siegel den heiligen Michael führten, wogegen das Conventsiegel die Heilige Jungfrau mit dem Christuskinde darstellte.

Mit dem 15. Jahrhunderte ging die blühende Periode dieses, sowie aller Kloster jener Gegend, zu Ende. Alle Stände meinten ein Recht zu haben, sich an diesen geistlichen Instituten reiben zu können und sich durch sie bereichern zu dürfen. Mag der Geist der Freiheit und die Aufklärung mehr oder weniger daran Schuld sein, es war einmal eine Zeit der rohen Gewalt, in der der Unterdrückte sein körperliches Uebergewicht geltend zu machen gar leicht versucht wurde. Auch Michaelstein wurde von den Banden zügelloser Bauern 1525 heimgesucht. Diese rohen Horden hausten hier entsetzlich, pünderten und bezeichneten jeden ihrer Schritte mit Verwüstung. Die Kirche ward zerstört und die Begräbnisse sogar erbrochen. —

Nicht lange nach dem Bauerntumulte litt das Kloster von neuem durch Räuber, die es unter dem Mantel der Nacht überfielen, ausplünderten und in Brand steckten. Die Reformation that das Letzte, die Existenz der Klöster zu gefährden.

Aller Hülfsmittel beraubt, die Gebäude zerstört und verwüstet, angegriffen und bestritten in seinen Rechten, ging das Kloster Michaelstein seiner Auflösung entgegen, als 1544 der Abt Gregorius Schwarz den Entschluß faßte, sich zu der protestantischen Lehre, der er überdem zugethan war, öffentlich zu bekennen und das Kloster mit allen Regalien, Einkünften und Gerechtigkeiten dem Grafen Ulrich V. von Blankenburg zu übergeben. Dies geschah und Schwarz blieb fortan als Prior in dem lutherischen Kloster.

Graf Ulrich von Blankenburg ernannte nun seinen 16jährigen Sohn Ernst, Domprobst zu Naumburg, zum Abt von Michaelstein und errichtete eine Schule daselbst, um dem Staate eine nützlichere Pflanzstätte der Wissenschaften zu geben. Sie war eine Freischule, in welcher jeder Schüler 3 Jahr bleiben mußte, wenn er nicht die sämmtlichen Kosten seines Aufenthaltes tragen wollte. Das Stift Quedlinburg hatte das Recht, für zwei Freistellen Schüler zu präsentiren.

Graf Ernst fand aber beim Antritt seiner Prälatur von Seiten des Stiftes Quedlinburg den entschiedensten Widerspruch, indem dasselbe wegen der Schutzvoigtei ein näheres Recht zur Besetzung der Abtstelle zu haben vermeinte. Das Stift ließ durch seinen Schutzvoigt, Herzog Moritz von Sachsen, die Güter des Klosters in Besitz nehmen, ja legte selbst Truppen in dasselbe. Da aber ein nachgesuchtes

kaiserliches Mandat dies Verfahren mißbilligte, gab auch endlich die Aebtissin Anna ihre Genehmigung zur Uebergabe des Klosters an Graf Ernst. Spätere Streitigkeiten über die Rechte des Stiftes wurden durch einen Vergleich beseitigt, vermöge dessen den Grafen das Patronatrecht am Kloster, die Ernennung und Präsentation des jedesmaligen Abtes zustand. Dahingegen hatte sich das Stift die Bestätigung des Abtes vorbehalten und hat dies Recht bis zu seiner eigenen Aufhebung selbst ausgeübt. Der bestätigte Abt gelobte mittelst Handschlages dem Stifte Reverenz und Obedienz, zahlte hundert Thaler Confirmationsgelder und erhielt von der Aebtissin ein eignes Belehnungs-Diplom über seine Würden, nebst einem Dispensationsbriefe wegen seiner Verehelichung; jedoch wurde die Würde nur mit dem Vorbehalte, daß sie nicht an Descendenten vererblich sei, verliehen.

Graf Ernst von Blankenburg resignirte 1566 die Abtei Michaelstein seinem Bruder Caspar Ulrich, heirathete die Gräfin Barbara von Hohenstein und erhielt von ihr drei Söhne Ulrich, Ernst und Martin, welche nach ihres Vetters Tode nach einander Aebte in Michaelstein waren.

Caspar Ulrich hatte in Wittenberg studirt und war 1555 daselbst zum Rector Magnificus ernannt, später vom Kaiser aber zum Reichshofrath und Kammergerichts-Assessor erhoben. Er starb noch zu Lebzeiten seines Bruders.

Auch Ernst's Söhne starben im blühenden Alter und selbst des jüngsten Grafen Martins Sohn, Johann Ernst, der schon in der Wiege als Abt von Michaelstein bestätigt wurde, erlebte die Kinderjahre nicht; mit ihm erlosch der gräflich blankenburgische Mannstamm.

Nun kam das Kloster mit der übrigen Grafschaft an das braunschweigische Fürstenhaus und Herzog Heinrich Julius ernannte seinen Bruder Julius August 1599 zum Abte, der auch im Kloster wohnte. Ihm folgte Herzog Christian, der dritte Sohn Heinrich Julius. In diesem Helden fand das romantische Ritterthum einen eifrigen Vertreter und mit Recht mag er eine glänzende Erscheinung im Kreise der letzten Ritter genannt werden. Daß er, der Bischof, Abt und Probst zu gleicher Zeit war, als Dragoner-Hauptmann in holländischen Dienste ging, darf uns in jener Zeit nicht befremden. Mit unerschütterlicher Beharrlichkeit kämpfte er für die Rechte der Protestanten, mit glühendem Eifer und seltenem Muthe nahm er sich der Sache des vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz an, dessen schöne Gemahlin Elisabeth den Herzog so begeisterte, daß er, der Länderlose, sich ihr als Ritter aufwarf. Ihren Handschuh am Hute und auf seinen Fahnen den Wahlspruch: Tout avec elle! zog er als treuer Paladin in den Kampf. Als einst das wechselnde Spiel des Krieges ihm westphälische Städte unterwarf, sagte er zu den 12 silbernen Aposteln, die in einer Kirche Paterborns um den Altar standen: „Was steht ihr hier so müßig? — es steht geschrieben, geht hin in alle Welt! — so geht denn auch!" — Und sie wanderten allesammt in den Schmelztiegel aus denen, sie als Thaler mit den Umschriften:

„Tout avec Dieu!“ und: „Gottes Freundt, der Pfaffen Feindt!“ erstanden. — Christians Character und Feldherrntalente sind selbst von seinen Feinden höchst ehrenvoll anerkannt. Im ruhigen Besitze seiner Pfründen und Güter entsagte er dem Glücke, das ihn dort umgab, um sein Leben an den Sieg der Gedankenfreiheit zu setzen. Unwandelbar treu der Fahne, der er folgte, bewährte er stets den Wahlspruch der Welfen: nec aspera terrent! —

Nach diesem kleinen Abwege erwähnen wir noch, daß Herzog Christian 1623 das Michaelsteinsche Klostergut Winningen für 36000 Rthlr. an den Fürsten Ludwig von Anhalt verpfändete und im folgenden Jahre die Abtei resignirte.

Nach der 1629 erfolgten Publikation des bekannten Restitutionsedictes nahm unter dem Beistande kaiserlicher Truppen der Abt von Riddagshausen wieder Besitz von seinem Kloster und besetzte auch Michaelstein von neuem mit Cisterziensern. Diese hielten sich bis 1631 hier, wo sie durch die bei Leipzig über Tilly siegreichen Schweden vertrieben wurden. Ein abermaliger Besuch dauerte von 1636 bis 1640, seit welcher Zeit die Schweden in der Gegend die Oberhand behielten und die ungebetenen Gäste ein abermaliges Wiederkommen vergaßen.

Herzog August nahm 1655 nach geendetem 30jährigen Kriege eine allgemeine Klosterreform in seinem Lande vor und gab den Klöstern und Stiftern eine andere Verfassung. Auch Michaelstein erhielt eine andere Einrichtung und der Convent wurde auf 5 Personen festgesetzt. Eine noch glücklichere Veränderung stand dem Kloster 1717 bevor, indem Herzog Ludwig Rudolph, gleichwie es zuvor in Riddagshausen geschehen war, ein Predigerseminar in Michaelstein errichtete und dasselbe mit der Schule verband. Drei Canditaten und zwei Stipendiaten wurden angesetzt, von denen der älteste Candidat ordinirter Senior war, die beiden andern aber die Schule versahen. Bei der Menge von Horen und Betstunden, die diese im Kloster und in der blankenburgischen Schoßkapelle zu halten hatten und bei den überhäuften Schularbeiten blieb ihnen aber fast keine Zeit zu den nöthigen Vorbereitungen in ihrem Fache übrig, was doch der eigentliche Zweck des Institutes war. Um diesen nun einigermaßen zu erreichen, ließ man 1721 mit Genehmigung der Aebtissin von Quedlinburg die Schule ganz eingehen und setzte anstatt der zwei Stipendiaten noch zwei Collegiaten und einen Kantor an. Das bisherige Recht des Stiftes zu Quedlinburg, zwei Schüler zu Freistellen in Präsentation zu bringen, wurde auf die Besetzung einer Collegiatenstelle ausgedehnt. Aber auch dies Collegium ward, da es seinem Zwecke nicht ganz entsprach, vor nicht langer Zeit wieder aufgehoben.

Die Collegiaten versahen den Gottesdienst in der neuerbauten Klosterkirche und die Klostergemeine, welche bis dahin in Hemiburg eingepfarrt gewesen war, wurde zum Besuche derselben angewiesen. Die Einweihung der Kirche geschah durch den Abt Finen, in Gegenwart des ganzen herzogl. Hofes. Finen, der zugleich Hofprediger und Beichtvater des Herzogs war, hatte den berühmten Mosheim

zum Nachfolger, welcher aber 1747 Kanzler der Universität Göttingen wurde und seine Abtei an den Abt Schubert abtrat. Diesem folgte 1766 der durch seine vielen Schriften bekannte Julius von der Hardt, der, ebenfalls wie sein Vorgänger ein helmstedter Professor war und nach dessen Tode wurde der Professor der Theologie H. P. C. Henke 1786 als Abt eingeführt und zu Quedlinburg belehnt. Nach ihm wurde der General-Suprintendent Lichtenstein Abt des Klosters und diesem folgte der Superintendent Ziegenbein, als Verfasser eines Katechismus längst rühmlichst bekannt. —

Was dem Kloster von seinen ehemaligen schönen Gütern noch übrig geblieben ist, besteht in Holzungen, Aeckern, Wiesen, Teichen, Mühlen, in dem Außenwerk Helsungen und in verschiedenen andern Besitzungen innerhalb und außerhalb des Landes. Die sämmtlichen, ganz ansehnlichen Klostergebäude nebst der Kirche wurden von 1714 bis 1720 unter Herzog Rudolph Ludwig wieder hergestellt. Wegen des Gutes Winningen führte das Kloster seit mehr denn 100 Jahren einen Prozeß beim Reichskammergerichte in Wetzlar. Wie schon oben erwähnt, war dasselbe 1623 an Anhalt-Köthen, versetzt. Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen der damals schwedischer Stadthalter zu Magdeburg und Halberstadt war, trat dieses Gut 1647 für 1000 Ducaten an den Grafen von Königsmark ab, dessen Söhne dasselbe 1662 an den Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg cedirten. Die Nachkommen dieses Fürsten haben Winningen noch jetzt im Besitz, ohngeachtet dieses Amt dem Kloster als sein Eigenthum, das es zu jeder Zeit wieder einlösen kann, nebst Vergütung aller vom 14. October 1674 erhobenen Nutzungen, von dem Kammergericht zuerkannt worden ist. Dieser Riesenprozeß schwebt noch jetzt und wird von dem Oberlandesgerichte zu Halberstadt verhandelt. —

Das Kloster Michaelstein stand unter Direction und Aufsicht der fürstl. Klosterraths-Stube in Braunschweig, bis diese im Jahre 1807 aufgehoben wurde. Der Prälat war nebst den Convent von jeher der fürstl. Regierung und dem Consistorio zu Blankenburg unterworfen. Zu westphälischen Zeiten gehörte das Kloster, sowie Blankenburg, zum Saal-Departement und wurde 1809 in eine kaiserliche Domaine verwandelt. Jetzt ist es ein herzoglich braunschweigisches Klostergut.

Aemilianus.

Die Gersdorfsche Burg
und
der Siveckenberg bei Quedlinburg.

Gewiß wird kein Leser es tadelnswerth finden, wenn diese Naturbilder-Sammlung mit einem kleinen, wenig gekannten Bildchen des Vorharzes vermehrt wird. Dasselbe gehört in die nächsten Umgebungen von Quedlinburg und hat schon durch seine historischen Erinnerungen für die Stadt Intresse und deßhalb auch wohl einiges Recht, hier kurz erwähnt zu werden.

Die Ruinen der Gersdorfschen Burg gehören, in Bezug auf die Geschichte Quedlinburgs, zu den merkwürdigsten Denkmalen des Alterthums. Die Burg war im 14ten Jahrhunderte ein Lieblingsaufenthalt des berüchtigten Grafen Albert von Reinstein, der endlich, wie genugsam bekannt, seine gerechte Strafe empfing.

Noch steht am Fuße des Siveckenberges, neben dem vormaligen abtheiligen Vorwerke, der achteckige Thurm der Burg da; seine Mauern sind von ungeheurer Stärke, durch eine untere Oeffnung blickt man in die zugewölbte Decke hinauf. Der runde Burgplatz mit einigen Ueberresten der Mauern ist von doppelten Gräben umgeben. Für eine gewaltsame und durch Feuer bewirkte Zerstörung der Burg zeugen die ausgegrabenen, unversehrten Lagen von Weizen und Gerste, die man, mit Kohlen vermischt einige Zoll tief in der Erde fand.

Eine tiefe Ruhe herrscht in dieser Wohnung der Einsamkeit, wo vor 5 Jahrhunderten noch der Jubel roher Zechgelage erscholl. Ein paar Linden und Weiden sind die einzigen Bäume hier und der Hofmeister mit seiner Familie die einzigen menschlichen Wesen welche die neben der Burg liegende Meierei bewohnen. Der Anblick der Ruine überzeugt uns von der Unvollkommenheit menschlicher Schöpfungen und der ganzen sublunarischen Welt. Entstehen und Vergehen, Erblühen und

Verwelken, das ist das unabänderliche Gesetz der Natur. — Ja! Ruinen und Kirchhöfe, allein besucht, sprechen oft das Gemüth stärker an und predigen wirksamer als Bethäuser und Schulen. Ihre Betrachtung leitet ein denkendes Gemüth aus dem Taumel des geräuschvollen sinnlichen Lebens zur Selbstprüfung, zu der man sonst nicht allzuhäufig gelangt. —

Blühende Felder dehnen sich hier in großen Breiten, mit üppigen Früchten gesegnet, aus. Sie wurden auch einst, ob für Völkerfreiheit oder kleinliche Privatinteressen, mit Menschenblut getränkt und manchmal noch entreißt des Pflügers Eisen Menschengebeine und alte Waffen dem Schoße der Erde.

Will man den Ort des Ernstes und der Schwermuth verlassen und dem Geiste erheiternde Scenen darbieten, so ersteige man den an Gersdorfsburg stoßenden Siveckenberg bis zu seiner Warte. Hier bietet sich dem Auge eine herrliche, von keiner Seite beschränkte Aussicht dar, wie sie wohl keine Anhöhe des Vorderharzes gewährt. Vor allen fesselt der Blick über Quedlinburg, längs dem Harzwalde hin. Quedlinburg erhebt sich in Entfernung von einer halben Stunde, überall sichtbar mit seinen Stiftsschlosse, mit seinen beschieferten Thürmen und Gebäudemassen, aus denen wirbelnde Rauchsäulen emporsteigen. Dieser alterthümliche und durch seine kaiserlichen Bewohner so denkwürdige Ort lehnt sich an verschiedene, mit Warten geschmückte Anhöhen, wird vom Brühl und zahllosen Gärten, die die Bode tränkt, eingefaßt. Im aufstehenden Gebilde erheben sich die nackten und belaubten Berg- und Felsen-Massen bei W e s t e r h a u s e n und Börnecke, die Berge bei Langenstein, der Regenstein, der Heidelberg mit der Teufelsmauer bei Blankenburg; höher hinauf die Gebirge bei Werningerode und Ilsenburg und über alle hinweg der majestätische König der Harzberge, der Brocken, mit einer Mannichfaltigkeit der Formen und Farben, die dem Auge wohl thun und das Gemüth erwärmen. Rechtshin schweift das Auge zum grünenden Hackelforst mit den am Fuße liegenden Ortschaften hinüber, trifft im Weitergehen die Thürme der Stifts und Klosterkirchen des halbversteckten Halberstadts, dahinter die beiden Kirchthurmspitzen der Huyseburg, (was uns an das freundliche alljährliche Volksfest des Frohnleichnamstages erinnert) und weilt endlich auf der fernen hochgelegenen Warte des Heukenthales, an der braunschweigischen Kunststraße belegen. Nachdem der Blick noch das Kloster Hadersleben berührt, wendet er sich rechts und fällt auf die Herrschaft Hoym mit dem Flecken gleiches Namens, geschmückt mit schönen Schloß- und Amtsgebäuden und findet auf entfernter Höhe einen Kranz von Linden und Pappeln, die das Königliche Vorwerk Tiefenbrunn umgeben. Oestlicher steigt der Kirchthurm von Aschersleben und die Conradsburg empor. Dann begegnet der Blick dem so reizend gelegenen, einem Feenanbaue ähnlichen Schlosse von Ballenstedt und weilt länger und freudiger auf der Kette hercynischer Berge, die noch viele freundliche Punkte, wie Gernrode mit dem Stubenberge, Stecklenberg und Lauenburg und die gigantischen Felsen des

Bodethales auf ihren Rücken tragen. Es ist unmöglich, mit todten Buchstaben dies Panorama malen zu wollen, es muß gesehen werden. Wandert hinaus auf den kahlen Berg mit seiner einsamen Warte, wandert hinaus wenn der Frühling sein Hoffnungskleid wieder anlegt und mit wärmenden Sonnenstrahlen Alles wieder zum Leben erweckt hat, — und gewiß ihr werdet alle Last des Erdenlebens von euch schütteln und in Gottes freiem Tempel Stärkung und neuen Lebensmuth finden! —

Aber auch der kahle Berg, dessen Gipfel so seltene Genüsse verspricht, ist in anderer, und zwar in naturhistorischer Hinsicht merkwürdig. Er besteht meistens aus Kalkstein, welcher unverkennbare Spuren einer Erdumwälzung in seinem Innern verbirgt. So wurde vornehmlich 1663 hier ein Gerippe des s. g. Einhorns gefunden, dessen Knochen, Kopf und nahe an 5 Ellen langes Horn kalcinirt waren und welcher besonderen Erscheinung schon der große Leibnitz als einer sehr merkwürdigen erwähnt. Auch 1701 wurden Bruchstücke anderer urweltlicher Thiere hier gefunden.

Noch erwähnen wir, daß in dem am Fuße des Berges liegenden Dorfe Badeborn einst Arnd, Verfasser des „wahren Christenthum" und „Paradiesgärtlein" in frommer Begeisterung das wahre Christenthum predigte und schrieb.

Aemilianus.

Querfurth.

Am Fuße des Schloßberges gegen Morgen gelegen, in freundlicher Umgebung, zählt Querfurth jetzt über 3000 Seelen. Wann das Schloß erbaut worden und Querfurth entstanden sei, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben; doch läßt sich seine Existenz im 10ten Jahrhundert n. Ch. mit Sicherheit nachweisen, da bereits 968 dem zu Merseburg gehaltenen Turniere Carl, edler Herr von Querfurth, beiwohnte und der berühmte Historiker Dittmar, Bischof zu Merseburg, eines Schulfreundes, Bruno, edlen Herrn von Querfurth, gedenkt, sowie auch die Geschichtsbücher erzählen, daß ein Herzog zu Sachsen und nachheriger römischer Kaiser, Lothar, — von dessen Tochter Gertrud die berühmtesten Regenten Europa's abstammen — dem Querfurthischen Stamme entsprossen sei. — Wahrscheinlich — bemerkt der verstorbene Justiz-Rath Liebelt in einer wenig gekannten Broschüre — ist einer der Ahnherren der edlen Herren von Querfurth bei dem zwischen dem letzten König der Thüringer (vgl. hierüber meine Geschichte Thüringens. Leipzig, bei Wigand) Hermanfried und dessen Bruder Dietrich, Könige der Franken, im J. 524 ausgebrochenen Kriege und der unter den Franken und Sachsen erfolgten Theilung des Thüringischen Reichs, einer der vornehmsten Anführer der von den Franken zum Beistand gerufenen Sachsen gewesen. Bei der Theilung kam die Feste Scheidingen nebst Allem, was diesseits der Unstrut liegt, so wie ganz Nord-Thüringen, welches sich bis gegen Magdeburg erstreckte, an die Sachsen. Die Letzteren theilten diesen Strich Landes unter sich, und die Gegend von Querfurth und dasjenige, was nachher diese besondere Herrschaft ausmachte, wurde aller Wahrscheinlichkeit nach einem Heerführer der Sachsen zur Belohnung seiner geleisteten Dienste überlassen, und dieser edle Mann, dessen Namen uns die Geschichte versagt, ist der Erste Herr von Querfurth gewesen. —

Die eigentliche Herrschaft Querfurth umfaßte in frühester Zeit blos Stadt und Schloß Querfurth und die zu letztern gehörigen Dorfschaften und Güter: Ober- und Unterfarnstedt, Gatterstedt, Lodersleben, Leimbach, Göritz, Barnstedt, Göhrendorf, Obhausen, Weidenbach, Kuckenburg und Döklitz, und die zwischen denselben gelegenen Fluren, Waldungen und Mühlen. Diesen Theil des Thüringer Landes besaßen die Herren von Querfurth ganz frei und erblich; sie waren selbstständig und erkannten keinen Lehn- oder Oberherren*). So wie aber Epheu an der Eiche emporrankt, so schloß sich auch der Herr von Querfurth, als der Schwächere, an einen Stärkeren an — um 1134 wurde die Herrschaft Querfurth dem 968 errichteten Erzstift Magdeburg zur Lehn aufgetragen, da in diesem Jahre Conrad, ein Edler von Querfurth, zum Erzbischof von Magdeburg erwählt wurde — eine Wahl, zu deren Beförderung aller Wahrscheinlichkeit nach die Lehns-Auftragung viel mitwirkte. (Die Auftrags-Urkunde oder ein vom Erzstift ertheilter Lehnbrief konnten bis jetzt nicht aufgefunden werden.) — Dieses Besitzthum wurde im Laufe der Zeit durch Allstedt, Artern, Eckartsberga, Scheidingen, Wippra, Ober- und Unter-Schmon, Karsdorf, Roßleben, Bretleben, Reinsdorf, Vitzenburg, Beier-Naumburg, Steinbrücken und Carpenau, Salzmünde, Liederstedt, Grockstedt, Spielberg, Weißen-Schirmbach, Liedersdorf, Nienstedt, Sotterhausen, Holdenstedt und Brunschwende bedeutend vergrößert; doch hatten diese Herrschaften ihre besondern Lehn- und Oberherrn. — Je größer die Besitzungen der Herren von Querfurth wurden, desto mehr wuchs ihr Ansehen, so daß sie zu Schiedsrichtern erwählt und ihre Verbindungen gesucht wurden. So schloß Landgraf Balthasar in Thüringen und Markgraf zu Meißen im J. 1383 Freitags nach Martini mit Gebhardt, edlen Herrn von Querfurth, und dessen Sohne Bruno ein Bündniß.

Der letzte Sproß der Herren von Querfurth war Bruno XI., welcher Freitags nach Invocavit starb. Die Herrschaft wurde nun zwischen Sachsen und dem Erzstift Magdeburg so getheilt, daß Herzog Albrecht zu Sachsen die dem Hause Sachsen zu Lehn gehenden Oerter, Stadt und Amt Allstedt mit Zubehör; das Erzstift Magdeburg dagegen die Orte, welche bei diesem zur Lehn gingen, namentlich Stadt und Amt Querfurth mit Zubehör, als Antheile erhielten und in Besitz nahmen. Dieser Theilungs-Receß geschah 1499 Mittwochs nach Leonhardi. Insbesondere aber wurde in einem Recesse am Sonnabend nach Calixti 1502 (welcher im Archive zu Magdeburg liegt) festgesetzt, daß die Einwohner und Hinterstädter bei den Herrschaften Querfurth und Allstedt**) ihre Hutweide, Trifft und Hutung, wie hergebracht, auf der großen Wüstunge frei und

---

*) Das Lehnrecht wurde erst später bei den Sachsen eingeführt.

**) s. d. A.

unverändert behalten sollten. Dieses ist die sogenannte Wüste zwischen Allstedt und Lodersleben. — Dem Erzstift Magdeburg verblieb die Herrschaft Querfurth bis zum Prager Frieden; nach demselben aber gelangte es 1635 an Chur-Sachsen, wozu noch die Aemter und Städte Jüterbogk, Dame und Burg kamen. Diese 4 eximirten Aemter erhielt nach J. Georg I. Tode dessen 2ter Sohn August Der Sohn des Letzteren, Johann Adolph, wurde 1688 wirklich zum ersten Male mit dem Fürstenthume Querfurth beliehen, wozu noch die Aemter Heldrungen, Wendelstein und Sittichenbach hinzugefügt wurden. — Nach Aussterben des Hauses Sachsen-Weißenfels fiel Querfurth im J. 1746 wieder an Chursachsen zurück, von welchem es durch den Wiener Frieden 1813 getrennt und an Preußen abgetreten wurde. —

Das Schloß ist sehr alt und verdankt seinen Ursprung den edlen Herren von Querfurth, von welchen es stark befestigt worden ist. Bruno, der Letzte dieses Stammes, war mit der äußeren Befestigung desselben von 1461 bis 1479 beschäftigt, denn an der großen Bastei — wenn man von der Stadt nach dem Schlosse zugeht — linker Hand über dem Wappen heißt es:

Anno Domini MCCCCLXI Brun Edler Herr zu Querfurth,

und an dem äußersten westlichen Schloßthor um das Wappen herum lies't man:

Anno Domini MCCCCLXXIX Bruno Edler Herr in Querfurth.

Nach Süden umgiebt das Schloß ein tiefer, in Stein gehauener Graben und nach Norden eine hohe Mauer. —

Bis zum Jahre 1542 war Querfurth päpstlich in religiösen Dingen. In diesem Jahre am 13. November ward in der Stadtkirche, welche durch ihr freundliches Innere anzieht, die erste lutherische Predigt von dem Pfarrer M. Valentinus Paccenz gehalten. Wann das Christenthum hier Wurzel gefaßt hat, ist ungewiß, doch dürfte dies in der Mitte des 9. Jahrhunderts geschehen sein, da der edle Herr von Querfurth, welcher gegen das Jahr 850 lebte und dessen Spangenberg in der Querfurth. Chronik p. 106. zuerst gedenkt, nach derselben zu dem Kloster Bitzenburg und zu dem Petersberg zu Erfurth Gelübde gethan und Stiftungen dahin vermacht haben soll. Nach dieser Zeit wird der Stiftungen der Schloß- oder Domkirche zu Querfurth und des Klosters Ludesburg — nachher Eiltrardsdorf und Marienzelle genannt — gedacht. Auch in Querfurth und auf den Dörfern wurden Kirchen und in und vor der Stadt Kapellen und ein Carmeliterkloster gebaut, welches letztere im J. 1619 abbrannte und dessen Stelle jetzt der Rathsgarten einnimmt, in welchem ein schön gewölbter Brunnen mit Bänken umher sich befindet.

Zu den Hauptnahrungszweigen der Bewohner Querfurths gehört der Ackerbau. Die Stadt besitzt ohngefähr 170 Hufen Feld und damit hängt eine alte Einrichtung, die Spende-Brüderschaft zu-

sammen, eine Stiftung der Edlen von Querfurth, deren Ordnung und alte Gewohnheit zuletzt im J. 1559 der Brüderschaft als Gesetz aufgestellt worden ist (cf. Liebelt c. a. O.) Es wurden von der genannten Herrschaft 92 Acker und ein Holzfleck hinter der Lautersburg bei Lodersleben dieser Brüderschaft unter der Bedingung zugeeignet, der Geistlichkeit und armen Leuten zwei Schock Brode weniger zwölf zu reichen, wozu jedes Paar Spende-Acker acht alte Groschen Spendegeld geben. Diese Acker selbst sind steuerfrei und schütten blos in das königl. Rentamt jedes Paar jährlich 1 Sch. Weizen und 1 Sch. Gerste.

Die älteste Willkühr der Stadt Querfurth (so viel Ref. wenigstens weiß) stammt aus dem J. 1502. Sie enthält Manches, was noch jetzt Haltung hat; z. B.

„Item es sol auch ein Brauer haben drei Acker Felde gleich teidehafft oder sol nicht brauen. — Item ein jeglicher ackermann soll zweer Tage zu Widenbach zu egen und zwee Tage daselbst zu Dinste einfuren: Was einer darüber thun werde, das sol Ihme zu recht gelohnet werde.

Item der Rath sol auch vleisig vffsehen haben vff die Becker, das die nicht Vnkauff geben, desgleichen sol der Rath vff die Gewicht der Hocken, der Fleischhauern, den kremern vnd den die in der Stadt mit gewichte handeln, ein guth vffsehen haben."

Milde Stiftungen giebt es zwei in Querfurt, das Hospital St. Johannis und das Hospital St. Georgi, welches bereits zur Zeit der edlen Herren von Querfurth bestanden; denn in der ältesten im dasigen Raths-Archiv befindlichen Rechnung des Hospitals St. Johannis von 1656 lautet die erste Einnahme-Post:

„25 Gülden 5 Gr. von E. E. Rathe an Hospital vndt Acker Zinß, so die alt vnd löbliche Herrschaft zu Querfurt diesen armen Leuten zu geben verordnet."

In beide Stiftungen werden alte Männer und Weiber gegen eine Summe von 60 Thlr. aufgenommen, wo sie außer freier Wohnung und Holz das zum Leben Nöthige erhalten. Hierher gehören auch die Schul-Legate, welche einen Fond von 800 Thlr. haben, von dessen Zinsen die Schullehrer Besoldungs-Zulagen erhalten, auch unter die Schulkinder jährlich Schulbücher vertheilt werden.

Den Ereignissen der verflossenen Jahrhunderte ist Querfurth nicht fremd geblieben und manches verdient dem lebenden Geschlecht erzählt zu werden:

„Als Kaiser Rudolph im J. 1289 einen Reichstag zu Erfurt gehalten, hat er (s. Spangenberg) bei Gebhard VIII. übernachtet und etliche Privilegia bestätigt und vermehrt.

In der unglücklichen Schlacht mit den Hussiten bei Außig im J. 1426 am Tage Viti blieb ein Herr von Querfurth, Namens Protz auf dem Platze.

Im J. 1440 wurde zwischen den Herzögen zu Sachsen und den Herzögen zu Braunschweig in Querfurth ein Fürstentag gehalten, wozu auch der Erzbischof von Magdeburg zugezogen wurde. —

Im J. 1525 war von allen Orten Querfurther Gegend ein großer Zulauf des Volks nach Allstedt, Thomas Münzern, den aufrührischen Prediger zu hören. Wenig hatte gefehlt, daß nicht auch die Bauersleute der Herrschaft Querfurth wie in andern Gegenden einen Aufruhr erweckt hätten; allein durch scharfe Aufsicht der Obrigkeit wurde jede unruhige Bewegung unterdrückt. —

In den J. 1596 und 1597 sollen an der Pest über 1100 Menschen gestorben sein; eben so wüthete die Pest in Querfurth 1610 und 1611. — Im März des J. 1617 hob sich eine Theurung an, welche bis zur Erndte dauerte. Der Querfurther Scheffel Korn galt 2 Rthlr. — In den J. 1619, 1621, 1655 und 1678 erlitt Querfurth heftige Feuersbrünste. Die beiden letzten waren die heftigsten, wo die Stadt jedesmal von Ganz abbrannte. —

Am 2. August 1626 zog der Obrist Götz mit einem Infantrie-Regiment in Q. ein. Die Stadt mußte wöchentlich 350 Sch. Korn einliefern und einem Lieutenant 12, 1 Feldwebel 8, 1 Korperal 6, 1 Gefreiten 4, 1 gemeinen Knechte 2 Tahler wöchentlich zahlen. Nachdem die Unterthanen ganz ruinirt waren, zog endlich das Regiment am 26. Decbr. 1626 ab. In demselben Jahre starben an der Pest gegen 1200 M. — Nach der Schlacht bei Leipzig passirte die schwedische Armee auf dem Marsche nach Erfurth, am 17. Septbr. 1631 die Querf. Gegend und lag 2 Nächte still, das Fußvolk zwischen der Stadt und Obhausen im Felde, die Reiterei in dem umliegenden Dörfern. Fast alles Sommergetreite wurde verfüttert und in den Dörfern die meisten Häuser geplündert. In der Stadt war weder Brod noch Bier zu bekommen. Der König von Schweden, Gustav Adolph, hatte sein Hauptquartier in der Stadt und er für seine Person das jetzige Haserburgische Haus in der Klostergasse inne. Beim Abmarsch riß er eine am Halse hängende Medaille von der Kette und gab sie dem Wirth zum Andenken. Dieses Stück befindet sich noch in der Schomburgschen Familie. — Abwechselnd hatten nun Schweden und Sachsen Stadt und Schloß inne. Den 19. Jan. 1640 nahmen es die Schweden durch Accord ein. Den 12. Mai 1641 eroberten es wieder die Sachsen und den 15. Nov. 1642 wurde das Schloß vom General Königsmark belagert. Den 12. Decbr. accordirte die sächs. Besatzung und nahm mit Sack und Pack, Ober- und Untergewehr, ihren Abzug. Seitdem hatten die Schweden bis zum 5. Juli 1650 Stadt und Schloß in Besitz. Denn nach dem Nürnberger Friedens-Executions-Haupt-Receß vom 26. Juni 1650 hatte Schweden Querfurth als Unterpfand für die demselben zu zahlenden Satisfactions-Gelder mit inne und war

der 10. Juli als Räumungs-Termin festgesetzt. Das Schloß wurde von ihnen immer mehr befestigt und alle Gebäude in seiner Nähe demolirt. Auf Befehl des Generals Königsmark wurde ein Stück Stadtmauer diesseit des Nebraischen Thores abgebrochen und auch ein Thurm der Stadtkirche abgetragen. — Im Jahr 1653 galt der Querfurther Sch. Weizen 9. Gr., Korn 7 Gr., Gerste 6 und Hafer 4 Gr., Im Jahre 1817 dagegen der Weizen 4 Thlr., das Korn 3 Thlr. 12 Gr., die Gerste 2 Thlr. der Hafer 1 Thlr.

Nach einer im Raths-Archive befindlichen Bemerkung wurde die Roßbacher Schlacht den 5. Novbr. 1757 Nachmittages 4 Uhr geschlagen, wo die preuß. Armee 60 Kanonen erbeutete und 2000 Gefangene machte. — Den 2. und 4. Merz 1761 wurden die nach Q. von dem Kriegs-Directorium berufenen Stände des thüringschen Kreises wegen der noch restirenden Kriegs-Kontribution von den Jahren 1759 und 1760 durch ein Militair-Komando arretirt und nach Merseburg transportirt. Die Stadt allein mußte im diesem Jahre 11000 Thaler an Brandschatzung geben und dazu 6000 Thaler erborgen. Im Jahre 1762 mußte sie 29030 Thaler an Brandschatzung rc. abführen und sollte auch im folgenden Jahre 30000 Thlr. Kriegskontribution erlegen. Da jedoch der Friede bereits am 10. Febr. 1763 unterzeichnet war, so unterblieb diese Zahlung. Uebrigens war das Jahr 1762 besonders drangsalvoll für die Stadt. Feind und Freund kam und drängte; der eine forderte übertriebene Summen bei Feuer und Schwerdt, der andere verbot wieder die kleinste Lieferung an den Gegner bei Feuer und Schwert. — Vom Jahre 1763 bis 1806 genoß Q. eine ununterbrochene Ruhe und Wohlstand. Aber mit dem Unglücks-Jahre 1806 — der Feuertaufe Preußens — brach das Unglück wieder herein. Die Nacht vom 16. zum 17. Octbr. 1806, wo das ganze Armeekorps des Prinzen Ponte Corvo in und um die Stadt stand und der Feldherr selbst (jetzige König von Schweden) sein Hauptquartier in derselben hatte, kostete ihr an Fouragierung und Plünderung wenigstens 25000 Thaler. — Im Jahr 1809 rastete der König von Westphalen Jerome mit seinem Armeekorps in Querfurth. — Nach den gräßlichen Ereignissen in Rußland im J. 1812 erschienen die ersten Kosaken, 113 Mann, am 10. April 1813 in Querfurth. Am 14. d. M. rückte General Lanskoy mit 4000 in die Stadt und marschirte am folgenden Tage nach Nordhausen. — Am 23. und 24. Oct. marschirten die Schweden, wohl 20,000 Mann stark, über Querfurth, wo sie Rast hielten. — Nach der Schlacht bei Dresden bis kurz nach der Schlacht bei Leipzig wurden beträchtliche Gefangen- und Krankentransporte östreichischer und französischer Soldaten über Querfurt geführt, wo sogar die Stadt-, Gottesacker- und Geistkirche, so wie die Geistkirche auf dem Schlosse zur Aufbewahrung der Gefangenen und Kranken gebraucht wurden. —

Eine Merkwürdigkeit besonderer Art ist

die Eselswiese,

ein Jahrmarkt, welcher östlich von der Stadt auf einer Wiese abge-

halten wird und in früherer Zeit besonders eines zahlreichen Besuches sich erfreute. Ueber die Entstehung desselben kann Folgendes als das Wahrscheinlichste angesehen werden, da die Berichte sehr widersprechend sind. — Als Stifter des eben genannten Jahrmarktes gilt Bruno III. Edelherr von Querfurth. Dieser studirte zu Magdeburg, war daselbst Domherr, stiftete die Domkirche zu Querfurth und wurde Benedictinermönch. Papst Gregor gesellte ihm den Bischof Albert von Prag zu, die heidnischen Preußen zu bekehren, und auf Papst Sylvesters Befehl zog er im J. 999 oder 1000 wirklich dahin. Nach drei Jahren kam er wieder, ging nach Rom und besuchte den Papst. Dieser nannte ihn den zweiten Bonifacius und Kaiser Heinrich II. ernannte ihn zu seinem Hof-Caplan. Auf die Nachricht von dem Absterben vieler Priester in Preußen machte sich Bruno wieder auf, reis'te aber zuvor noch einmal nach Querfurth. Seine Brüder Burkhardt und Gebhardt begleiteten ihn bei seiner Abreise bis auf die Wiese und wollten sich hier von ihm trennen; allein Bruno's Maulthier war nicht von der Stelle zu bringen. Seine Brüder erinnerten ihn an Bileamis Esel und baten ihn, umzukehren. Doch Bruno folgte dem Kreuze, das ihm in der Ferne winkte — starb aber an den Gränzen von Preußen und Litthauen, wo ihm Hände und Füße und zuletzt auch der Kopf abgehauen wurde, als Märtyrer. Der Papst canonisirte ihn und auf diesen Grund stifteten ihm seine Brüder auf der Wiese eine Kapelle, wo vielleicht des ermordeten Leichnam oder Etwas von seinem Geräthe aufbewahrt wurde. Dieses und seine Heiligsprechung, so wie dies, daß jedesmal acht Tage nach Ostern durch einen Abt das Sacrament in Procession dahin getragen wurde, veranlaßte Wallfahrten und viel Zulauf des Volks nach dieser Wiesenkapelle, Eselstedt in den alten Urkunden genannt, und daraus entstand denn endlich ein Markt und erhielt Eselstedt die Marktfreiheit:

Schlüßlich werde noch der

Sage von den neun Kindern

gedacht, welche Gebhardt's Gemahlin diesem geboren haben soll und deren viele alte Chroniken gedenken, so daß sie auf einer Thatsache zu beruhen scheint. Es wird erzählt:

Gebhardt I., welcher im 11. Jahrhundert zu Querfurth regierte, war ein Sohn Bruno II. und der Bruder St. Bruno's, dessen oben Erwähnung geschah. Er war ein ernster und strenger Herr und hatte eine Gemahlin, deren Name Sophia gewesen seyn soll. — Von derselben wird fest einstimmig berichtet, daß sie in Abwesenheit ihres Gemahls auf einmal neun Knäblein geboren habe, worüber sie und die Weiber, die um sie gewesen, so heftig erschrocken wären, daß sie sich vor Bestürzung gar nicht zu helfen gewußt hätten. Denn sie besorgten, da Gebhardt I. ein wunderlicher Herr war, er würde schwerlich glauben, daß es von rechten Dingen zugehe, wenn ein Weib so

viel Kinder auf einmal gebäre, zumal er öfters sehr bedenkliche Reden gegen diejenigen Weiber geäußert habe, so nur zwei oder drei Kinder auf einmal zur Welt gebracht, und er niemals habe überredet werden können, dieselben für treu in der Ehe zu halten. In dieser Furcht und Bestürzung wurden sie unter sich einig, acht von diesen neugebornen Knäblein heimlich bei Seite zu schaffen, und nur das neunte und stärkste — welches Burkhardt genannt und Kaiser Lothar's Großvater wurde — zu behalten; sie befahlen demnach der Einen unter ihnen die acht Knäblein in einem Kessel hinwegzutragen und in den Teich über der Mühle — der Weller-Teich genannt — im Kessel mit Steinen beschwert, zu versenken und zu ertränken, was das Weib auch auf sich nahm und mit dem Früheften die Kinder in dem Kessel aus der Burg trug. — St. Bruno, der damals in Querfurth war, ging seiner Gewohnheit nach bei Tagesanbruch ins Freie, um sein Gebet zu verrichten. Als er nun bei dem schönen Quell, so nachher der Brunos- (Brauns-) Brunnen genannt worden, auf und abging, begegnete er dem Weibe, aus deren furchtsamer Eile und Bestürzung er Verdacht schöpfte. Als sie vor ihm vorbei eilen wollte, winseln die armen Kinder in dem Kessel unter ihrem Mantel. Dies fiel St. Bruno auf und er frug das Weib: was sie trage? und was so winsele? Ob nun gleich das Weib ihm einreden wollte, es seien junge Wölfe oder Hunde; so merkte er doch an der Stimme Unrecht, und will sich durch den Augenschein überzeugen. Er hebt ihren Mantel auf und findet, daß sie acht junge Kindlein trägt, worüber er sich außer Maßen entsetzt. Er dringt in das Weib, welches ganz verstummt und erstarrt war, ihm zu gestehen, woher sie mit den Kindlein komme? wem sie angehören? und was sie mit denselben thun wolle? — Aus Furcht und Angst gestand sie Alles. — Hierauf gebot St. Bruno dem Weibe ernstlich, von dieser Sache keinem Menschen Etwas zu sagen, und selbst der Mutter Nichts Anders zu melden, als daß sie deren Befehl ausgerichtet habe. Er nimmt die Kindlein hierauf und täuft sie bei dem Brunnen nach seinem Namen und giebt dieselben, indem er sie als vater- und mutterlose Waisen bezeichnete, theils in die nahgelegene Mühle (die Braunsmühle daher genannt,) theils an andere Orte zur Erziehung, wozu er hinlängliche Hülfsmittel fügte, da er ohnedem ein sehr wohlthätiger Herr war, der sich der Wittwen und Waisen auch anderer Nothleidenden von jeher sehr annahm. Er hielt aber diesen Vorfall sehr geheim bis zu der letzten Zeit, da er zum letzten Male von Querfurth nach Preußen reiste. Da offenbarte er beim Abschiede seinem Bruder Gebhardt den ganzen Vorfall und sagte ihm, wo diese Kinder bisher erzogen worden wären. Zuvor hatte sich aber sein Bruder in einem feierlichen Eide gegen ihn verpflichten müssen, in dieser Sache nicht zu eifern, noch diesen Vorfall seiner Gemahlin entgelten zu lassen, vielmehr solle er sein oft ausgesprochenes

unbedächtiges Urtheil und unbilligen Argwohn gegen andere Weiber erkennen. — Darauf ging Bruno zu seines Bruders Gemahlin und hielt ihr ernstlich ihre unmütterliche, grausame That vor. Weil sie aber schon seit zwei Jahren deshalb sehr betrübt gewesen, tröstete er sie und ermahnte sie zu heilsamer Buße und verkündete ihr zuletzt, wie es den acht Kindern ergangen, sie von ihm getauft worden und noch am Leben wären. — Da war nun Freud und Leid vereint. Nun ließ St. Bruno auch seinen Bruder Gebhardt rufen und tröstete sie Beide und ermahnte sie zu fester ehelicher Liebe. Die acht Knäbelein — zwei Jahr alt — hatte Bruno zuvor, um die Zeit des Osterfestes, gleich kleiden lassen und stellte sie so den geliebten Aeltern vor, welchen bei dem Anblicke dieser Kinder das Herz freudig aufwallte. Diese acht Kinder, so sagt man, widmeten sich aus Dank gegen ihren Erhalter dem geistlichen Stande. — Ueberbleibsel von dem Kessel, darin das Weib die Kinder von der Burg trug, zeigte man noch jüngst in der Schloßkirche zu Querfurth. — Sollte aber einen Wandrer sein Weg nach Querfurt führen, so möge er auch auf dasigem Schlosse einen Thurm — welchen man schon in weiter Ferne erblickt — näher beschauen, der dicke Heinrich geheißen und wohl dürfte es selten ein derartiges Gebäude geben, dessen Mauern 7 Ellen dick sind und der zu einem besonderen Zwecke gedient haben muß, da er nur in der Mitte eine Oeffnung nach Morgen hat, im Uebrigen baarhaupt dasteht und dem Zahne der Zeit für Jahrhunderte leicht Trotz bietet.

Thuringus.

Das Ilsethal.

Ich grüße dich mit freudigem Erbeben,
Du stolzer Fels, umglänzt von Morgenglut,
Um dessen Haupt die flüchtigen Wolken schweben,
An dessen Fuß sich bricht die wilde Flut.

Du blickst mich an, ein Zeuge früh'rer Zeiten,
An dessen Stirn zerschellt der Stürme Macht,
Der, gleich den Wolken, die vorübergleiten,
Geschlechter sah vergeh'n zur ew'gen Nacht.

Der kühn noch wird in's Meer der Lüfte ragen,
Wenn unser Staub im Winde längst verweht,
Und künden wird von den verfloss'nen Tagen
Dem Enkel, der sein geist'ges Wort versteht!

J. N. Vogl.

Reizendes Ilsethal, schönstes unter den Thälern des Harzes, sei mir gegrüßt! — Alljährlich wenn der Frühling mit tausend Knospenaugen von den Bäumen herniederblickt und seine grünen Kränze an die malerischen Felsenwände hängt, wallfahrten aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes viele Tausende zu Dir hin, freuen sich deiner Schöne und scheiden nur ungern wieder von Dir; denn die Natur hat ihr reiches Füllhorn über dich ausgegossen und hat dich, süße Ilse, geschmückt, vor allen deinen Schwestern. Wohl tritt die herrliche Bode neben dich hin, wohl auch Selka, die schöne und liebenswürdige, um dir den Preis streitig zu machen, aber du blickst den Wandrer so reizvoll und sinnig an, daß er nicht zu widerstehen vermag und dir den goldnen Apfel reicht, den du verdienst.

Wir stehen am frühen Morgen an den Ufern der lieblichen Ilse, die zwischen dem Brocken und dem Reneckenberge hervorrauscht, rings um uns her ist es still, kühl und feierlich. Hier und da in

68.

Der Ilsenstein mit dem Eingang ins Ilsethal.

den Zweigen singen die Vögel, die Morgensonne schimmert lustig zwischen den Wipfeln der Bäume hindurch, daß es aussieht, als wäre der Rasen mit goldenen Teppichen belegt, die sprühenden Tropfen der Ilse funkeln in der Sonne wie umherschweifende Edelsteine, und ein leiser Hauch wehet den ungewissen Klang ferner Morgenglocken herüber. — Durch das Thal, zu dessen beiden Seiten sich himmelhohe, bewaldete Berge erheben, stürzen sich die Wasser des klaren Bergflüßchens mit jungfräulicher Anmuth von Fels zu Fels und bilden eine Reihe so reizender Wasserfälle, daß der Wanderer wie verzaubert vor ihnen steht und nur mit Mühe sich losreißen kann von dem schönen Bilde. Hier und da hemmen den Fuß der Nymphe bald abentheuerlich gebildete, grotesk aufgethürmte, zackige Felsen, bald gewaltige runde Blöcke; aber sie zischt, unwillig über das vorgefundene Hinderniß, wild empor, läuft schäumend über, stürzt sich tösend herab, sprüht dort in einem weiten Bogen in die Tiefe, drängt sich hier durch Spalten, murmelt dort geschwätzig über das Gestein, und bildet bald darauf wieder einen breiten, klarfließenden Spiegel. Die hohen, bewaldeten Bergwände, die dunkeln Felsen, dienen den schäumenden Cascaden, die mehr durch ihre anmuthige Gruppirung, als durch ihre Großartigkeit das Auge des Beschauers bestechen, zur trefflichsten Folie. — Im Schatten schlanker Bäume wandeln wir in dem romantischen Thale, das bei jeder Biegung neue Schönheiten entfaltet, dahin, bis wir plötzlich den

Ilsenstein.

vor uns erblicken. Ueberrascht stehen wir still und blicken bewundernd zu dem granitnen Felsenriesen, der sich am besten bei einer freistehenden, von Steinsitzen umgebenen, Eiche betrachten läßt, empor. 320 Fuß hoch steigt er senkrecht aus dem Thale auf, nur hier und da klammern sich einige Gebüsche oder Bäume an seine nackte Brust und die imposante Felsenmasse, in der ein poetisches Grauen wohnt, erhebt das Gemüth zu den kühnsten Träumen. — Hoch oben auf der äußersten, thurmartigen Spitze des Felsens funkelt ein Kreuz in der Frühsonne und es erfaßt uns ein unwiderstehliches Verlangen, hinan zu klimmen zu der luftigen Höhe. Der Weg zu dem Kreuze ist aber steil und mühevoll *) und es erfordert nicht geringe Anstrengung, an dieser Stelle zu ihm hinaufzuge-

*) Wer vom Brocken kommt, kann da, wo die Wasserfälle aufhören, einen sanft emporsteigenden Fußweg am Paternosterberge einschlagen der ihn auf die Spitze des Ilsensteins führt; wobei er freilich das Thal nicht sebst betritt, sondern nur in dasselbe hinab sieht. Wir ziehen aber den steilen Fußweg, bei den man das Gigantische, Gewaltige des Felsens recht empfindet, jenem bequemen vor. Wer von Ilsenburg aus den Brocken besuchen will, macht den hier angegebenen Weg umgekehrt, doch ist Jedem, dem es nicht an Zeit fehlt, anzurathen auch die Bäumlersklippe und den Westerberg nicht unbesucht zu lassen.

langen. — Wir steigen empor! — Mit perlender Stirn kommen wir oben an und stehen aufathmend still; aber die himmelschöne Aussicht, welche sich unsern Blicken öffnet, läßt alle Ermüdungen leicht vergessen. — Da, rechts, schweift das trunkene Auge weit hin in die Ferne, hinaus in das flache Land, das mit Baumgruppen, Wiesen, Fruchtstücken, Teichen und Bächen in reizendem Wechsel prangt, dort links, grüßt ernst das ehrwürdige Haupt des Brockens herüber; gegenüber erhebt sich der steile Buchberg, ragt der Westerberg*) empor, thürmt sich die Bäumlersklippe auf, — und tief unter uns liegt das herrliche Thal von hohen Bergwänden eingeengt. Der Blick in die Tiefe ist grauenhaft und der Gedanke, hinabzustürzen in den Abgrund, erfüllt die Seele mit Schaudern. Wer daher oben auf der schwindelnden Höhe, wo kaum Platz für einige Menschenfüße ist, feststehen, wer sich nicht der Gefahr aussetzen will, von dem gefährlichen Standpunkte hinabzustürzen, der muß einen Haltpunkt suchen und thut wohl, das Kreuz zu umschlingen.

Auf steiler Felsenklipp'
Mußt Du das Kreuz umfassen,
Und nie es aus dem Arm;
Nie von dem Herzen lassen.
Da liegt das Thal vor Dir
In freundlicher Gestalt,
Und Dir bangt nimmmermehr, —
Das Kreuz ist ja Dein Halt!

Doch lässest Du das Kreuz,
Und willst dann niederschauen;
Faßt Dich der Wahnsinn bald
Mit Schwindel und mit Grauen.
Es lockt und winkt und zieht
Zum Abgrund dich hinein,
Und bald tief unten liegt
Zerschmettert Dein Gebein.

Drum willst Du fest und stark
In jener Höhe stehen,
Und all die Herrlichkeit
Der Welt von oben sehen;
So halt das Kreuz nur fest,
Laß nimmer davon ab,
Es bleib Dein Hort und Schirm,
Sei Stütze Dir und Stab.

---

*) Der Westerberg ist eine sehr schöne Felsenmasse, die wahrscheinlich durch große Revolutionen vom Ilsenstein abgerissen wurde. Der Weg auf den Westerberg ist zwar etwas beschwerlich, doch belohnt er alle Mühe reichlich, da die Aussicht von ihm der vom Ilsensteine] allgemein vorgezogen wird.

Graf Anton von Stolberg-Wernigerode ließ dies Kreuz am 19. October 1814 zum Andenken an einige im Kriege gegen Frankreich gefallene Freunde und Waffengefährten errichten. Man liest daran die Namen: C. Gr. v. Gröben. Leopold, Prinz von Hessen-Homburg, am 2. Mai 1813. Lützen. — Röder. Chr. Prinz zu Anhalt-Cöthen-Pleß. Culm, 30. Aug. 1813. — Krosigk, 16. Oktober 1813. Leipzig. — Oppen, 13. Febr. 1813. Etoges.

Der Ilsenstein, in dem sich zuweilen schöne Bergkrystalle finden, und der in Hinsicht auf Absonderung und Zerklüftung des Granits für den Naturhistoriker Interesse hat, besitzt auch noch die besondere Eigenschaft, eine Abweichung der Magnetnadel zu bewirken, was nach dem Urtheile Kundiger, durch Magneteisenstein bewirkt wird, der im Ilsenstein verborgen liegt. Die Nadel weicht bald westlich, bald östlich ab und beim eisernen Kreuze findet sogar eine förmliche Inversion durch die Morgenseite nach Mittag statt.

Wie die Natur diesen Fels reichlich geschmückt hat, so hat ihn auch die Sage mit ihrem Rosenschimmer verklärt und berichtet uns von ihm Folgendes:

Als die Sündflut die Erde heimsuchte, waren zwei Liebende dem Brocken zugeflohen, wo sie Rettung vor dem verderblichen Elemente zu finden hofften. Die Flut folgte ihnen auf dem Fuße nach, stieg immer drohender empor, und sie strengten daher alle ihre Kräfte an, den Gipfel des Brockens zu erreichen. Ehe sie aber das Ziel, welches ihnen Schutz vor dem tobenden Wasser bieten konnte, erreichten und eben, von der Anstrengung erschöpft, auf einem Felsengipfel rasteten, spaltete sich derselbe und wollte sie trennen. Auf der linken Seite, dem Brocken zugewandt, stand die Jungfrau, auf der rechten der Jüngling, und sich umschlingend stürzten sie miteinander in die Tiefe. Die Jungfrau hieß Ilse, und von ihr erhielt der Felsen, der unter ihnen zusammenbrach, den Namen Ilsenstein.

Nach einer andern Sage lebte viele hundert Jahre vor Christi Geburt in dieser Gegend ein alter Harzkönig, der Ilsan oder Ilsung hieß und ein wunderschönes Töchterlein, Namens Ilse, besaß. Zu seiner Zeit hing der Ilsenstein noch mit dem Westerberge zusammen, und da ihm die Gegend gefiel, baute er auf den Gipfel des himmelanstürmenden Felsens eine stolze Burg, die nach ihm der Ilsan-, oder Ilsenstein genannt wurde. — Nicht weit von diesem Königsschlosse, an dem Hügel, von dem heut zu Tage das Schloß zu Ilsenburg in das Thal hinabschaut, wohnte ein junges Mädchen, welches aber hinsichtlich ihrer körperlichen Schönheit nicht wagen durfte, mit der Prinzessin Ilse in die Schranken zu treten. Ihrer Mutter, einer bösen Zauberin, verdroß es gewaltig, daß alle Männer und Jünglinge nur Ilse's Reizen huldigten, Niemand aber nach ihrer Trude ausschaute, — und ihr Auge blickte deshalb schon zuweilen zornig nach der stolzen Veste Ilsan's hin; als endlich aus weiter Ferne ein hübscher Jüngling kam, der mit Truden bekannt ward und ihr den Hof machte. Es war auch bereits zu einer Erklärung zwischen den beiden jungen Leuten gekommen, als Rolf, so hieß der Jüngling, einst

die Prinzessinn Ilse erblickte. Sogleich verließ er Truden, schritt hinüber nach dem Ilsensteine, und nicht lange darauf verbreitete sich die Nachricht in der Umgegend, König Ilsan habe seine Tochter mit Junker Rolf verlobt. Als die böse Zauberin diese Mähr vernahm, wurde sie über die Maßen zornig, begab sich auf das Gebirge, schürte ein Feuer an, über dem bald ein Kessel brodelte, und so wie sie allerlei Kräuter in denselben warf und dunkle Sprüche dazu murmelte, begann es in der Tiefe zu donnern, die gewaltigen Berge fingen an, in ihren Grundfesten zu erbeben, dunkle Wolkenmassen thürmten sich auf, und sendeten solch' eine gräßliche Flut zur Erde, daß die Königsburg zermalmt, und der Berg, auf dem sie gestanden, auseinander gerissen wurde, so daß nur die beiden Pfeiler desselben, der Ilsenstein und der Westerberg, stehen blieben. Das Wasser verlief nach und nach und es blieb davon nichts als ein Bergstrom, der von der versunkenen Prinzessin den Namen „Ilse" empfing. Aus dem Ilsensteine aber tritt seitdem zuweilen an schönen Morgen, kurz vor Aufgang der Sonne, die reizende Ilse, und badet sich in den kühlen, klaren Wellen, die von ihr den Namen führen. Wer so glücklich ist, sie zur rechten Stunde im Bade zu treffen, was, nach dem Volksglauben, besonders Kaiser Heinrich I. gelungen sein soll, den ruft sie mit freundlicher Stimme herbei und spricht:

Ich bin die Prinzessin Ilse,
Und wohne im Ilsenstein;
Komm mit nach meinem Schlosse,
Wir wollen selig sein.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du sollst Deine Schmerzen vergessen,
Du sorgenkranker Gesell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Brust,
Da sollst Du liegen und träumen
Von alter Mährchenlust.

Ich will Dich küssen und herzen
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiser Heinrich,
Der nun gestorben ist,

Es bleiben todt die Todten,
Und nur der Lebend'ge lebt;
Und ich bin schön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Und bebt mein Herz dort unten,
So klingt mein krystallenes Schloß,
Es tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Es rauschen die seidenen Schleppen,
Es klirren die Eisensporn,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fideln und blasen das Horn.

Doch Dich soll mein Arm umschlingen,
Wie er Kaiser Heinrich umschlang;
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Und sie faßt den Glücklichen bei der Hand, führt ihn vor den Felsen, der sich auf ihren Wink gehorsam öffnet, und bringt ihn in ihr wunderschönes Schloß, das im Innern des Berges verborgen liegt. Da ist Alles gar herrlich und prächtig; Decken, Wände und Fußböden schimmern von Gold, Silber und Edelsteinen, die hochgesprengten Bogen ruhen auf Säulen von schimmerndem Bergkrystall, — und Karfunkelstein erhellt die Räume und schafft in der Tiefe eine sonnige Helle. Im schönsten Zimmer dieses unterirdischen Schlosses wird der glückliche Sterbliche auf das Köstlichste bewirthet und endlich reich beschenkt entlassen; doch muß er rein sein und frei von Schuld und einem sittigen, schönen Jünglinge, der sich zu gleicher Zeit mit ihr badet, ist ihre Erlösung aufbehalten. Wer aber unreines Herzens ist und sich ihr naht, den besprengt sie mit Wasser und er wird augenblicklich zum Tannenbaum.

Es stehen der Tannen gar viele
In ihres Bades Näh' —
Es hat sie alle verzaubert
Die keusche Wasserfee!

Obwohl es nur wenigen vergönnt ist, sie zu sehen; so weiß das Volk doch mancherlei Beispiele von solchen zu erzählen, die sich ihrer Freigebigkeit erfreuten.

Einst fand sie frühmorgens ein Kohlenbrenner, grüßte sie freundlich und da sie ihm winkte, nahte er sich ihr furchtlos und folgte ihr nach bis vor den Fels. Hier nahm sie ihm seinen Ranzen ab, ging hinein, brachte ihn gefüllt zurück und befahl dem Köhler, damit nach Hause zu gehen, aber nicht eher zu öffnen, als bis er in seiner Hütte angelangt sei. Der Beschenkte erschöpfte sich in Danksagungen, besonders da er fühlte, daß der Ranzen sehr schwer war, und entfernte sich. Die Neugierde trieb ihn aber doch bald, in das Innere des Sackes einen Blick zu thun. Eicheln und Tannzapfen

war Alles, was er sah, und da er glaubte, Ilse habe ihn bloß geäfft, warf er zornig den ganzen Inhalt des Ranzens von der Brücke, auf der er eben stand, in den Bach. Als aber die Tannzapfen die Steine berührten, klang es wie Metall und der Köhler sah mit Schrecken, daß er Gold verschüttet hatte. Der nun sorgfältig aufbewahrte Ueberrest in den Ecken des Sacks machte ihn aber noch reich genug. (cf. Grimm's deutsche Sagen. Otmar's Sagen 171—74. Quedlinb. Sammlg. 204—5.)

Man möchte ganze Tage auf dem Felsen sitzen, all' die Sagen anhören, welche das Volk von Ilse zu erzählen weiß, und nebenbei hinabschauen in das köstliche Thal und die blitzende Ferne; aber die Zeit drängt und obwohl mit widerstrebendem Herzen erheben wir uns und verlassen die romantische Höhe. An den Windungen des Stumpfrückens hin, wandern wir auf gut gebahntem Fußwege, der uns an einzelnen gelichteten Stellen so treffliche Blicke in das Thal gestattet, daß uns die Stunde bis zu Schloß und Flecken Ilsenburg unvermerkt entschwinden und wir, ehe wir's vermeinen, am Ziele stehen.

Da liegt es vor uns, das alte Schloß, in dessen Mauern einst Kaiser gehaust, in dem später Mönche umherwandelten, und Glockengeläut und Meßgesang erscholl, und das im Laufe der Alles verwandelnden Zeit abermals zu einem Schlosse geworden ist. — Es liegt am Ausgange des Thals, an dem einen Ende des Fleckens Ilsenburg über der vorbeirauschenden Ilse, und war vor Zeiten gut verwahrt, da es nur auf einer Seite den Zugang gestattete. Außer einer herrlichen Umsicht und einem köstlichen Blick in das Ilsethal hinaus, wo man links am Ende des Stumpfrückens den Ilsenstein emporragen und dahinter in der Ferne den Brocken aufsteigen sieht, hat das Schloß auch noch merkwürdige Ueberbleibsel aus alter Zeit, besonders von der im 11. Jahrhundert entstandenen Klosterkirche, aufzuweisen, die ursprünglich zwei Thürme hatte, von denen der nördliche gänzlich verschwunden ist und der südliche nur noch theilweise in alter Form besteht. Das nördliche Seitenschiff ist ebenfalls nicht mehr da, das mittlere und das südliche Seitenschiff aber sind noch zu sehen. Ein Querschiff durchschneidet die Kirche vor dem hohen Chor, zu dem einige Stufen hinanführen. Mit der Kirche läuft, in der Richtung von West nach Ost, ein südlich gelegenes Gebäude parallel, dessen Entstehung in das 12. Jahrhundert fällt. Im untern Stock befand sich das Refectorium und man sieht darin noch einen Saal, dessen Gewölbe auf Säulen im byzantinischem Geschmack ruhet. Im zweiten Stock, noch heute „der Mönchenboden" genannt, war die Schlafstätte der Mönche. Zwischen diesem Gebäude und der Kirche hat der Friedhof gelegen, der jetzt zum Garten dient. Im östlich gelegenen Flügel ist der Capitelsaal bemerkenswerth, größer und reicher verziert als das Refectorium. Nach sonstigen Denkmälern aus alter Zeit sucht man vergeblich und sind dieselben alles Vermuthens nach im 16. Jahrhundert, (1579), wo die alte Klosterkirche einen Umbau erlitt, verschwunden.

Der Burg Erbauer ist jedenfalls Heinrich der Finkler gewesen,*) der Ilsenburg, nach des Herrn von Rohr Bericht, in Urkunden bereits ein königliches praedium genannt und mit Mauern umgeben, auch nachher die Veste erbauet hat. Der Flecken Ilsenburg soll auch älter als Wernigerode sein und früher eine Stadt gebildet haben.**) Möglich ist, daß Heinrich I. die Burg gegen die Hunnen erbaute und sich der Jagd wegen zuweilen hier aufhielt.***) Sein Urenkel, Otto III., befand sich im J. 995 ebenfalls hier und stellte hier auch eine Urkunde für das nahegelegene Nonnenkloster Drübeck aus. Arnulf, Bischof von Halberstadt, der aus einem nicht genau zu ermittelnden und mit ihm und seinem Bruder Hermann aussterbenden Harzgrafengeschlecht stammt, — er war wahrscheinlich ein Graf von Ilsenburg — begab sich zu dem jungen Kaiser, dessen Hofcaplan er gewesen war, und bat ihn, einen Theil des kaiserlichen Eigenthums in dem Burgorte Ilsenburg auf den Altar des heiligen Stephanus niederzulegen. Der feingebildete, Kunst und Wissenschaft liebende, tapfere und kluge Arnulf ward von Otto hochgeschätzt, und dieser gewährte daher gern die Bitte, seinen Theil an Ilsenburg der Kirche zu schenken, ja er fügte auch noch bedeutende Waldungen und Jagden hinzu,****) dem Arnulf sein Stammeigenthum beigab und Ilsenburg im J. 998 in eine Benedictinerabtei umwandelte; die im J. 1018 bei einer feierlichen Messe zu Halberstadt, zu Ehren St. Peters und Pauls, mit sechzig Hufen Landes und mehreren Zehnten dotirt wurde. —

Als erster Abt des Klosters wird Ezilo genannt, dessen Würdigkeit dadurch klar wird, daß er im J. 1018 als Bischof nach Branden-

---

*) Spangenberg (in Chron. Mannsfeldens.) sagt: Die Burg Ilsenburg sei erbaut von Ilsung, König von Rom, der bei Tacitus „Ulysses," von den Meistersängern „Ilsung" genannt werde, und zur Zeit gelebt habe, als Gideon an der Spitze der Israeliten gestanden u. s. w.

**) Paullinus (Chron. Badesleb. in Synt. R. G. p. 279.) schreibt: Ilseburgum olim parvum oppidum et vetustum, antequam Wernigeroda fuit ampliata, multis privilegiis dotatum. Habuit enim castellum ante portam in sylva, quod exstraxisse dicitur Henricus Auceps, cum magna Hunnorum irruptio quateret hanc terram.

***) Ueber das Kloster Ilsenburg haben wir schätzbare Nachrichten von Peter Engelbrecht, der, als er zu Ilsenburg wohnte, aus den Klosterpapieren alles zur Geschichte desselben Dienliche zusammentrug, so daß er mehr als 300 Schriften zu diesem Zwecke durchlesen hatte. Sein Chronikon ist in Leuckfelds Pölde'schen Alterthümern (p. 217 et sqq.) unter dem Titel abgedruckt: Petri Engelbrecht's Chronologia abbatum Ilsineburgensium. Ebenso daselbst findet man auch die hierhergehörigen Fundations- und Confirmationsbriefe. Eine neuere Monographie ist unter dem Titel: „Ilsenburg, von Chr. Niemeyer," bei Helm in Halberstadt erschienen.

****) Andere ganz Anders: „Adelheid, Es. Otto III. Tochter und Aebtissin von Quedlinburg (997 — 99), soll das Kloster zu Ilsenburg eingerichtet haben. S. Kettners Hist. von Quedlinburg, p. 39.

burg berufen wird. Es folgte ihm daher ein anderer Abt, Ulrich, von dem jedoch nichts Besonderes zu berichten ist. — Das Kloster befand sich, so lange Arnulf auf dem bischöflichen Stuhle zu Halberstadt saß, ausnehmend wohl; als aber nach dessen Tode (1023) Brantho Bischof wurde und diesem so viel Unglück widerfuhr, daß er eine Bußfahrt nach Jerusalem unternahm, als der Kaiser (Conrad), in Italien zu thun hatte, überall die größte Unordnung herrschte und Gewaltthat geübt wurde, da befand sich auch Ilsenburg ohne Schutz, und mußte von verwegenem Gesindel, das, von Burg Ilsenstein aus, die Gegend unsicher machte, unendlich viel leiden. Wie es sich die lästigen Nachbarn vom Halse geschafft hat, darüber findet sich keine Nachricht, so wie auch nicht bestimmt werden kann, wo jene Burg Ilsenstein gelegen. *)

Aus dem Nebel, welcher über der Geschichte jener Zeit ruht, bricht wie ein funkelnder Stern der Name des Abtes Herrand leuchtend hervor. Er war ein Anverwandter des Bischofs Buko oder Burchhard von Halberstadt und galt zu seiner Zeit für ein Muster von Bildung und Gelehrsamkeit. „Er hat das Kloster Ilsenburg durch seine Lehre und Kunst sehr herrlich und berühmt gemacht, also daß viele feine Leute ihre Kinder, der Lehre und Zucht halber, dahin gethan haben und diesem feinen gelehrten Manne unter die Ruthe gethan und befohlen. Denn er ist da erst gewesen Scholasticus oder ein Schulmeister, darnach aber zu einem Abt erkoren und gesetzet, und da er eine Schule von seinen Künsten recht angesetzet, auch gelehrte Männer zu sich genommen und erhalten. Er hat aus sonderbarem Fleiß und Fürsichtigkeit eine herrliche Bibliothek und Liberei von allerlei Büchern daselbsten mit großen Unkosten zugerichtet, die daselbst mehrentheils bis zum Münzerischen Krieg geblieben; da sind leider allda und anderswo mehr die besten und alten Bücher zerstreuet, zerissen und umkommen, und sonderlich was von alten Historien war; denn er ist in seinen Schreiben sehr fleißig gewesen, die alten Geschichten und Historien zu verfassen." **) Herrand, der gegen das J. 1074 Abt wurde, führte 1085 die Benedictinerregel von Clügny in sein Kloster ein, und Bischof Buko bauete ihm eine neue große Klosterkirche, fügte auch der Klosterländerei noch achtzig Hufen bei, wie aus der Güterbestätigungsurkunde vom Papst Innocenz II. hervorgebracht. Leider wurde dieser mächtige Gönner dem Kloster auf eine gewaltsame Weise geraubt, denn als im J. 1088 von mehreren sächsischen Häuptlingen, unter denen sich auch Buko, Heinrich IV. unversönlicher Gegner, be-

---

*) Engelbrecht (l. l.) sagt: Ilsineborch per habitantes castrum dictum Ilsenstein ac reliquos Violentatores ad nihilum paene redactum est. — Einige verstehen unter „castrum Ilsenstein" den Ilsenstein — dann könnte die Burg nur aus einem Thurme bestanden haben; — Andere glauben, es habe jenes castrum näher bei Ilsenburg an einer Stelle des Stumpfrückens gelegen. — Wahrscheinlich ist, daß die Burg dicht neben dem Kloster lag und daß das Kloster Anfangs nur einen Theil der alten kaiserlichen Burg bildete. (s. v. Rohr: 399.)

**) S. Winnigenstedt in Chron. Halberstad.

fand, zu Goslar eine Berathung gehalten wurde, ob man sich mit dem Kaiser wieder aussöhnen solle, oder nicht, brach durch Anhänger des Kaiser, besonders wohl durch Ekbert den Aeltern, Markgrafen von Thüringen und Grafen von Braunschweig, ein Aufruhr aus, der dem alten Buko das Leben kostete;*) denn seine Feinde stürmten seine Herberge und Einer stieß ihn „greulich mit einem Spieße bei dem Herzen in die Brust, und zog den Spieß wieder nach sich, daß das Eisen davon in der Wunde geblieben!" —

„Seine Freunde aber und Gesellen," — erzählt Winnigenstedt — „gingen hin, legten ihn in ein Bett und trugen ihn die Nacht in's Kloster Ilsenburg. Wie sie nun mit demselben nahe bei das Kloster kamen, sang der kranke Bischof mit heller Stimme die Litanei der Sterbenden; und als er ins Kloster gebracht war, seinen Glauben öffentlich bekannt und sein Gebet mit Herzensandacht verrichtet, ist er in seiner Kammer auf's Bette gelegt, worauf er den ganzen Tag, ohne einige Schmerzen seiner vielfältigen Wunden, mit seinen Freunden mit gottseligen Gedanken und erbaulichen Discursen hingebracht, aber Niemand was angezeugt von den Eisen des Spießes, so noch in seiner Brust verborgen steckte. Er ist aber gefragt von einer frommen, gottesfürchtigen Matrone, ob er nicht wüßte, wo das Eisen von dem Spieß hingekommen wäre, damit er gestochen worden? — „Gott" sprach er, „weiß es, dem ist nichts verborgen!" — Da nun der Tag beinah zum Ende war und die Sonne zu Gnaden ging, am Ende des guten Donnerstags, begunnten die Wehtage zum Herzen zu kommen. Und da nun der Herr begunnte also anzuklopfen, war der Bischof bereit, ihm aufzuthun; und nachdem er kurz zuvor das heilige Sacrament empfangen, und nicht mehr schlucken konnte vor den Wunden des Halses, kamen des Freitags zu ihm viele Mönche, Cleriker und Laien, die um ihn her stunden; denen befahl er sich in ihr Gebet, that vor ihnen mit Weinen seine allgemeine Beichte und schied darauf im Glauben sanft und selig aus diesem Jammerthal in den ewigen Himmels- und Freudensaal im April 1088. — Als nun sein Leichnam nach Gewohnheit gewaschen war, fand man noch in seiner Brust das Eisen, welches herausgezogen Jedermann gewiesen und mit ihm nach Begehr mitten im Chor zu Ilsenburg; bei volkreicher Anwesenheit geistlichen Standes, mit vielem Weinen und Klagen begraben worden. Sein Grab war lange in Ehren gehalten: denn sobald ein Thier nahe dabei kam, so starb es; darum es bei Vielen große Furcht gebracht.

---

*) von Rohr erzählt: er sei bei einem Aufruhre zu Halberstadt also verwundet worden. — Engelbrecht wiederum schreibt: Fuit orta lis inter suos famulos et quosdam cives in platea, episcopus hoc audiens, aperiens fenestram percontaturus, quid ageretur, mox civis quidam sagittam in eum jecit, eumque in gutture vulneravit, ex quo mortuus, et mortuus delatus est Ilsenburgum.

Herrand, erstlich Abt zu Ilsenburg, darnach Bischof zu Halberstadt, hat einen feinen Sermon von ihm lateinisch gemacht und gepredigt *)."

Nachdem Buko beerdigt war, wählte man zum Bischofe von Halberstadt einen gewissen Diethmar, der aber schon sechzehn Tage darauf verstarb, Einige sagen, an Gift, Andere meinen: er sei, weil er kaiserlich gesinnt gewesen, von seinen Feinden die Treppe hinabgestürzt worden, so daß er den Hals gebrochen. Von den beiden Partheien wählte nun jede einen Bischof, und zwar die päpstliche den Abt von Ilsenburg, Herrand, die andere, kaiserliche, den Domherrn Friedrich. Nach Leuckfeld soll von der gemäßigten Parthei noch ein dritter Bischof, Diethmar, gewählt worden sein, es ist aber jedenfalls der Vorgenannte damit gemeint. — Herrand eilte sogleich nach Italien zu Papst Urban II., der ihn im J. 1090 zum Bischof von Halberstadt weihete, ihm den Namen Stephanus beilegte und ihn seinem zukünftigen Sprengel durch eine Bulle nachdrücklich empfahl. Dennoch erhielt sich Friedrich und Herrand mußte im Kloster Reinhardsbrunn Schutz suchen, den er auch bei Landgraf Ludwig dem Springer, dessen Wohlwollen er sich durch wichtige Dienste erworben hatte, fand. (S. den Art. Reinhardsbrunn B. I. p. 26.) Die Mönche zu Ilsenburg hingen aber trotz seiner Entfernung treu an ihm und versagten dem Bischofe Friedrich jeglichen Gehorsam. Um die Widerspenstigen zu zwingen, wurde in die neben dem Kloster befindliche Burg eine starke Mannschaft gelegt, wodurch sich die Mönche, die sich durchaus dem verhaßten Friedrich nicht unterwerfen wollten, zur Auswanderung genöthigt sahen. Die Meisten gingen nach Reinhardsbrunn zu Herrand, der seinen Gegner Friedrich später, als der Kaiser in Italien weilte, vertrieben zu haben scheint, da wir ihn 1095 zu Hillersleben bei Neuhaldensleben, im Beisein der vornehmsten Halberstädter Stiftsherren, eine Urkunde ausstellen sehen, wornach das Kloster zu Hillersleben, statt der bisherigen Chorherren, mit Benedictinern aus Ilsenburg besetzt werden sollte, — und da er sich im J. 1096 in Ilsenburg selbst einfindet, dessen Mönche er unter ihrem Abte Otto reich beschenkt in's Kloster zurückführt. Als Kaiser Heinrich 1098 aus Italien zurückkehrte und Friedrich die Oberhand

---

*) Man vergleiche mit dieser Erzählung Winnigenstedt's (cf. Abel's Sammlung unterschiedener, bisher noch nicht gedruckt gewesenen Chroniken p. 295). was Leuckfeld in Antiqq. Halberstadens. p. 530 sqq. sagt.—

Buko's Grabstein war noch gegen das Ende des 16. Jahrh. im Chor der Ilsenburger Kirche zu sehen und enthielt die Worte:

Claustri fundatur hujus Ilsineburg, et amator,
Hic jacet heu! stratus in Goslar et hic tumulatus,
Coelitus ut cantor incepit: Jam bene Pastor
Petre Clemens! Vota cecinit processio tota,
Hac sunt in fossa Burchardi praesulis ossa.
Quem, pie christeque, nos fac, tibi perpetuos.

Bei dem oben erwähnten Umbau der Kirche ist er verschwunden. Lenckf. libro l. p. 232, zieht seine Aechtheit in Zweifel.

wieder erhielt, floh Herrand nach Magdeburg zum Erzbischof Hartwig, um den sich alle Feinde des Kaisers sammelten.

Die kaiserliche Besatzung hatte sich, so lange die päpstliche Parthei die Oberhand hatte, in ihrer Burg neben dem Kloster ganz ruhig verhalten, nun brach sie los und trieb die Mönche so in die Enge, daß dieselben im J. 1100 abermals auswandern mußten. Der Abt Otto beschloß, die Kreuzfahrt nach Jerusalem mitzumachen, auf der er in Calabrien starb, die Mönche aber folgten einer Einladung des Markgrafen von Stade und besetzten das Kloster Rosseveld, wo sie sich, unter dem von ihnen gewählten Abte Werner, fünf Jahr lang aufhielten. — Im J. 1105, als Heinrich IV. Macht durch seinen eigenen Sohn, Heinrich V., gebrochen worden war, und Friedrich in einer Versammlung zu Nordhausen seinen bischöflichen Stab hatte niederlegen müssen, kehrten die vertriebenen Mönche frohlockend nach Ilsenburg zurück, wählten den Martin zum Abte, einen klugen, thätigen Mann, der noch dazu mit Landgraf Ludwig verwandt war. *) Auf Befehl des Papstes mußten alle dem Kloster entzogenen Güter zurückgegeben und das Schloß Ilsenstein zerstört werden, welches Letztere mit solchem Eifer ausgeführt wurde, daß auch nicht ein Stein der gefährlichen Veste auf dem andern blieb. Obwohl im J. 1120 eine Feuersbrunst im Kloster ausbrach und großen Schaden that, wurde doch durch Martin's Sorgfalt, der auch sonst für das Gedeihen des Klosters emsig sorgte und die Bibliothek fleißig vermehrte, Alles auf das Beste wieder hergestellt, so daß er, als er im J. 1129 starb, allgemein und aufrichtig betrauert wurde.

Sein Nachfolger, Abt Heinrich (1129 bis 37) baute neben die alte Klosterkirche die Hospitalkirche zu St. Marien, brachte auch (1135) den Körper des heiligen Govehard, Bischofs von Hildesheim, der „trefflich Wunder that," in's Kloster, betrug sich aber gegen seine Untergebenen so despotisch, daß diese bei Kaiser Lothardt seine Absetzung auswirkten und darauf einen andern Abt, Lambert, wählten, der, in Geschäften des Bischofs Rudolph von Halberstadt, nicht lange nachher nach Rom reiste und auf dem Rückwege von Räubern angefallen und ermordet ward.

Sigebod († 1161), Lamberts Nachfolger, liebte Künste und Wissenschaften, sorgte für Verschönerung des Klosters, vermehrte die Bibliothek, zierte die Kirche mit allerlei Schmuck und baute den südlichen Theil des Klosters neu.

Nach den Aebten Theter (†1176) und Dietrich (†1192) wurde Berthold Abt, er entsagte aber seiner Würde, da er nicht im Stande war, die im Laufe der Zeit ganz verwilderten Mönche zu zügeln; — ja, sein Nachfolger Hermann (†1207) ward von den Mönchen, die über seine Strenge ganz erbittert waren, aus Rache nicht einmal in die Kirche, „sondern an einen verborgenen, und vor unansehnlich geachteten Ort," begraben.

---

*) Engelbrecht sagt: **Monachi Martinum, ex familia Landgraviorum Hassiae oriundum, elegerunt. Leuckf. Antiqq. Poeld. p. 225.**

Von den Aebten Ludolf, Siegfried, Johannes, Elias (†1242) Gerhard, Bernhard und Hugold (†1280) ist nichts weiter zu berichten, als das Hugold nicht im Kloster, sondern in der Stephanskirche zu Wanlofsrode begraben ward. *)

Unter den Aebten: Heinrich III. († 1316) und Albert, gerieth das Kloster in Mißverhältnisse zu den Grafen von Wernigerode, in Folge deren sie sich im J. 1309 zur Auswanderung gezwungen sahen. Sie kehrten zwar 1313 zurück, zogen aber 1316 abermals fort und söhnten sich erst 1320 völlig wieder mit den Grafen aus. In diesen Wirren scheint der Grund zu liegen, warum das so reich ausgestattete Kloster, das allein 180 Hufen Länderei besaß, zurückkam und warum einige folgende Äbte, Diethmar († 1358) und Hanno genöthigt sind, Klostergüter zu verkaufen.

Abt Hermann II († 1518) ließ durch Hermann in Hildesheim die große, schöne Klosterglocke gießen, und Abt Johann III. von demselben Meister eine andere. Die Inschriften beider Glocken s. in Leukf. Antiqq. Pold. p. 236).

Dieser Johann III., Henne genannt, stand zu der Zeit, als der Bauernkrieg ausbrach, dem Kloster noch vor. Ilsenburg entging zwar dem gänzlichen Untergange; aber obgleich Graf Bodo der Glückselige, vermöge seines Verhältnisses als Reichsrath Kaiser Karl's V., als erster Minister Cardinal Albrechts in dessen Stiftern Magdeburg u. Halberstadt, als geheimer Rath Herzog Georgs von Sachsen, und anderer Beziehungen wegen, die Reformation nicht sofort einführen konnte und höchst vorsichtig verfahren mußte; so hatte er doch nichts dagegen, wenn Jemand die neue Lehre annahm, oder wenn ein Geistlicher evangelisch predigte; und er gab daher auch den nach Ilsenburg zurückkehrenden Mönchen den Befehl, weder neue Brüder aufzunehmen, noch etwas zum Kloster Gehöriges zu verkaufen oder zu verpfänden. Als er 1538 starb, erklärten sich seine Söhne, Wolfgang und dessen Brüder, zu der neuen Lehre und der acht und dreißigste Abt von Ilsenburg, Theodorich, erklärte im J. 1547: „daß er zeither schon das Evangelium lauter und rein gepredigt, und daß er fürhabe, es auch ferner also zu predigen, und daß möglichster Fleiß und Mühe nicht gespart werden solle, die armen Leute des Ortes im Evangelio zu unterweisen und zu ermahnen!" — Da das Kloster sich auch durch Anlegung einer Schule nützlich zu erweisen suchte, sicherte es noch eine Zeit lang seine Existenz; als jedoch im J. 1560 Abt Theoderich starb und die

*) Im Anfange des 11. Jahrh. hatte sich ein Mönch, Namens Wanlef, in ein Gehölz unweit Ilsenburg begeben, hatte ein Stück Wald ausgerodet und sich eine Zelle gebaut, wovon das Holz den Namen „Zellholz" erhielt. Da er viele Wunder that, war der Zulauf zu ihm sehr stark, auch Kaiser Heinrich II. machte ihm einen Besuch und ließ, auf Wanlef's Bitte, im Bezirk der Zelle eine dem heiligen Stephanus geweihte Kirche erbauen, aus der später eine Propstei, Wanlefsrode, wurde, über die der Abt zu Ilsenburg die Aufsicht führte; sie scheint aber im 14. Jahrh. schon wieder eingegangen zu sein.

Mönche schlau genug den Grafen Christoph zum Abt wählen wollten; so verbot es ihnen dessen älterer Bruder, Albert Georg, und nöthigte sie zu einer andern Wahl, die nun auf Henning II. fiel, welches der neun und dreißigste und letzte Abt ist, der nur als Schlußstein der langen Reihe mächtiger Prälaten hier Erwähnung verdient. Er starb im J. 1572.

Es verstummte nun der Gesang der Mönche, es schwiegen die Töne der Orgel, die Glocken riefen nicht mehr die Gläubigen hinauf auf die Höhe zum Hochamt und ein anderer Geist zog ein in die klösterlichen Hallen. Es erschien in Ilsenburg Graf Christoph als Administrator, *) und nach seinem Tode (1581) fiel Ilsenburg, das nun nach und nach wieder den Namen „Schloß Ilsenburg" annahm, an seine Verwandten, von denen Graf Heinrich Ernst, Stifter der jetzigen Stolberg-Wernigerod'schen Linie († 1672), seinen Sitz auf Schloß Ilsenburg nahm, was auch dessen Sohn Ernst that, der im J. 1650 geboren war und seinen Geburtsort so liebte, daß nur ausbrechende, pestartige Seuchen ihn von hier nach Wernigerode vertreiben konnten. Er starb 1710 ohne Nachkommen und Graf Christian Ernst, der Sohn seines Bruders Ludwig Christian, erbte sein Besitzthum. Da auch er zu Wernigerode residirte, so wurde es immer einsamer auf Ilsenburg und dient es größtentheils nur noch zur Wohnung für gräfliche Beamte und zu ökonomischen Zwecken.

Von dem Schlosse, wo die Bilder alter Kaiser, ehrwürdiger Bischöfe, der Aebte, Mönche, Grafen und Herren vor unsere Seele getreten, schreiten wir hinab in den Flecken Ilsenburg und fühlen uns plötzlich aus den Träumen der Vergangenheit in das frische Leben der Gegenwart versetzt, — in das rege Treiben der Eisenhütten, Hammerwerke und Mühlen. Der Flecken Ilsenburg zählt ungefähr 300 Häuser und gegen 1800 Einwohner, die sich großentheils vom Holzfällen, Holzfahren, den Hüttenwerken, u. s. w. nähren. Aus der Geschichte des Ortes ist zu erwähnen, daß Ilsenburg einst von den Harzschützen überfallen und arg mitgenommen wurde und daß am 24. Mai 1576 die Ilse durch ungeheure Regengüsse so anschwoll, daß sie Felsenstücke von unglaublicher Größe und Schwere fortriß, auch eine Strecke mit sich hinwegführte, und in der Nacht so mächtig wurde, daß 36 Menschen umkamen und 22 Häuser gänzlich zerstört wurden.

Die technischen Anlagen des Ortes sind von hoher Wichtigkeit, und es treibt uns daher, dieselben unverzüglich zu besichtigen. Um das J. 1540 — 46, zur Zeit des Abtes Henning, legten die Grafen hier neue Schmelz- und Eisenhütten an, — ältere, vom J. 1494, erwähnt Zeitfuchs in der Stolb. Chron. p. 133 — und stellten sie unter Aufsicht Heinrich Meusels, Christoph Meusels, (des Vorigen

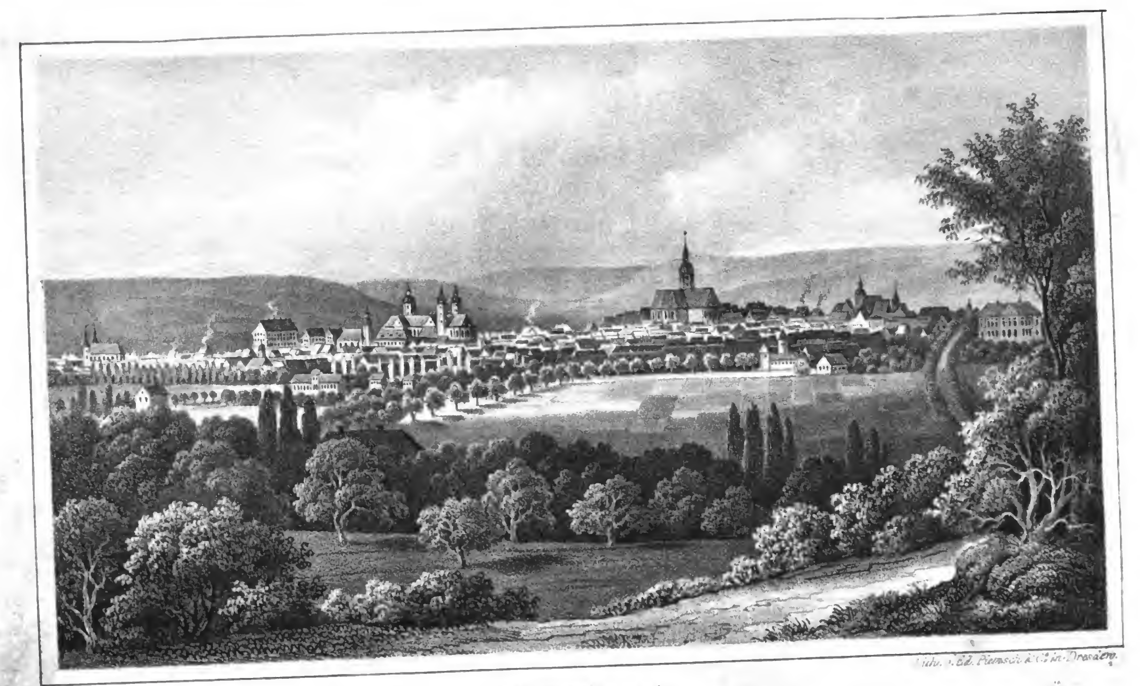
---

*) Als dieser im J. 1574 von seinem ältern Bruder, Ludwig, Grafen zu Königstein, Wertheim und Rochefort, dessen schöne Besitzungen am Rhein erbte, verließ er Ilsenburg und setzte Beamte darauf, deren erster, der Licentiat Peter Engelbrecht, der Vater des Ilsenburger Chronisten ist.

Sohn), Heinrich Ziegenhorn's, besonders aber Peter Engelbrechts, der sein Amt vierzig Jahr lang mit vielem Lobe verwaltet hat. Mit jedem Jahre entfalteten sich diese Anlagen zu schönerer Blüthe und man sieht jetzt hier Hoheöfen, Hammerhütten, Zainhämmer, Walzwerke, Drahthütten, Blankschmieden, Kupferhämmer, Säge-, Oel-, Mahl-, Papier- und Pulvermühlen. — Die beiden Hohöfen werden, so wie der zu Schierke, mit dem Eisensteine des Buchenberges und einiger anderer, bei Elbingerode belegener Grubenzüge versorgt. — Vorzüglich zu beachten sind: das schöne Hohofenbetrieb, in dem wöchentlich gegen 350 — 360 Ctr. Roheisen gewonnen wird, die Drahthütten, welche jährlich an 1000 Ctr. Draht von besonderer Güte und Elasticität fertigen, und ein aufwärts im Ilsethale belegenes Walzwerk. —

Ueberall finden wir humane Männer, die uns mit Freundlichkeit in diesen Werkstätten des Fleißes umherführen und uns mit allen, was unsere Wissbegierde auf besondere Weise anregt, näher bekannt machen. — Befriedigt treten wir aus den, von den Rasseln der Räder und dem Pochen der Hämmer, bebenden Gebäuden heraus und begeben uns nach dem freundlichen Gasthause, „Zu den rothen Forellen," wo wir im behaglichen Zimmer ausruhen von den Mühen unserer heutigen Wanderung.

C. Duval.



67.

Naumburg.

Naumburg.

Drei Kreuze leuchten golden — helle
Vom Dom in ein freundlich' Thal.
St. Wenzel fügt an hoher Stelle
Ein viertes Kreuz zur heil'gen Zahl.
Das Thal durchströmen Bruderflüsse,
Die friedlich wallen Hand in Hand! —
Wer zählt all' die Freudenschüsse
Beim hochgeprief'nen Gaukelbrand,
Wenn reif und voll die Trauben locken,
Wie Faß an Faß zur Kelter rollt! —
Drei Burgen, hoch, uralte Wachen,
Verkünden, was man einst gewollt,
Wie man das Recht durch Mauern stützte,
Wie nur das Schwert Gesetze schrieb. —
Wo Wall und Graben nicht mehr schützte,
Da halfen Kinder; Unschuld blieb
Die starke Wehr für Herd und Leben.

Du fragst: Wo find ich jenes Thal?
Wo jene laubgeschmückten Reben?
Wo jenes Domes heil'ge Zahl?
Wo find ich jene Burgeszinnen?
Wo jener Flüsse Brüderpaar?
Wo hat das Kind durch sein Beginnen
Besiegt die stolze Racheschaar?

Leih' von der Saale einen Nachen,
Und rudre frisch von Stadt zu Stadt;

Wo Naumburg Dir wird freundlich lachen,
Da steige aus und sieh' dich satt.

Willst du, lieber Wandersmann, das freundliche Naumburg mit dem noch freundlicheren Saalthale, in welchem es gelegen, als ein Rundgemälde schauen, so besteige die unfern der Stadt südlich gelegenen Anhöhen des Galgenberges und wähle deinen Standpunkt in der Nähe der Stätte, wo noch vor wenig Jahrzehnten die strafende Gerechtigkeit ihr blutiges Amt verwaltete. Hier öffnet sich dir, nicht mehr vom schwarzen Gefieder sondern von der Pflugschaar des Landmanns umkreist, das Saalthal, als die schönste Gegend in ganz Thüringen, 1 Stunde breit, 2 St. lang. Als die dir gegenüberliegende, nördliche Gränzlinie des Thales erblickst du die Hennenberge (so benannt von dem an ihrem Fuße liegenden Gasthofe zur „nackten Henne.") Links auf diesem Bergstreife ragt der heute noch besteigbare, starke Thurm der Freiburg (in der Vorzeit: Neuburg genannt) empor, wo Ludwig der Eiserne, Landgraf von Thüringen († 1172), der Gründer dieser Burg, mit Vorliebe residirte, wenn er seine ihm noch werthere Wartburg verlassen hatte, und wo er seine adlich — übermüthigen Vasallen im gerechten Zorne vor den Ackerpflug spannen ließ. Hier war es auch, wo derselbe Ludwig kurz vor seinem Tode, um seinen kaiserlichen Schwager, Friedrich den Rothbart, der eine steinerne Burgmauer vermißt hatte, zu überraschen, aus seinen thüringschen Grafen und Herren binnen einer Nacht eine Männermauer errichtete. Ein Theil der Stadt Freiburg ist am Fuße des Burgberges sichtbar. Die Unstrut, welche die Häuser des Städtchens berührt, dient letzterem zur nähern Bezeichnung (Freiburg an der Unstrut, zum Unterschiede von Freiburg im badnischen Breisgau und von Freiburg im Kanton Freiburg), und vereinigt sich nach einem stundenlangen Laufe mit der schwesterlichen Saale, unweit des Dorfes Großjena.

Rechts auf dem genannten Bergstreife liegt das vormalige Kloster Goseck mit dem Dorfe gleiches Namens. Sonntag für Sonntag erschallt jetzt die evangelische Predigt in der wohlerhaltenen Klosterkirche. Hinter Goseck erblickst du auf der Hochebene den einsam liegenden Gasthof zum „Luftschiff," wo man die kleinere Hälfte des sechsstündigen Feldweges von Naumburg nach Merseburg zurückgelegt hat.

Dem Kloster Goseck schief gegenüber liegt, auf einem abgetrennten Hügel der östlichen Grenzberge des Saalthales, die wegen ihrer bequemen Lage viel besuchte Schönburg über dem Dorfe gleiches Namens. Zwischen Goseck und Schönburg fließt die Saale in einem schmalen Thale, nach Weißenfels hinunter.

Wende dich nun zur linken Seite des Saalthales. Auch hier wird die Fernsicht von einer Bergkette begrenzt, die vom Unstrutthale bei Freiburg beginnend, der Klosterschule Pforte (Himmelsforte) gegenüber fortlaufend, bis zu dem in neuern Zeiten vielbesuchten

Badeorte Kösen sich erstreckt. Pforte so wie Kösen sind durch den, jener Bergkette gegenüberliegenden, Pfortenberg deinem Blicke entzogen. Einen递Haupttheil der genannten Bergkette bildet der sogenannte Saalberg, über welchen die scheidende Abendsonne ihre letzten Strahlen nach dem freundlichen Naumburg sendet. Bei Kösen und Schulpforte treten die Berge von beiden Seiten eben so nahe an die Saale heran, wie unterhalb Goseck und Schönburg. Schon von Jena aus an diese Nähe der Berge gewöhnt, sucht die Saale nur an sehr wenig Stellen einen freien Lauf, nachdem sie das breite naumburger Thal begrüßt hat. Wie ein Silberstreifen schmiegt sie sich an die genannten Bergketten an und bleibt auf diese Weise in ihrem halbrunden Umlaufe um die Stadt durchgängig eine halbe Stunde von derselben entfernt. (Jena, Weißenfels, Merseburg, Halle werden von der Saale unmittelbar berührt oder durchströmt.) Naumburg liegt demnach nicht auf dem Boden des großen Kessels, den die umliegenden Berge bilden, so daß es von dem vereinigten Fluthwasser der Saale und Unstrut bespült werden könnte; die Stadt ist vielmehr auf einem breiten Hügelrücken erbaut der den Namen: der Spechsort führt und dem Galgenberge zur Unterlage dient.

Die drei Bergreihen, welche vor dir liegen, unterscheiden sich von der vierten, auf welcher du stehest, dadurch, daß erstere bis an den hohen Waldscheitel hinauf durchgängig mit Weinreben bepflanzt sind, indeß die letztere auf ihren ebenfalls bebauten Flächen nur Körner, nicht Beeren spendet.

Die stattlichen Weinbergshäuser, welche sich oft nur wenig über den Wasserspiegel der Saale erheben, oft aber auch der Fernsicht halber an den steilsten Bergabhängen erbaut sind, zeigen sattsam, daß der Städter heitre Geselligkeit nicht weniger liebt, als gefüllte Keller.

Ehe wir zur Stadt hinabsteigen so blicke noch einmal nach den erwähnten Berghöhen. Ueber jenen Saalberg rollte im J. 1806 der Schlachtdonner von Auerstädt und Hassenhausen hernieder und verkündete den ungläubigen Naumburgern, daß die herrliche Erbkrone Friedrichs des Großen in den Staub getreten sey. Ueber jenes Luftschiff, über jene Hennenberge, über jenen Saalberg floh im J. 1813 der noch immer mächtige Kronenräuber, um auf vaterländischen Boden das eigne Scepter zersplittern zu sehen. In beiden Jahren war der Franzmann ein unwillkommner Gast bei den damaligen Weinlesen, nur mit dem Unterschiede, daß ihm die Trauben beim zweiten Male weniger mundeten, als beim ersten Male.

Den Rückweg nach der Stadt nehmen wir durch den Bürgergarten, eine am Abhange des Galgenberges gelegene, gar anmuthige Parkanlage mit einer langen, schattenreichen Kastanienallee, an welcher eine wohlversorgte Tabagie den Lustwandelnden die gewünschten Erfrischungen darreicht.

Ueber die Stadt Naumburg selbst vernimm nun Folgendes:

Wie sich das Heidenthum unsrer Altväter, die von einer wissenschaftlichen Geschichtsüberlieferung an die Kindeskinder nichts wußten,

und römische wie griechische Geschichtsforschung mit aller Macht von sich abwehrten, noch bis heute in fabelhaften Sagen einhüllt, so ruht auch auf den Uranfängen aller der Städte, deren Ursprung in die vorchristliche Zeit fällt, großes Dunkel. Naumburg macht hiervon keine Ausnahme. Daß heidnische Wenden, nachdem sie bis an die Saale ihr Schwerdt getragen hatten, die ersten Hütten erbaut haben, ist sehr wahrscheinlich. Der Name eines Gäßchens in dem heutigen Naumburg: „der Wendenplan" spricht für diese Annahme. Ob Karl der Große zum Besten seiner neubekehrten Sachsen die wendischen Hütten in Besitz nahm; ob Heinrich I., der deutsche Stadterbauer, diese Hütten in eine Stadt verwandelte: beides ist ungewiß. Jedenfalls mußte Naumburg in den zwei Jahrhunderten, die nach dem Tode Karls des Großen verflossen, zu einem bedeutend festen Orte herangewachsen seyn, da schon 1029 der zeizer Bischofssitz (von Kaiser Otto I. 965 gegründet) nach Naumburg verlegt wurde, um denselben vor den räuberischen Anfällen der zurückgedrängten, heidnischen Wenden zu sichern.

Woher der Stadtname entsprungen, wird verschieden angegeben. Einige sind der Meinung, das der wendische Name durch die Erbauung einer „neuen Burg" verdrängt worden sey, welche der thüringisch — meißnische Markgraf Eckart I. (982 — 1002) daselbst anlegte (Nuenburg, Numburg, Naumburg.) Andre nahmen „Niabor" als den ursprünglich heidnischen Namen an, und denken dabei an Nia, eine slavische Gottheit, und an Bor, einen Fichtenwald. Das letzte Wort habe sich dann, wie bei Brannibor (Brandenburg) in „burg" verwandelt. Die Jetztzeit nennt die Stadt gewöhnlich: Naumburg an der Saale, zum Unterschiede von den beiden schlesischen Städten: Naumburg am Bober und Naumburg an der Queis. Naumburg liegt an einer der Hauptverbindungsstraßen zwischen dem Süden und Norden Deutschlands; daher sah es schon seit Jahrhunderten die vaterländischen Friedensboten, wie die Kriegsfurien durch seine Mauern eilen und wurde von dem Wohl oder Wehe der großen Ereignisse unmittelbar berührt.

Die Geschichte der Stadt bis in's 16. Jahrhundert knüpft sich am besten an die der Bischöfe an, welche, wie ihr römischer Altmeister im Großen, so hier im Kleinen die weltliche Macht je länger desto mehr in den Hintergrund zu drängen wußten. Von den 43 Bischöfen, welche in den zeiz-naumburger Stifte den Krummstab führten, residirten nur die 3 ersten zu Zeiz. Die beiden ersten Hugo I. und Friedrich mußten von den, mit den Böhmen verbundenen Wenden viele Drangsale erdulden. Unter dem dritten, Hugo II., der auf gleiche Weise sein zeizer Gebiet von den wilden Horden alljährlich verheert sehen mußte, fing Eckart I. Margraf von Meißen, im J. 999, nachdem er Eckardtsberge als seine zukünftige Residenz erbaut hatte, den kühnen Bau der naumburger Domkirche an, ein Bau, der freilich erst 1249 vollendet wurde. Derselbe Eckart gründete auch zu Naumburg das Georgenkloster, welches seine Gebeine aufnahm, nachdem er durch Meuchelmord gefallen war und

eine Zeitlang zu Großjena bei Naumburg begraben gelegen hatte. Eckarts beide Söhne und seine Gemahlin, welche den Klosterbau vollendeten, sorgten für diese Ausgrabung und Beisetzung des schmerzlich Beweinten.

Der vierte Bischof Heleward verlegte 1029, wie schon erwähnt, mit Zustimmung des Papstes Johann XX. seinen Sitz nach Naumburg, das fester als Zeiz und den heidnischen Barbaren nicht so leicht erreichbar war. Eckarts hinterlassene Söhne, die beiden meißner Markgrafen Hermann und Eckart der II., denen das naumburger Gebiet gehörte, willigten gern in diese Verlegung und behielten sich aus reiner Frömmigkeit blos die Erb- und Schutzherrschaft über Naumburg vor. Viele der zu Zeiz zurückgelassenen Canonici, welche diesen Wechsel mißbilligten, bildeten von nun an ein Collegiat — oder Nebenstift, das seine alten Rechte nicht geschmälert wissen wollte und 2 Jahrhunderte hindurch gegen die naumburger Brüder einen ärgerlichen Federkrieg führte.

Von den nächsten Bischöfen ist vorzüglich Eppo oder Eberhard zu nennen, welcher den Krummstab eben so kräftig zu führen wußte, wie das Schwert. Er war in allen Wechselfällen, welche den unglücklichen Kaiser Heinrich IV. trafen, dessen treuer Bundesgenosse, gerieth 1061 in ungarische Gefangenschaft, aus der er jedoch bald erlöst wurde, und ertrank auf einem Kriegszuge gegen den vom Papste eingesetzten Gegenkaiser, Rudolph von Schwaben, in einem Bache bei Würzburg. Aus Dankbarkeit schenkte Heinrich IV. dem Stifte die Städte Grimma und Oschatz und erweiterte dessen Gebiet bis in die Gegend von Gera und Ronneburg. Seine Nachfolger gehörten zu den wenigen Kirchenfürsten, welche nach seinem Vorgange dem geächteten Kaiser unverbrüchliche Treue bewahrten und fast nimmt es Wunder, daß in jenen Tagen der päpstliche Bannstrahl nicht auch gegen Naumburgs Mauern gezückt hat.

Nicht mit dem Schwerte, wohl aber durch Rede und Schrift vertheidigte der gelehrte Bischof Wolfram (1089 — 1110) die gerechte Sache seines kaiserlichen Freundes.

Einen noch größern Ruhm unter den Gelehrten seiner Zeit erwarb sich dessen Nachfolger, der fromme Theoderich I. (1110—1123). Unter ihm wurde Naumburg, nachdem es schon vorher 1069 von Dedo, Markgrafen von Meißen, wiewohl vergeblich, belagert gewesen war, wegen der Hülfe, die es dem Kaiser Heinrich V. gesendet hatte, von den erbitterten Feinden desselben erstürmt. Sechs Jahre lang wüthete damals die Kriegsflamme in der naumburger Gegend. Theodorich half mit väterlicher Milde und Weisheit, wo er helfen konnte. Im J. 1114 gründete er das in der Folgezeit so berühmt gewordene Kloster Bosau bei Zeiz, nicht ahnend, daß er hier durch Meuchelmord fallen werde. Benno, ein Laienbruder dieses Klosters, einem wendischen Adelsstamme entsprossen, war wegen seiner zügellosen Fleischeslust von Theodorich gar oft ermahnt worden. Verstockten Herzens sann der unverbesserliche Sünder auf Rache. Als der ehrwürdige Bischof eines Tages sein Kloster besuchte und am Hochaltare betend auf den Knieen lag, so stach ihn der entartete

Klosterbruder so tief in den Nacken, daß er nach drei Tagen starb. Seine Gebeine ruhen an derselben Stelle, wo er, zum Himmel gewendet den höllischen Todesstoß empfing. Durch das ganze Stift verbreitete sich Entsetzen und Grauen, als das Jammerende des vielgeliebten Hirten ruchbar wurde. — Ob Theoderich auch das Moritzkloster in Naumburg gegründet habe, ist unentschieden. Viele halten seinen Nachfolger Richwin (1123 — 1125) für den Erbauer dieses Augustinerklosters. — Der nachfolgende Bischof Udo I. (1125—1148) stammte aus fürstlichem Geblüte. Er war ein Sohn des thüringischen Landgrafen Ludwig des Springers und starb an den Folgen eines mit allzu großer Eile genommenen Jordanbades im gelobten Lande, wohin er den Kaiser Konrad begleitet hatte. Sein Leichnam wurde nach Verlauf eines Jahres in das Vaterland zurückgebracht und im bamberger Dome beigesetzt.

Sein Nachfolger Günther II. starb schon 1150. Der Bischof Wichmann (1150 — 1154) wird von seinen Zeitgenossen zu den ersten Gelehrten der damaligen Zeit gezählt. Er hatte 20 Jahre lang zu Paris gelebt und mit deutschem Fleiße die herrlichen Blüthen der dort gepflegten Wissenschaften gesammelt. Als Halberstädter Probst wurde er nach Naumburg berufen, von da wieder als Erzbischof nach Magdeburg. Sein Bruder Berthold I. (1154 — 1160), ein sittlich strenger Mann, übernahm den Krummstab. Dieser Berthold war es, der mit geschickter Hand die klösterliche Unzucht jener Tage entlarvte und einen Mönch des naumburger Moritzklosters ersäufen ließ, weil derselbe eine Bürgersfrau verführt hatte. Udo II. (1160 — 1185) nahm den Ruhm eines still=frommen Seelenhirten mit in's Grab. — Berthold II. (1185 — 1206) bewährte sich im dritten Kreuzzuge als einen tüchtigen Krieger und ließ in der ihm zugehörigen, nahe gelegenen Schönburg eigne Münzen schlagen. Doch vergaß er über diesen weltlichen Dingen keineswegs die geistliche Pflege seines Stifts, dem er zwei Schulen schenkte. Damals gewiß ein sehr verdienstliches Werk! —

Von 1207 — 1243 leitete Engelhard, ein gewandter Politiker, die bischöflichen Geschäfte. Ihm gelang es, den 200jährigen Rangstreit mit dem zeizer Stifte zu dem Ende zu bringen, daß die dasigen Canonici allem Einflusse auf die naumburger Bischofswahl entsagten, daß aber ihrem Probste, den sie ganz selbstständig wählen durften, die dritte Stimme nach dem naumburger Probste zukommen sollte. Zugleich bestimmte eine päpstliche Bulle, daß jeder, der hinfort den naumburger Bischof schimpfweise einen Bischof von Zeiz nennen würde, eine Strafe von 100 Pfund Goldes zahlen müsse. — Engelhard wußte die schönburger Münze geschickt zu erweitern und gegen die Eingriffe der weltlichen Macht sicher zu stellen, so daß von nun an die naumburger Bischöfe ungestört ihr eignes Geld schlugen. Das Recht, neue Burgen zu erbauen, konnte er, trotz aller Unterhandlungen, vom meißner Markgrafen nicht erlangen; doch gestattete ihm dieser, in der Markgrafschaft die alten Burgen wieder herzustellen. Hier fragt man billig: hatte Engelhard so viele und mächtige Feinde, daß

er nur hinter Burgmauern sicher zu sein hoffen durfte, oder trieb ihn seine Ehr- und Herrschbegierde, auf **deutschem** Boden eine zweite Engelsburg zu erbauen? Letzteres ist wohl das Wahrscheinlichere. Vier Jahre vor seinem Tode erhielt er vom Papste den ehrenvollen Auftrag, alle Klöster des gesammten Erzbisthums Magdeburg zu inspiciren. Seine Gebeine ruhen in der Domkirche zu Naumburg.

Den bischöflichen Stuhl bestieg nun **Theoderich II.** (1243—1272), der leibliche Bruder des Markgrafen Heinrichs des Erlauchten. Unter ihm wurde, wie wir schon oben erwähnten, 1249 der herrliche Bau der Domkirche vollendet. Er starb ruhiger als sein früherer Namensbruder, mit dem er im Wort und Wandel seelenverwandt war.

Der Bischof **Meinher** (1272 - 1281) wußte durch weise Sparsamkeit die Stiftskasse wieder zu füllen, die durch die beträchtlichen Unkosten des Dombaues leer geworden war. Er sank als ein guter Hirt in die Gruft.

Ludolf und **Batherius** starben binnen 5 Jahren kurz nach einander. — Ein kräftiges Oberhaupt erhielt das Stift in **Bruno** (1286 — 1304), der 1292 mit seinen Naumburgern gegen den Raubritter Konrad von Güldenberg zu Felde zog. Derselbe hatte auf seiner nahen, hinter Kösen gelegenen Rudolphsburg (jetzt eine schöne, vielbesuchte Ruine auf einem jähen Felsen über der Saale) den päpstlichen Bannstrahl verlacht, wurde aber endlich unter den Trümmern seiner Burg begraben. Zwei Jahre später kämpften die Naumburger ritterlich auf ihren eignen Mauern. Der Kaiser Adolph von Nassau nämlich, der die gegen ihn aufgetretenen Söhne des thüringer Landgrafen Albrecht des „Unartigen" strafen wollte, rückte auf seinem Kriegszuge durch Thüringen auch vor Naumburg. Nur durch die Verrätherei zweier freiburger Bürger, welche nach dem Falle der vom Kaiser eroberten Freiburg von den naumburger Bürgern mitleidig aufgenommen worden waren, fiel die Stadt nach der tapfersten Vertheidigung in die Hände des Kaisers und mußte hart büßen. Der damalige Bürgermeister **Friedrich Weberling** bewies seine Meisterschaft auf eine herrliche Weise. Als nämlich der Kaiser **wider** sein gegebenes Wort den genannten Bürgermeister mit 19 Rathsvorstehern enthaupten lassen wollte, so wußte ersterer, wie früher das Schwert, so nun das Wort so kräftig zu führen, daß der Kaiser, den die Rede des schlichten Bürgers tief ergriffen hatte, von aller weitern Gewaltthat gegen die Gefangenen und gegen die Stadt abstand. *)

Nach diesen Tagen der Angst und Trübsal hatte Bruno keine größere Sorge, als daß er die Stadt für künftige Unglücksfälle noch

*) Weberlings Rede enthielt Folgendes. Er wolle es einem römischen Kaiser aus dem gräflich-nassauischen Hause, welches sonst wegen seiner Demuth und Sanftmuth im ganzen heiligen, römischen Reiche so hoch gerühmt worden wäre gar nicht zutrauen, daß er, wider verbrieften Accord, ihnen, die sich keiner bösen That schuldig gemacht, sondern blos als

mehr befestigte. Als der vielgeprüfte Pilger sein Ende herannahen fühlte, ließ er im Hinblick auf die alttestamentlichen Patriarchen den Fußboden mit Asche bestreuen, auf welche er sich niederlegte und unter heißen Gebeten verschied.

Ulrichs I. Bischofsamt (1304 — 1316) blieb frei von Stürmen, wie sie die letzten Jahre gebracht hatten. — Heinrich I. 1316 — wußte mit Glück die ohnehin schon losen Bande abzustreifen, durch welche bis dahin die weltliche Macht den Krummstab umschlungen hielt. Er umgab 1332 die Domfreiheit mit Wallgraben und Mauer, zum Zeichen, daß er mit seiner Klerisei dem Laienvolke Trotz bieten werde, falls das Schwert jemals den Ausschlag geben sollte. Sein bald darauf erfolgter Tod ließ es nicht zu ernstlichen Reibungen kommen.

Bis Anfang des nächsten Jahrhunderts folgten 7 Bischöfe, von denen wir nur Johann I. (1347 bis 1352) nennen. Er war einer der wenigen, die als hochgestellte Seelenhirten zum Aergerniß aller Frommen ihren Bauch zum Gott machten. Niedere Wollust war seines Lebens Stern, dessen Licht ihm bis zum letzten Odemzuge leuchtete. Als sich viele geladene Zechgenossen zur Feier seines Geburtstages eingefunden hatten, wollte der sittenlose Oberhirt mit einer Buhlschwester den ersten Reigen anführen, sank aber, vom Wein und von der Liebe berauscht, plötzlich todt zu Boden. Eine Ruhestätte in der Bischofsgruft wurde ihm mit Recht verweigert. Würden doch durch eine solche Zugabe die Gebeine so manches frommen Vorgängers entweiht worden seyn! — Gerhard II. (1409 -- 1422) stand nach der Sage zu Kostnitz neben dem Scheiterhaufen des böhmischen Huß, den er mit sophistischer Unduldsamkeit („einem Ketzer braucht man nicht Wort zu halten") hatte verdammen helfen. Dieselbe Sage läßt seinen Nachfolger Johann II. (1422 — 1434) mit seinen Naumburgern hart büßen für diese Gewaltthat. Im Jahre 1432 nämlich (wir folgen der heute noch nicht verschollenen Volkssage) führte der gefürchtete Procopius 40,000 seiner fanatisirten Hussiten auf einem Streifzuge durch die deutschen Lande auch vor Naumburg, um Rache zu nehmen an dem genannten Gerhardt II., als einem der Mörder des Huß, oder falls dieser nicht mehr am Leben wäre, doch wenigstens dessen Capitelsbrüder zu züchtigen und die

---

ehrbare und unbeschuldigte Leute bei ihren beiden Erb- und Schutzherrn ihren obliegenden Pflichten gemäß, bis auf's Aeußerste treulich ausgehalten hätten, auf eine so schmähliche und schimpfliche Weise das Leben nehmen lassen werde; sollte es aber wider alles Verhoffen, wider alle Ehrbarkeit und Billigkeit doch geschehen, daß er nebst den Andern den Tod leiden solle, so wolle er für sein Theil deswegen ganz unerschrocken seyn; das aber solle der Kaiser wissen, daß er ihn sobald er verschieden wäre, hinwiederum vor den Richterstuhl Gottes citirt und vorgeladen haben wolle, um daselbst dieser und anderer Beeinträchtigungen wegen Rede und Antwort zu geben, daß dann gewiß ein schweres Urtheil über ihn ergehen würde und solle dieses nicht lange anstehen, daß er sich stellen müsse, weil er (Weberling) solches gewiß vor Gott im Himmel erlangen wolle. —

Stätte, wo er sein verhaßtes Regiment geführt, mit Feuer und Schwert zu verwüsten.

Altenburg, Plauen, Hof und viele andere Städte hatten es schon erfahren, wie schnell die Hussiten ihren Drohungen die That nachfolgen zu lassen pflegten. Die furchtbaren Schaaren lagerten auf dem schon genannten Galgenberge. Auf alles Flehen und Bitten der geängsteten Bürger erscholl das hussitische Schreckenswort: die Stadt muß eine Ehrenfackel werden für unsern geopferten Huß! — Da rieth der Viertelsmeister Wolf, sämmtliche Kinder, in weiße Sterbekleider gehüllt ins feindliche Lager zu führen, um durch ihren Anblick die rauhen Kriegerherzen zu erweichen. Nach langem Sträuben der Mütter, welche ihre Lieblinge nicht von sich lassen wollten, wurde dieses letzte Mittel am 28. Juli versucht. Procopius befahl nicht den Mord so vieler Unschuldigen, sondern schenkte ihnen und ihren Eltern Gnade. Seine Soldaten mußten den Kleinen Kirschen und Wein reichen. Am Abende empfingen die Kinder grüne Reiser und die Weisung, nach der Stadt zurückzukehren und die harrenden Eltern mit dem Jubelrufe zu begrüßen: Hussia Victoria! (Wir bringen euch den Sieg über die Hussiten zurück!) In der nächsten Nacht hatte Procopius sein Lager abgebrochen und war mit seinen Racheschaaren verschwunden. —

Glaubwürdige Urkunden über dieses Ereigniß sind nicht vorhanden. Nur die Sage hat der naumburger Kinderwelt diesen herrlichen Ehrensieg einer wehrlosen Unschuld zugeeignet. Diese Sage aber wird nicht verklingen, so lange ihr die Mit- und Nachwelt 2 Säulen läßt, auf denen sie bisher ruhte. Die eine ist ein Bühnenstück, welches den Namen der Stadt und die Kunde über ihre einstige Bedrängniß weiter getragen hat, als es irgend eine Zunge oder Feder vermocht hätte. Nachdem schon Mehrere den anziehenden Stoff der alten Sage minder glücklich behandelt hatten, schrieb von Kotzebue am Anfange dieses Jahrhunderts seine „Hussiten vor Naumburg." An allen Orten, wo der Name Huß einen guten Klang hat, wurde dieses Stück mit wohlverdientem Beifalle aufgenommen. — Die zweite, viel ältere Säule ist ein hochgefeiertes Kinderfest (in neuern Zeiten ein wahres Volksfest): das sogenannte naumburger Kirschfest. In jedem Jahre ziehen nämlich am Montage nach Jacobi (die ungefähre Zeit jenes verhängnißvollen 28. Juli) Mittag 1 Uhr die Schulknaben der ganzen Stadt mit Fahnen und Musikchören, geführt von ihren Lehrern, in die Stadtkirche, singen daselbst ein „Nun danket alle Gott," schließen dann auf dem Markte vor dem Rathhause einen großen Kreis, stimmen einige auf das Fest bezügliche „Kirschfestlieder" an und eilen dann mit frohem Jubel, jedoch in der alten Festordnung, der unmittelbar vor der Stadt gelegenen Vogelwiese zu. Die an die einzelnen Knaben ausgetheilten Kirschen erinnern an die erste Fruchtspende aus der nur einmal unblutigen Hussitenhand. Die größern Knaben schießen mit Armbrüsten nach hölzernen Vögeln, die kleinern jubeln mit grünen Reisern hinter einzelnen Tambours her und rufen das alte: Heisa Victoria! Gegen 100 Zelte, von denen jedes einzelne 20 — 30 Personen (gewöhnlich einige befreundete

Familien, die sich vereinen) aufnimmt, umschließen die Vogelwiese und gewähren Schutz gegen die Unbilden des Wetters. Bis zum späten Abende wogen Tausende von Einheimischen und Fremden durch einander, die Freude der Kleinen fördernd und mit genießend. So manche stille Zähre in des Vaters, in der Mutter Auge giebt Zeugniß, daß hier das Herz warm ist. Der Dienstag ist auf gleiche Weise der harmlosen Freude gewidmet. Am Donnerstage halten alle Schulmädchen, mit weißen Feierkleidern angethan, ganz auf dieselbe Weise, wie die Knaben am Montage, ihren Auszug und beginnen dann auf der Wiese die für die weibliche Jugend passenden Spiele. Kirschen, grüne Reiser und das Heisa Victoria! fehlen auch hier nicht. Der Freitag giebt dem Feste das Ende.

Das ist die Feier des vielbesuchten naumburger Kirschfestes in der Gegenwart. Da die klassischen Geschichtsbücher verneinen, daß die Hussiten in der Sommerszeit (woran doch die Kirschen und grünen Reiser erinnern) vor Naumburg gestanden haben und höchstens nur einen Winterbesuch der wilden Gäste im December oder Januar als möglich, aber keineswegs als wahrscheinlich zugeben, so haben Einige angenommen, daß das erwähnte Kirschfest nichts weiter sei als die Erweiterung eines frühern Brunnenfestes, Andere denken an eine wirkliche Belagerung Naumburg's, aber nicht durch die Hussiten, sondern durch ein böhmisches Hülfscorps in dem bald zu erwähnenden sächsischen Bruderkriege, insofern nämlich in jener Zeit Hussit und Böhme für einerlei gegolten habe. Wie dem auch sei, nur ungern läßt man die schöne Sage in die leeren Schatten einer bloßen Erdichtung zerfließen, nur ungern sieht man dem seltenen Kinderfeste die, wenn auch nur sagenhafte, Grundlage wegreißen, „nur ungern möchte man den frommen und fruchtbaren Glauben an eine Begebenheit wankend machen, die seit Jahrhunderten für die Bewohner Naumburg's die Quelle herzerhebender Gefühle war." —

Wir kehren nun zu unsern Bischöfen zurück:

Haben (wie es die Sage will) Johann II. und die Stadt nicht gezittert vor den racheschnaubenden Hussiten, so sandte doch bald Böhmen, das Vaterland dieser zügellosen Schaaren, andere Dränger.

Der Bischof Peter (1434 — 1463), ein nicht minder friedfertiger, als auch für die Stunde der Gefahr kampfgerüsteter Kirchenfürst, mußte es schmerzlich empfinden, wie unheilbringend es sei, wenn Brüder nicht einträchtig sind, sondern in Zwietracht das Schwert gegen einander zücken. In dem blutigen, sächsischen Bruderkriege (1447 — 1451), wo der Herzog Wilhelm seinem ältern Bruder, dem Kurfürsten Friedrich, „dem Sanftmüthigen," wegen einer unter sich geschehenen Ländertheilung, feindlich gegenüber stand, hielt es Peter mit dem Kurfürsten. Der Herzog, mit dem er früher verbündet gewesen, ließ solchen Abfall dem Bischofe schwer entgelten. Nachdem letzterer im Vereine mit dem Erzbischofe von Magdeburg, dem Bischofe von Merseburg und mehreren weltlichen Fürsten in der Georgenkirche zu Naumburg und einige Wochen später auf einer zweiten, großen Versammlung, die unter der großen Linde vor eben dieser

Georgenkirche gehalten wurde, vergeblich versucht hatte, die feindlichen Brüder zu vereinen, so fielen die 9000 Böhmen, welche der Herzog Wilhelm im Geheimen für schweres Geld als seine Hülfsgenossen herbeigerufen hatte, in Thüringen ein und plünderten und verheerten vorzüglich die Gebiete der Bischöfe von Naumburg und Merseburg. Vielleicht waren diese Böhmen Ueberbleibsel jenes Raubgesindels, das den Fußtapfen der Hussiten zu folgen pflegte, und dem es nicht um den reinen Glauben, sondern nur um Sättigung viehischer Lüste und um volle Säckel zu thun war. Geschahen die damaligen Gräuelthaten nicht auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs, so war es im J. 1450 dieser selbst, der die wilden Böhmen mit seinen eignen Schaaren nach Naumburg, Zeiz und Altenburg führte, und daselbst schrecklich hauste. Auf seinem Rückzuge nach Thüringen wurden allein um Eckartsberga, Buttstedt und Wiehe herum 60 Dörfer in Asche gelegt. Nachdem der Herzog in demselben Jahre das Gebiet des Bischof Peter noch einmal bedroht hatte, wurde endlich der langersehnte Bruderfriede vermittelt. Friedrich der „Sanftmüthige" hatte nämlich einem Kriegsmanne, der seine „Donnerbüchse" auf das Zelt des Herzogs richten und mit einem Schusse dem Kriege ein Ziel setzen wollte, geantwortet: „Schieße, wohin Du willst, nur triff meinen Bruder nicht." — Dieses eine, ächte Bruderwort, sowie vielleicht auch die aus der Ferne drohende Reichsacht nahmen dem Herzog Wilhelm das Schwert aus der Hand. Im Januar 1451 kam zu Naumburg eine wahre und aufrichtige Versöhnung zu Stande. — Peter war während dieser Stürme unermüdlich in der treuen Pflege seiner Stiftsbefohlenen. Aber freilich reichte seine Hülfe nicht allenthalben aus, zumal da während seiner Amtsführung zwei große Brände die Stadt heimsuchten. Der eine legte 1446 beinahe die ganze Stadt in Asche, der andere zerstörte 1454 mehrere der neuaufgebauten Straßen und das Rathhaus. Theoderich III. (1463 — 1466) schätzte die Wissenschaften sehr hoch und war ein Vater der Armen. Heinrich II. (1466 — 1480) war ein großer Freund der Bürger, mit denen er fast zu brüderlich verkehrte. Unter ihm verheerte 1473 abermals eine ungeheure Feuersbrunst die arme Stadt.

Theoderich IV. (1480 — 1492) revidirte 1481, freilich erst nachdrücklich vom Kurfürsten Ernst dazu aufgefordert, die stiftischen Nonnenklöster, in welchen von sittlicher Zucht und Ordnung damals kaum die Rede war. Im J. 1486 führte Theoderich eine neue Kopfsteuer ein. Sowohl die Laien wie die Geistlichen mußten von einem Vermögen von 100 Gulden 1 Gulden, von 100 Groschen 2 Groschen abgeben. Dienstleute, die jährlich weniger als 100 Groschen verdienten, mußten gleichwohl die 2 Groschen zahlen. Reiche, welche die Größe ihres Besitzthums nicht öffentlich bekannt werden lassen wollten, sollten ein Register ihrer Güter heimlich in den Kirchenkasten der St. Wenzelskirche niederlegen. Wer dawider handle, falle in den Bann. Absolution vom Banne finde dann nur derjenige, welcher für jeden verheimlichten Groschen einen Gulden bezahle. Ein würdiges Seitenstück zu den päpstlichen „Jubeljahren," welche

aller 50 Jahre, dann aller 25 Jahre und endlich, so oft es dem römischen Kirchenfürsten beliebte durch die ausgedehnteste Sündenvergebung ungeheure Geldsummen auf dem Stuhle Petri niederlegten. — Das Regiment dieses Bischofs ist auch noch dadurch merkwürdig, daß 1486 durch den sogenannten „naumburger Schied" Sachsen in zwei Theile, in das ernestinische und albertinische Sachsen, getrennt wurde. Johann III. (1492 bis 1517) setzte aus freiem Antriebe die Revision der Klöster fort und hielt vorzüglich in den Nonnenklöstern eine gar strenge Zucht. Nach dem Zeugnisse Aller war dieser Bischof ein sehr schöner Mann von herculischer Gestalt. Die Bürger und Bauern, vorzüglich die ärmern, denen er öfters die Abgaben erließ, rühmten seine Huld und Freundlichkeit. Nicht so die Geistlichen, die für seinen Leichenstein in der Domkirche keine andern Worte fanden, als: „Bischof Johannes anno 1516." Johann hinterließ einen größern Stiftsschatz, als alle seine Vorgänger, nämlich 8000 schwere Gulden.

In seinem Todesjahre 1517 (das die Mönche fälschlich 1516 angeben) brannten abermals 770 Häuser nieder. Den unglücklichen Bürgern wurden von allen Seiten Unterstützungen zugesandt. Auch Luther sandte von Wittenberg aus eine seiner Schriften, durch deren Verkauf eine schöne Summe gewonnen wurde. Leider, leider wütheten schon 1518 kurz vor der Peter-Paulmesse von neuem die Flammen und zerstörten auch Vieles an der Stadtkirche. Man konnte damals vom Markte aus durch die 5 Stadtthore hinaussehen.

Wir erwähnen hier sogleich noch einen dritten großen Brand. Im J. 1532 brannte der andere Haupttheil der Stadt, die sogenannte „Freiheit" nieder, gleichsam als ob die Naumburger an das Feuer hätten erinnert werden sollen, dessen weitreichende Flammen schon seit beinahe 2 Jahrzehnten so manchen morschen Bau finstern Aberglaubens und römischen Priesterbetruges zerstört hatten. Ein Vater und sein Sohn, welche man damals der Brandstiftung überführte, wurden nach dem Gerichtsbrauche jener Zeit mit glühenden Zangen zerfleischt, dann an den Armen und Füßen gerädert und endlich auf einem Holzstoße langsam zu Asche verbrannt.

In Johann's Nachfolger finden wir ein gekröntes Haupt, Philipp nämlich (1517 — 1541), den Herzog von Baiern und Pfalzgraf am Rhein, der, weil er schon vorher auch das Bischofsamt zu Freisingen übernommen hatte, daselbst wohnen blieb und nur höchst selten nach Naumburg kam. Seine Stellvertreter verwalteten unter seiner Aufsicht das Stift. Der Kurfürst Johann Friedrich, Luthers treuer Schutzherr, mißbilligte mehr als einmal dieses Auswärtsleben des Bischof, der ihn seinen „Herrn Nachbar" nennt und die herkömmliche Uebergabe der Steuerregister verweigerte. Der Kurfürst richtete wenig aus, bekam aber bald Gelegenheit, seine landesherrlichen Rechte geltend zu machen.

Der Lutherfunke war langsam, aber tief in die Herzen der Bürger gefallen. Die 1517 vom großen Reformator geschenkte Schrift,

so wie manche andere seiner Beichtschriften wurde viel gekauft und begierig gelesen. Der schlaue Ablaßprediger Tezel war zwar, nach einem vorausgesandten apostolischen Schreiben, am 1. März 1517 unter dem Geläute aller Glocken von den Domherrn, von den Brüderschaften der beiden Stadtklöster, vom Stadtrathe und von der gesammten Bürgerschaft feierlichst in die Stadt eingeholt worden. Aber seine Geschäfte mit den Ablaßzetteln waren nicht von Bedeutung, da nur dem niedern Volke seine heillose Sündenmäkelei behagte. Der wormser Triumphzug führte unsern Luther durch Naumburgs Mauern und Viele begrüßten schon damals freudig das Morgenroth des neuen Kirchenhimmels. Die Afterfreiheit, welche Thomas Münzer in seinem Bauernaufruhre predigte, brachte auch 40 naumburger Bürger in den Kerker. Dr. Pfeffinger, der 1520 in der Stadtkirche die erste evangelische Predigt gehalten hatte, mußte auf gleiche Weise in den Kerker wandern. Denn der Bischof Philipp sandte von Freisingen aus treue Helfershelfer, welche sein naumburger Stift von aller Ketzerei rein erhalten sollten. Aber der Lichtstrom der sich durch die deutschen Auen ergoß, war nach dem wormser Tagen und nach der Aussendung des verdeutschten neuen Testamentes nicht mehr aufzuhalten. Schon 1525 mußte das naumburger Capitel den Magister Lange das erste lutherische Predigtamt an der St. Wenzelskirche übernehmen sehen. Philipps Drohungen, gekräftigt durch den Kaiser Karl V. selbst, der den Naumburgern die Messe entziehen wollte, zwangen freilich den Magistrat, 1529 den vielgehörten Lange († starb 1548 als Superintendent zu Koburg) aus der Stadt zu weisen. Als aber der Bischof auch in den nächsten Jahren die Bemühungen der Bürgerschaft, einen evangelischen Prediger zu erhalten, auf alle Weise zu vereiteln gewußt hatte, da wandte man sich endlich 1537 an den Kurfürsten Johann Friedrich, der noch in demselben Jahre auf Luther's Empfehlung folgende Prediger sandte: den Dr. Medler als Oberpfarrer und den M. Schumann als Diaconus für die Stadtkirche und Kaspar Hecht für die Othmarskirche. Schon im J. 1536 hatte Luther auf Verlangen der Bürger seine wittenberger Freunde, Dr. Justus Jonas (den nachherigen Reformator des hallischen Kirchenwesens) und Dr. Hieronymus Weller gesandt, welche vom grünen Donnerstage bis 8 Tage nach Ostern wechselsweise predigten, Beichte und Abendmahl hielten und die übrigen Pfarrgeschäfte besorgten. Auf dringendes Bitten des Stadtrathes kam Dr. Jonas kurz darauf noch einmal nach Naumburg und verwaltete das Pfarramt an der St. Wenzelskirche bis Mitte September. Kurz vor seinem Weggange weihete er am 8. September 1536 den aus der Nähe der Stadtkirche vor das Marienthor verlegten Gottesacker durch eine Predigt ein.

Der Bischof Philipp versuchte vergeblich, die kurfürstlichen Anordnungen rückgängig zu machen. Sein Tod (1541) überhob ihn ohnehin bald alles Widerstrebens.

Der Kurfürst ging jetzt noch weiter. Er hielt dafür, daß jetzt die Zeit gekommen sei, durch die Einsetzung eines evangelischen,

Bischofs am Besten für das Stift zu sorgen. Er verbot allen Stiftskirchen, zu Ehren des verstorbenen Bischofs Seelenmessen zu halten, verwarf die von den Kapitelbrüdern eiligst unternommene Wahl eines neuen Bischofs, des bisherigen Propstes Julius von Pflug und berief Nicolaus von Amsdorf, welchen Luther 1524 als ersten evangelischen Prediger nach Magdeburg gebracht hatte, als den stiftischen Oberhirten mit einem Gehalte von 600 Gulden. Früher war des Kurfürsten Augenmerk bei dieser Wahl auf Luthern selbst und auf den genannten Dr. Medler gerichtet gewesen. Beide verweigerten jedoch die Annahme der bischöflichen Würde.*) Wohl aber erschien Luther mit seinem getreuen Melanchthon in Naumburg und ordinirte in Gegenwart des Kurfürsten und anderer gekrönter Häupter Nicolaus von Amsdorf zum ersten (und letzten!) protestantischen Bischof. Dieß geschah am 20. Januar 1542 in der Domkirche, wo Luther auch selbst predigte. Die Bürgerschaft jubelte über diesen errungenen Sieg. Der Adel dagegen hielt es mit dem, vom Kaiser Karl V. begünstigten, Julius von Pflug und verweigerte dem ordinirten Gegenbischof die verlangte Huldigung. Der Kurfürst glaubte nicht auf halben Wege stehen bleiben zu dürfen. Viele Adliche, des Verrathes gegen den Kurfürsten und gegen das gereinigte Evangelium angeklagt, setzte er theils gefangen, theils vertrieb er sie aus ihren Besitzungen.

Wie zu erwarten stand, erregte dieses Verfahren, wie der ganze Hergang der Sache in nahe und fern Staunen und Verwunderung. Auf das Nachdrücklichste forderte 1544 der Kaiser die Entfernung Amsdorfs, und Pflug's Annahme. Der Kurfürst wußte auszuweichen. Da schlug die Unglücksstunde des 25. April 1547. Der Kurfürst verlor die mühlberger Schlacht (an der Elbe) und mit ihr Krone und Reich. Für Nicolaus von Amsdorf war nun kein Weilen mehr; er wich,**) und Julius von Pflug bestieg den so lange verweigerten, katholischen Bischofsstuhl, um — als der **letzte** seines Glaubens den naumburger Krummstab zu führen.

Am 21. Juni 1547 hielt der sieggekrönte Kaiser seinen Einzug in Naumburg, begleitet von dem, eben erst zum Kurfürsten von Sachsen erhobenen, Herzog Moritz und von dem (durch den niederländischen Freiheitskrieg) übelberüchtigten Herzog von Alba. In seinem Gefolge waren ferner die beiden gefangenen, protestantischen Fürsten, der entthronte Kurfürst Johann Friedrich und der tapfere Landgraf Philipp von Hessen.***)

---

*) Dem Dr. Medler hätte der Kurfürst versprochen: das zeizer Schloß als Residenz, freie fürstliche Tafel, 5 Pferde und einen Reisewagen nebst der dazu gehörigen Bedienung und 600 Gulden baare Besoldung.

**) Nicolaus von Amsdorf starb 1565 Generalsuperintendent zu Eisenach 82 Jahr alt.

***) Der kaiserliche Beichtvater hätte sich mit Pferden und Bedienung beim Oberpfarrer M. Deutschmann (der sein eigenes Haus in der Engelgasse ein Eckhaus dem Rothskeller gegenüber, bewohnte) einquartirt. Mehrere

Man kann den Bischof Julius nicht geradezu beschuldigen, sein gegebenes Wort, das Lutherthum in seinem Stifte nicht unterdrücken zu wollen, gebrochen zu haben; sein Mitwirken aber bei Abfassung des berüchtigten, für die Protestanten höchst drückenden augsburger Interim*) zeugt keineswegs für ihn, zumal da er dieses Interim in seinem Stifte so streng zur Ausführung brachte. Er zwang 1550 den Stadtrath, den Oberpfarrer M. Deutschmann und die beiden Diaconen an der St. Wenzelskirche, welche das Interim nicht unterschreiben wollten, ihrer Aemter zu entsetzen, so daß die genannte Kirche 5 Jahre lang eigentlich gar keine Prediger hatte. Die Lehrer der lateinischen Stadtschule besorgten die Pfarramtsgeschäfte und predigten auch bisweilen. Außerdem wurden noch viele stiftische Prediger auf Antrieb des Bischofs Julius wegen jenem Interim vertrieben. Julius war ein tüchtiger Gelehrter, vielleicht der Gelehrteste seiner Zeit, dessen Rath, sogar in weltlichen Dingen, dem Kaiser stets willkommen war. Er starb 1564. Im naumburger Dome ist sein Bildniß und seine aus Stein gehauene Statue zu finden. Naumburg war unter Julius zwei Mal (1555 und 1561) der Ort, wo die fürstlichen Häupter der Protestanten Versammlungen hielten, um die Angelegenheiten der lutherischen Kirche zu berathen. Auf der zweiten Versammlung wurde der 1550 abgesetzte Oberpfarrer M. Deutschmann auf die dringenden Bitten der Bürgerschaft wieder in sein Amt eingesetzt. Bei seiner ersten Predigt (am 26. März 1555) hatte derselbe sämmtliche Mit-

---

Feldprediger kamen täglich zu Sr. Hochwürden zum Besuch und der arme Oberpfarrer und seine Gattin hatten vollauf zu thun, um diese Gäste zu bewirthen. Bei dieser Gelegenheit, wo Niemand auf die Kinder Acht haben konnte, fiel einmal das jüngste Töchterchen des Oberpfarrers vor die Stubenthüre und fing an laut zu weinen. Da äußerte einer der fremden Herren auf eine bittre Weise seinen Unwillen und sagte unter anderen, solche Musik in einem geistlichen Hause zu hören, wäre ihnen allen, besonders dem Herrn Beichtvater Sr. kaiserlichen Majestät sehr befremdend und zuwider. — Deutschmann antwortete mit deutscher Geradheit: „Sie hören freilich dergleichen in Ihren Wohnungen nicht, meine Herren; aber Ihre Kinder fallen und weinen doch auch, wie die unsrigen, nur in fremder Leute Häusern." — Diese Antwort wurde so übel aufgenommen, daß Deutschmann sein Haus verlassen und außer demselben sich so lange verborgen halten mußte, bis das kaiserliche Heer die Stadt im Rücken hatte.

*) Um dem saumseligen Papste Paul III. zu zeigen, daß man auch ohne ihn die argen Mißbräuche in der katholischen Kirche abstellen könne, ernannte 1548 der Kaiser Karl V. drei Männer (von katholischer Seite unsern Julius von Pflug und Michael Helding, Weihbischof von Mainz, von protestantischer Seite den brandenburger Hofprediger Johann Agricola), um einen Vergleich abschließen zu lassen, der einstweilen (interim) beide Theile, die Katholiken und Protestanten, befriedigen könnte. Dieses Interim enthielt nun freilich beinahe den ganzen Lehrbegriff der römischen Kirche und nahm den Protestanten, wenn nicht Alles, so doch sehr Viel des bisher Errungenen. Die meiste Schuld trug wohl der ehrsüchtige Agricola, der viel zu viel einräumte, um nur als Friedensstifter glänzen zu können.

glieder der glänzenden Fürstenversammlung als Zuhörer in der St. Wenzelskirche.

Am Schlusse der Geschichte des bischöflichen Regiments erwähnen wir noch die naumburgischen Burggrafen. Wenn solche hie und da bis ohngefähr 100 Jahre vor der Reformation auftreten, so hat man sich darunter Grafen von sehr untergeordneter Gewalt zu denken. Es waren ursprünglich nur kaiserliche Schirmvögte, welche ihres Herrn, ohnehin schwache Rechte in der Stadt Naumburg und im übrigen Stifte wahren sollten. Die nahen osterfelder Grafen (das Städtchen Osterfeld liegt zwei bis drei Stunden von Naumburg) wurden zuerst von den Kaisern zu diesen Vögten auserfehen. Späterhin führen sie den Titel: Burggrafen von Naumburg, ohne gerade in Naumburg selbst gewohnt zu haben. Höherer Titel, schwächere Macht! Die bischöfliche Glorie, die von der römischen Centralsonne ihr blendendes Licht empfing, überstrahlte je länger desto mehr die Burggrafen, die am Ende nur machtlose Titulargrafen unsrer Tage wurden.

Nach Julius Tode traf der damalige Kurfürst August so zweckmäßige Anstalten, daß es weder die beiden Capitel zu Naumburg und Zeiz, noch der Kaiser und Papst versuchten, abermals einen katholischen Bischof einzusetzen. Die ohnehin lutherisch gesinnten Capitularen beschlossen in demselben Jahre 1564 einmüthig, die Verwaltung des Stiftes einem weltlichen Fürsten zu übertragen, und erwählten als den ersten Administrator: Alexander, den ältesten Sohn des Kurfürsten. Da dieser noch unmündig war, so übernahm sein Vater als Vormund die Leitung der stiftischen, weltlichen Angelegenheiten. Einem Consistorium, mit dem Stiftssuperintendent (zu Zeiz wohnend) an der Spitze, wurden die geistlichen Angelegenheiten zugewiesen.

Alexander starb schon 1565. Von nun an war der Kurfürst August der selbstständige Administrator des Stiftes (1565—1586), dessen Bewohner, fast lauter Lutheraner, zu ihm, als einem protestantischen Fürsten, sich mehr hingezogen fühlten, als zu einem katholischen Oberhaupte. Da es dem Kurfürsten weder an Weisheit, noch an gutem Willen fehlte, so waren die Jahre seiner Regierung Segensjahre für das Stift.

Sein Sohn Christian I. war der dritte Administrator (1587—1591). Im Jahre seines Regierungsantrittes erneuerten auf einer Fürstenversammlung zu Naumburg Brandenburg, Sachsen und Hessen ihren gegenseitigen Erbbund. Kurz darauf brachten die Crypto-Calvinisten,*) welche von August früher begünstigt, dann aber unterdrückt worden waren, und die nun Christian I. für sich gewonnen hatten,

*) So nannte man alle diejenigen, welche in Betreff der Abendmahlslehre dem schweizerischen Reformator Calvin mehr anhingen als unserm Luther. Da sie bei Lebzeiten Luthers und auch späterhin nur im Geheimen (crypto) ihre Lehrsätze zu verbreiten wagten, so erhielten sie obigen Namen.

große Unruhe in das Stift. Alle Stiftsprediger wurden 1589 nach Zeiz geladen und bedeutet, daß fortan aller Religionshader, natürlich zum Vortheile der Cryptocalvinisten, aufhören solle. Letztere erhielten die einträglichsten Stellen. Sämmtliche Geistliche wurden 1591 abermals nach Zeiz beschieden, um das Versprechen zu geben, in Zukunft den Exorcismus (Beschwörung des Teufels) bei der Taufhandlung wegzulassen. Das war für jene Zeit zu viel gefordert! — Die Bürger erregten einen Aufruhr, der die kurfürstlichen Gesandten nöthigte, bei Nacht die Stadt zu verlassen. Trotz dieser vergeblichen Versuche wußte es die cryptocalvinistische Parthei dahin zu bringen, daß viele Prediger aus ihren Aemtern und dem Stifte vertrieben wurden. Diese harte Maßregel wurde auch zu Naumburg ausgeführt, erregte aber daselbst einen ernstlichen Tumult.

Mit dem Tode Christian's war den Calvinisten der Untergang bereitet. Des verstorbenen Kurfürsten jüngster Sohn August wurde zum Administrator erwählt. Da derselbe erst zwei Jahre alt war, so übernahm dessen naher Anverwandter, der Herzog von Weimar, Friedrich Wilhelm, ein entschiedener Gegner der Calvinisten, die stiftische Verwaltung. Wurden auch für jetzt noch keine Gewaltmaßregeln ergriffen, so blieben diese doch nicht lange aus. Als nämlich 1601 Christian II., der älteste Sohn des verstorbenen Kurfürsten, mündig geworden war und die Kurwürde angenommen hatte, warf sich derselbe zum Vormund seines Bruders August auf und erhielt somit die Administration des Stiftes. Seine ersten Schritte waren: gewaltsame *) Vertreibung aller calvinistischen Prediger und Wiedereinführung des Exorcismus. Letztere war gewiß weiter nichts als eine leere Wortklauberei, die sich aber dennoch Jahrhunderte lang auch nach diesen Stürmen als Symbol der Rechtgläubigkeit erhielt. Die damalige, heillose Unduldsamkeit hörte nicht eher auf, als bis der Herzog August mündig geworden war, der von Dresden aus gar oft seine Stiftslande besuchte und mit väterlicher Milde und Weisheit deren Angelegenheiten leitete von 1608 — 1615. Seine Räthe mußten ihm jedes Gesuch, jeden Antrag, jede Streitsache vorlegen. Letztere entschied er stets selbst und zwar gewöhnlich schnell.

Leider genoß das Stift nur kurze Zeit die treue Pflege dieses ausgezeichneten Fürsten. Im Jahr 1614 erneuerten Brandenburg, Sachsen und Hessen abermals auf einer großen Fürstenversammlung zu Naumburg ihren alten Erbbund. August war auch dabei, starb aber schon im folgenden Jahre, noch nicht 27 Jahre alt.

Der Kurfürst Johann Georg I. war von 1616 — 1653 der von den beiden Capiteln erwählte Administrator des Stiftes, ein langes Regiment, das durch die Drangsale des dreißigjährigen Krieges doppelt schwierig wurde. Freilich trug der Wankelmuth des zwischen den kriegführenden Partheien schwankenden Kurfürsten die meiste

*) Christian II. ließ 1601 den Kanzler Dr. Crell, den bisherigen Führer der calvinistischen Parthei enthaupten.

Schuld, daß diese Drangsale für Naumburg und die andern Stiftsorte so unerträglich schwer wurden. Bis zum Jahre 1630 hielt es der Kurfürst mit dem Kaiser. Als aber letzterer die Herausgabe vieler ehemals katholischen Ländereien (darunter auch das zeiz-naumburger Stift) verlangte, so verband sich Johann Georg mit dem großen Gustav Adolph, ohne jemals dessen wahrhaft treuer Bundesgenosse zu werden. Die große Heerstraße, an welcher Naumburg liegt, wurde nicht leer von kaiserlichen und schwedischen Truppen, die sich oft auf dem Fuße folgten. Am Reformationsfeste 1531 hielt der Schwedenkönig seinen Einzug zu Naumburg. Vor dem „rettenden Engel" fielen die Bürger, wie die herzugeströmten Landleute auf die Kniee und „stritten sich um die Gunst, die Scheide seines Schwertes, den Saum seines Kleides zu berühren." — In der Vorahnung seines nahen Todes (in der lützner Schlacht am 6. November) rief der fromme Held: „Ist es nicht, als ob mich dieses Volk zum Gott mache! — Unsere Sachen stehen gut, aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen und diesem thörichten Haufen meine schwache, sterbliche Menschheit früh genug offenbaren." — Der König wohnte im Gasthofe zum Scheffel (dem jetzigen preußischen Hofe) und nahm zu Naumburg Abschied von seiner Gemahlin, die ihn nach wenig Tagen nur als Leiche wiedersah.

Im J. 1635 trat Johann Georg wieder zurück auf die Seite des Kaisers. Die bis dahin von den kaiserlichen Soldaten feindlich behandelte Stadt hatte davon wenig Gewinn. Denn nun übernahmen die seit dem Tode ihres Heldenkönigs gar arg verwilderten Schweden die Rolle der Blutsauger. Die Namen der schwedischen Feldherren Banner, Rosen und Königsmark hatten für die bedrängten Bürger einen Schreckensklang, da sie gleichbedeutend waren mit: Brandschatzung, Plünderung und entsetzlicher Mißhandlung. Konnte die durch monatlange Einquartirungen, durch endlose Durchmärsche verarmte Stadt die verlangten Geldsummen *) nicht zahlen, so wurden die Domherren und Rathsmitglieder gefangen gesetzt, oder als Geißeln in den Feldlagern mit herumgeschleppt. Und wiederum kam es nicht selten vor, daß die wilden Kriegsschaaren nach gestilltem Gelddurste dennoch die Stadt plünderten.

Die mit den Schweden verbundenen Hessen und Franzosen trieben dasselbe grausame Spiel mit dem, zum Bettler herabgesunkenen Bürger, wie mit dem wehrlosen und darum verspotteten Landmanne. Die kaiserlichen Freunde brachten den geschlagenen Wunden nicht lindernden Balsam, sondern steigerten durch die, den Feinden abgelernte Habgier, die allgemeine Noth bis auf den höchsten Grad. Jene 30

---

*) Die von der Stadt erpreßten Gelder betrugen mindestens die Summe von 50,000 Thlr., — eine für jene geldarme Zeit gewiß große Summe. Und doch war dies nur der vierte Theil von dem, was die unersättliche Soldateska erpressen wollte.

Kriegsjahre waren, wie für ganz Deutschland, so besonders auch für Naumburg eine lange, heiße Thränenzeit. — Aus dem großen Trauergemälde der damaligen Stadt heben wir vorzüglich drei Punkte hervor. —

Am 9. Februar 1637 brannte das Georgenkloster ab, wahrscheinlich angezündet von 1000 kaiserlichen Reitern, welche theilweise in demselben Quartier gehabt hatten. Vom 1. bis 6. September 1642 belagerte der schwedische General Königsmark die Stadt, welche vom kaiserlichen Oberst Goldacker tapfer vertheidigt wurde. Nachdem der Schwede vergeblich seine Feuerkugeln geworfen hatte, um die Stadt anzuzünden, nachdem er vergeblich seine Kanonen hatte spielen lassen, um in der Stadtmauer eine Bresche zu öffnen, zog er endlich mit seinem Kriegsvolke von dannen, um die bald darauf erfolgte Schlacht bei Breitenfeld mit gewinnen zu helfen. Diese vergebliche Belagerung mag wohl, wenn auch nicht die einzige Ursache, so doch einer der Hauptgründe gewesen sein, weshalb 1644 der schwedische Obergeneral Torstensohn die Stadtmauern und deren Thürme theilweise abtragen ließ. Noch heutigen Tages sieht man an mehreren Stellen den Höhepunkt der frühern Mauern.

Der osnabrück-münstersche (westphälische) Friede brachte 1648 den deutschen Landen, brachte auch der gedrangsalten Stadt die langersehnte Ruhe, eine Ruhe, die erst nach 100 Jahren die Furie des siebenjährigen Krieges stören sollte.

Der Kurfürst Johann Georg I. verwaltete nach den beschwichtigten Kriegsstürmen das Stift noch fünf Jahre bis 1653, wo er letzteres drei Jahre vor seinem Tode seinem jüngsten Sohne Moritz (1653 — 1681) übergab, und zwar nicht blos als eine unsichere Administrativ-Besitzung, sondern als eine selbstständige Herrschaft. Moritz wurde souverainer Landesfürst des Stiftes, mit der Zusicherung einer festen Erbfolge für seine Kinder. Er nannte sich nach der stiftischen Urstadt: Herzog von Sachsen-Zeiz und erhielt durch das väterliche Testament noch bedeutende Ländereien zu seinem Stifte. Diese völlige Säcularisirung des stiftischen Gebietes war wohl eine Folge der Länderzerstückelung, durch welche der alte Kurfürst nicht blos seinem Erstgebornen, sondern jedem seiner 4 Söhne Land und Leute hinterlassen wollte.

Moritz, dessen angeborner Muth in den langen Kriegsjahren nicht gelähmt, sondern nur gestählt worden war, führte mit kräftiger Hand das neugeschaffene Scepter und war und blieb ein Mann, der alten, deutschen Treue. In seinem 34sten Jahre trat er die Regierung an und nahm seinen Wohnsitz zu Naumburg in der von den Bürgern neuerbauten Residenz (dem jetzigen Packhofe am Markte). Nach zehn Jahren bezog er aber nach seiner zweiten Verheirathung mit einer weimarischen Prinzessin das ebenfalls neuerbaute Schloß zu Zeiz. Daselbst gelang es ihm nach hartem Kampfe gegen das dortige Capitel, dessen übergroße Einkünfte zu verringern und die gewonnenen Gelder auf Gründung von Schulen und Heilanstalten zu verwenden.

Die naumburger Capitelsherren, mit denen er mehr befreundet war, ließ er bei ihren alten Rechten.

Nach der festgesetzten Erbfolge wurde sein ältester Sohn Moritz Wilhelm Herzog von Sachsen-Zeiz (1681—1717). Dieser hatte sich in mehreren Fächern, vorzüglich auch in der Theologie, gründliche Kenntnisse erworben und keineswegs fehlte es ihm an Geschick, wie an gutem Willen, seine Unterthanen zu beglücken. Aber leider hielt er die Zügel der Regierung nicht so selbstständig, wie sein kräftiger Vater. Er war nämlich sehr abhängig von dem sächsischen Kurfürsten, August dem Starken, der ihm Gelder auf Gelder abzulocken wußte, um ein üppiges Hofleben führen und für die Behauptung der erworbenen Polenkrone gegen den verwegenen Schweden, Karl XII. kriegen zu können. Der Herzog gab, so lange er geben konnte; eine Menge bisher ganz unbekannter Steuern wurden eingeführt, welche der Stadt Naumburg wie allen andern Stiftsorten höchst lästig fielen. Da auch diese Steuereinnahme nicht zureichen wollte, so ging Moritz Wilhelm in seiner Hingebung für August den Starken so weit, daß er eine ungeheure Schuldenlast auf seine Schultern wälzte, eine Schuldenlast, die er endlich kaum mehr zu tragen vermochte. Da stand nun der Herzog auf der jähen Klippe, von welcher gerade jene Zeit so Viele in den Abgrund hinabdrängte. Damals strebte nämlich die katholische Kirche mehr als irgend jemals, Bekenner des protestantischen Glaubens in ihren Schooß herüberzulocken. Solches Streben wurde leider nur zu oft mit unerhörtem Erfolge gekrönt. Jesuitische Schlauheit umgarnte das ausersehene Schlachtopfer von allen Seiten; zerriß der Protestant nicht bald die gelegten Schlingen, so zerriß er sie gemeiniglich nie. Gegen die wahren Freunde mißtrauisch gemacht, gewöhnte er sich, Ohr und Herz dem alten Glaubensfeinde zuzuwenden, dessen dargebotene Hand er endlich ergiff, um aus selbstverschuldeten oder — was viel öfterer der Fall war — aus den, von papistischer Hinterlist herbeigeführten, Drangsalen herauszukommen.

Herzog Moritz Wilhelm wurde umgarnt und — fiel. Wohl weigerte er sich in seiner großen Finanznoth lange, römische Gelder anzunehmen; wohl wußte er als gelehrter Laie die sophistischen Beweise für die Ewigkeit des Stuhles Petri, wie für den baldigen Untergang der mit sich selbst uneinigen Lutheraner lange Zeit von sich abzuwehren. Endlich aber schlug doch seine Stunde! — An einem stillen Orte Böhmens schwur der Herzog im Geheimen 1715 seinen lutherischen Glauben ab, und wurde Katholik. Dasselbe that er zwei Jahre später öffentlich zu Leipzig.

So sah die protestantische Christenheit in demselben Jahre, wo vor 200 Jahren Sachsen die ersten Blüthen der Reformation schützend gepflegt hatte, einen Hauptzweig des herrlich gediehenen Lutherbaumes absterben, — den dritten Hauptzweig seit 22 Jahren! *) —

---

*) Schon im Jahre 1695 war Christian August, der jüngere Bruder unsres Herzogs, zur römischen Kirche übergetreten und hatte die hohe Stufe

Die nächste Folge dieses unseligen Schrittes war, daß das naumburger Domcapitel, gestützt auf die seit der Reformation geltenden Statuten, welche nur einen evangelisch-lutherischen Administrator zuließen, den Herzog seiner Würde für verlustig erklärte, ein Beschluß, der den irregeleiteten Moritz Wilhelm tief erschütterte, dessen Gültigkeit er aber endlich anerkennen mußte. *)

In den letzten Regierungsjahren des Herzogs wurde Naumburg von zwei großen Feuersbrünsten heimgesucht. Die erste entstand 1714 am 29. Juni, als am ersten Meßtage, durch die Unvorsichtigkeit eines Pulverhändlers, der (nach damaliger Sitte!) mit 10 andern Pulverhändlern in der Fischgasse seine Waare feil hielt, von deren Güte er einen kaufenden Jäger überzeugen wollte. Es war Nachmittags zwei Uhr, als der entsetzliche Pulverschlag, welchen man über vier Meilen weit hörte, die ganze Stadt erschütterte. Die Schwammhaufen, welche neben den Pulverbuden gelegen, wurden vom Winde nicht über die Stadt, sondern nach der Domfreiheit und nach den Vorstädten geführt, und zündeten die dürren Stroh- und Schindeldächer an zehn Orten an. Gegen vierzig Menschen wurden von der Gewalt des Pulvers zerschmettert, und 431 Häuser, die Scheunen und Hintergebäude nicht mitgerechnet, in Asche gelegt. Von den beiden Vorstädten blieben 88 Häuser stehen, von der Domfreiheit nur 25.

Blieb diesesmal die innere Stadt, bis auf die wenigen, vom Pulver niedergeschmetterten Häuser verschont, so wurde schon 1716 ein Drittheil derselben von dem zweiten Brande zerstört. Jetzt war es der 30. April, als Nachts 1 Uhr die Sturmglocken ertönten. Der Morgen fand 225 Feuerstätten, der ganze, südlich gelegene Stadttheil. Die „göttliche Brand- und Bußpredigt," welche der damalige Diaconus an der St. Wenzelskirche, M. Gschwend, am folgenden Jubilate-Sonntage hielt, liefert uns nicht das anziehendste Sittengemälde der damaligen Zeit. Einzelne Stellen aus dieser Predigt (über Amos 4, 11—12) sind folgende: „Die vornehmste Ursache (nämlich der Landplagen und der entsetzlichen Feuersbrünste) ist die Verachtung des göttlichen Wortes, der laulichte, gar sehr verfallene Gottesdienst; wenn Menschen den Geist Gottes sich nicht wollen strafen lassen, wenn die Predigten nur etwa aus Gewohnheit, die Betstunden von

---

eines Cardinals und ungarischen Erzbischofs erstiegen. — 1697 war der genannte Kurfürst von Sachsen, August der Starke, Katholik geworden, um die polnische Krone auf sein Haupt setzen zu können, eine Krone, die ihm schon nach 9 Jahren der Kriegsgott, gleichsam als Rächer der dem Lutherthume angethanen Schmach, wieder vom Haupte stieß.

*) Nur 1 Jahr lang triumphirten die katholischen Schleichhändler. Der Herzog trat schon 1718 zur lutherischen Kirche wieder zurück, mehrmals tief erschüttert durch die Rede des hallischen Waisenhausstifters August Hermann Franke, welchen die tiefbetrübte Herzogin ihrem Gemahle zuzuführen gewußt hatte. Der Herzog starb wenige Wochen nach dieser Heimkehr in das lutherische Vaterhaus, 55 Jahre alt.

Vielen gar nicht besucht werden, da läßt Gott die Sturmglocke anziehen. Er läßt mit allen Glocken läuten: Versammlet euch und kommt her, ihr feindseliges Volk . . . . Alle Brandpredigten, deren binnen 4 Jahren von dieser Kanzel mehr gehalten worden sind, als sonst in 200 Jahren, sind dahin gerichtet gewesen, daß sich die Sünder zum Herrn bekehren möchten. Hat es wohl viel gefruchtet? Seyd ihr frömmer geworden? Der Prophet redet frei heraus, er nimmt kein Blatt vor das Maul, wenn er spricht: Noch bekehret ihr euch nicht zu dem Herrn . . . . Am Sonntage verachten Viele Gottes Wort, sonderlich die Katechismuspredigten, laufen auf die Dörfer, setzen sich in die Schenken, sie setzen sich zu saufen und stehen auf zu tanzen und springen, gleich als ob der Himmel voller Geigen hinge. Dieser Mißbrauch ist vielmal, sonderlich letzthin am andern Osterfeiertage, nachdrücklich gestraft worden. Allein was hat's geholfen? Helfen doch bei Vielen die äußersten Strafgerichte nicht, was sollte der armen Prediger Ermahnung fruchten? Manche haben sich im Dorfbiere (wiewohl ihr bezahlt auch Wasser mit baarem Gelde, nur daß ihr eure Lust büßet) einen ungesunden Leib, zerstümmelte Glieder, ein brandgemarktes Gewissen gesoffen und hilft doch Alles nicht. Viele sind darüber in Armuth gerathen und hilft doch Alles nicht. Es sind Mordthaten auf solchen Wegen geschehen und hilft doch Alles nicht . . . . . Was soll man denn dem thun, der arme Abgebrannte beraubt? Weh! weh! weh! den Branddieben; das geraubte Gut wird Adlersfedern bekommen, und all' ihr Vermögen verzehren. Wird das Entwendete nicht wieder gebracht und bereuet, so wird es auf der Diebe ihren Seelen verbrennen, es bleibt keiner ungestraft. Der Herr wird's sehen und richten . . . . . Heute so ihr die Stimme eures Gottes höret, so verstockt eure Seelen nicht. Mehr kann ich nicht reden. Ich habe mich müde gerufen, mein Hals ist heisch. Zu Dir wende ich mich, großer Gott . . . .

Kehren wir nun zu dem Brande zurück, welchen Moritz Wilhelm durch seinen Religionswechsel in die Herzen seiner Unterthanen geworfen hatte. Da der Herzog bei seiner Absetzung ohne männliche Nachkommen war, so griff August der Starke, Kurfürst von Sachsen nach dem Stifte, als nach einem ihm zustehenden Erbe und verschmolz es mit seinem Kurlande (1717 — 1733). Freilich war auch er Katholik und das naumburger Capitel weigerte sich lange, ihn als den rechtmäßigen Oberherrn anzuerkennen. Endlich aber verglich man sich mit dem Kurfürsten, stellte jedoch die stiftischen Kirchensachen unter die Obhut einer evangelischen Kircheninspection.

Unter der Regierung seines Sohnes, des Kurfürsten Friedrich August II. (1733 — 1763) führte die große Heerstraße abermals schlimme Kriegsgäste nach Naumburg. Die Stürme des 7jährigen Krieges trafen die Stadt sehr hart. Schon im ersten Jahre (1756) sandte Friedrich II., Preußens großer Heldenkönig, nachdem er bei Pirna 16,000 ausgehungerte Sachsen ohne Schwertstreich gefangen genommen, nach Naumburg eine strenge Ordre, nach welcher Getreidemagazine errichtet und sofort eine große Menge Lebensmittel nach

seinem Standquartiere abgeliefert werden sollten. Da der Stadtrath, durch unzeitige Einflüsterungen bewogen, diesem Befehle nicht Folge leistete, so rückten alsbald ziethen'sche Husaren ein, welche das Geforderte bald herbeischafften und noch obendrein 12,000 Thlr. executirten. Da diese Summe nicht schnell genug gezahlt wurde, so führten die Soldaten nach Schwedenmanier mehrere der vornehmsten Bürger als Geißeln mit sich fort. Noch in demselben Jahre traf Friedrich der Große selbst in Naumburg ein, wo er zwei Tage verweilte. Da die Naumburger neuverlangte Mundvorräthe nicht schaffen konnten, so ließ er im nahen Kösen 700 Klaftern Holz verkaufen. Nach der gewonnenen Schlacht bei Leuthen (1757) mußte Naumburg abermals an Friedrich 30,000 Thlr. zahlen und im folgenden Jahre 18,000 Thlr. Die Durchmärsche, Einquartirungen und Plakereien des dreißigjährigen Krieges wiederholten sich jetzt zum Verderben der Bürgerschaft. Als 1759 der Magistrat unter dem Schutze der Reichsarmee, die vor den Thoren der Stadt lagerte, die von Friedrich verlangten 15,000 Thlr. verweigert hatte, so mußten späterhin nach Ankunft der Preußen 100,000 Thlr. gezahlt werden. Eine noch größere Summe wurde 1761 von der unglücklichen Stadt erpreßt, welche diese ungeheuren Summen in so kurzer Zeit nicht anders, als durch Anleihen zu schaffen wußte. Für das Jahr 1762 verlangte Friedrich 200,000 Thlr. — Nur der hubertsburger Friede befreite 1763 die verzweifelnde Stadt von dieser letzten und größten Brandschatzung.

Noch zwei Mal sollte das Kriegstheater an Naumburgs Mauern herangerückt werden, 1806 und 1813.

Der Kurfürst Friedrich August III., den unser jetziges Jahrhundert unter dem Namen August der Gerechte (gestorb. 1827) kennt, hatte 1763 die Zügel der Regierung ergriffen. Sein unseliges Festhalten an dem vergötterten Helden Frankreichs raubte ihm die schönste Perle aus der alten Sachsenkrone. Was Naumburg davon zu erzählen weiß, ist Folgendes:

Nachdem Sachsen 1806 mit seinem preußischen Nachbar, um nicht von diesem wie 1756 überrumpelt zu werden, ein Bündniß gegen Napoleon geschlossen hatte, so befahl Friedrich Wilhelm der III., der Preußen König, wie sein großer Ahne vor einem halben Jahrhundert, daß in Naumburg ein großes Kriegsmagazin errichtet wurde. Den ganzen September und die erste Octoberwoche hindurch wurden aus Preußen, Sachsen und Thüringen ungeheure Vorräthe von Getraide, Heu, Stroh, Brod, Holz 2c. in der Stadt und vor ihren Thoren aufgehäuft. Die bisher leere Dompropstei (das jetzige Oberlandesgericht) wurde zuerst angefüllt, dann die Domkirche, die Marienkirche und fast alle großen Gebäude. Am 16. September wurden die ersten preußischen Soldaten einquartirt, denen in den nächsten Tagen die ganze preußische Armee nachfolgte. Am 23. Septemb. hielt der preußische Monarch mit seiner Gemahlin den Einzug und bezog am Markte die Residenz, die 1653 dem Herzog Moriz erbaut worden war. Er wohnte daselbst 12 Tage, um die letzte Antwort aus Paris abzuwarten, nicht ahnend, daß schon nach

12 Tagen der sieggekrönte Franzosenkaiser aus denselben Gemächern auf die Parade seiner alten Garde herabblicken werde.

Eine Menge Fürsten und Generäle versammelten sich nach und nach um das preußische Herrscherpaar; Naumburg hatte das Ansehen der lebendigsten Residenzstadt. Jeden Tag war große Parade auf dem Markte. Am 29. Sept. besuchte Friedrich Wilhelm III. das 3 Stunden entfernte Schlachtfeld bei Roßbach (hinter dem, im Eingange genannten Gasthofe zum Luftschiff gelegen), wo vor 50 Jahren dasselbe Volk, mit dem er es jetzt zu thun hatte, schmachvoll gedemüthigt worden war. Tags zuvor hatte seine Heldenmüthige Gemahlin Louise denselben Weg, aber nur bis zur „Henne" eingeschlagen um von den dortigen Felsen die Aussicht in das herrliche Saalthal zu genießen. Noch heute trägt auf jenen Höhen ein Denkstein, umgeben von Pappeln, die Worte: Louisens Ruhe.

Am 4. October folgte der König seinem nach Weimar aufgebrochenen Heere nach. Sonnabend den 11. October kammen flüchtige Preußen und Sachsen und brachten die erste Trauerbotschaft über die saalfelder Niederlage; Tags darauf erschienen Nachmittags 3 Uhr die ersten Franzosen, 8 berittene Jäger, vor dem Salzthore. Die in der Stadt befindlichen Flüchtlinge schossen, nach Schließung des Thores, einen derselben nieder, eine übel angebrachte Tapferkeit, welche der Stadt beinahe großes Verderben gebracht hätte, da man französischer Seits glaubte, daß einer der Bürger den tödtlichen Schuß gethan habe. *) Das Hauptcorps jener 8 Chasseurs rückte schon nach einer Stunde in die Stadt ein. So mußten denn endlich die Bürger an das glauben, was sie so gern für eine Unwahrheit gehalten hätten, daß sie nämlich in die Hand des deutschen Erfeindes gegeben seyen. Die nächste Nacht brachte, den berüchtigten Davoust mit seinen 40,000 Mann Avantgarde nach Naumburg, das nun mit seiner Umgegend am 13 October ein großes Bivouac wurde. Die versprochene Schonung der Stadt war nichts weiter, als ein leeres Gaukelspiel: es wurde geraubt und geplündert, wo irgend etwas zu finden war. Dabei fehlte es nicht an entsetzlichen Mißhandlungen der Bürger und noch mehr der ganz wehrlosen Landleute. Zum Glück gab es keinen Mangel an Fourage, da die seit Wochen aufgespeicherten Magazinvorräthe den wilden, davoust'schen Horden zu Gute kamen. In der Schreckensnacht vom 13. — 14. October haben wohl nicht 2 Augen geschlafen. Dovoust führte seine Schaaren nach dem Schlacht-

*) Das nahe Dorf Priesnitz mußte in einem ähnlichen Falle schrecklich büßen Die dasigen Bauern hatten nämlich, wie das Gerücht ging, einige Franzosen erschlagen. Das Strafurthel lautete: Einäscherung des Dorfes und Erschießung der männlichen Gemeindeglieder. Nur durch die flehendlichen Bitten und die umsichtige Weisheit des Ortspfarrers wurde der blutige Befehl nicht vollzogen. Der mit der Execution beauftragte Officier ließ nur einige Hütten anzünden und die gebundenen Bauern vor dem Dorfe in einer langen Reihe zwar niederknieen, aber die Kugeln nicht nach ihren Herzen sondern in die Luft senden.

felde. Schon früh 6 Uhr brüllten die Kanonen von Auerstedt und Hassenhausen über den Saalberg. Das Kleingewehrfeuer glich dem ununterbrochenen Klappern vieler fernen Mühlen. Um 3 Uhr Nachmittags war das blutige Werk vollbracht. Der Preußen König welche hier selbst mit dem braunschweiger Herzog den Feldherrnstaab geführt hatte, war ein ohnmächtiger Flüchtling geworden und Napoleon blieb für Europa der angebetete, der gefürchtete Kriegsheld. Bis zum Abend desselben 14. October wurden gegen 8000 Verwundete (Preußen wie Franzosen) nach Naumburg geschafft; die St. Wenzelskirche, die Domkirche, die Othmarskirche und viele andre öffentliche, so wie Privatgebäude waren schnell in Lazarethe umgeschaffen. Der schlimme Davoust brachte seine siegestrunkenen Soldaten wieder mit zurück. Der Jammer der Verwundeten, die Habgier der übermüthigen Krieger, die Feuersgefahr in den Straßen, wo hohe Wachfeuer brannten, waren groß und brachten die Bürger auf's Aeußerste. Daß bei Jena an selbigem Tage eine gleiche Niederlage statt gefunden, wurde bald ruchbar. Am 15. October kamen die beiden französischen Heere von Jena und Auerstedt an, um nach Halle und Leipzig weiter zu marschieren. Manches Bürgerhaus mußte 70 bis 80 Mann in's Quartier nehmen. In der Nacht auf den 16. October traf die französsische Garde ein, um auf gleiche Weise die Häuser und Straßen anzufüllen. Nach einigen Stunden, als es Tag geworden war, hielt Napoleon selbst seinen Einzug und stieg im Residenzhause ab. Den abgesandten Magistratspersonen gab er den Trost, daß Alles schnell wie ein Gewitter vorüberziehen werde. Am 17. October Vormittags hielt die französische Garde auf dem Markte eine glänzende Parade. Nach dem Mittagsessen zog der Kaiser mit diesen in 2 Welttheilen erprobten Getreuen über eine Schiffbrücke an der Henne nach Halle. Bis Ende October dauerten die erschöpfenden Einquartirungen, die beschwerliche lebensgefährliche Pflege der Fieberkranken und Verwundeten. Die ersten Tage des Decembers brachten wieder einige Ordnung in die Geschäfte und öffneten die Pforten der Tempel. So war Naumburg beinahe 2 Monate lang der Tummelplatz für Hunderttausende von Kriegern, von denen die zweite Hälfte gleich einem wilden Strome die sauer erworbene Habe verschlang und Leben und Gesundheit grausenhaft bedrohten. Wenige Tage nach der unglücklichen Doppelschlacht erfuhren die Bürger, daß sie nach den Willen ihres Kurfürsten, der nun bald zum König erhoben wurde, Verbündete der Franzosen geworden seyn. Das Schutzbündniß mit dem übermächtigen Sieger war geschlossen, aber die tiefen Wunden bluteten noch jahrelang, weil neuaufgebürdete Lasten, ungeheure Truppenmärsche und endlose Einquartirungen die ersehnte Heilung nicht zuließen.

Ehe wir dem letzten Drama des J. 1813 näher treten, gedenken wir noch eines Vorfalles, der dem Helden dieses Drama beinahe vier Jahre früher den Untergang bereitet hätte. Am 13. October 1809 hielt Napoleon im Schloßhofe zu Schönbrunn (bei Wien) eine Musterung seiner Soldaten. Bei solcher Gelegenheit kam es oft

vor, daß ihm Einzelne aus dem Volke ihr Bittschreiben eigenhändig überreichen durften. Auch dieses Mal naht sich ein Jüngling festen Schrittes. Der Marschall Berthier giebt demselben die Weisung, seine etwaige Bittschrift an den General Rapp abzugeben. Der Jüngling weicht nicht, sondern drängt sich mit kühnem Muthe näher an den Kaiser heran. Auf einen Wink Rapp's ist der auffallende Bittsteller ein machtloser Gefangener. Das bei ihm vorgefundene, große, scharfgeschliffene Küchenmesser erregte dringenden Verdacht. Dem General Rapp, welcher nach der Musterung den Gefangenen verhörte, erklärte letzterer frei und offen, daß er den Kaiser, Deutschlands Tyrannen, habe umbringen wollen. Napoleon, der während der Musterung die ihm drohende Gefahr gar nicht bemerkt hatte, ließ sich den Jüngling vorführen und erhielt in der Mitte seiner Generäle dieselbe grauenvolle Antwort. Er wollte dem Unglücklichen das Leben schenken unter der Bedingung, daß derselbe sein begonnenes Werk verdamme und um Verzeihung flehe. — Der Jüngling wies ruhig *) das Geschenk zurück und wurde am 4ten Tage nach seiner Gefangennehmung im Garten zu Schönbrunn erschossen.

Dieser Jüngling war der 18jährige Sohn des Pfarrers Stapß**) an der Othmarskirche zu Naumburg; er hatte sich zu Erfurt dem Kaufmannsstande gewidmet und in dieser Stadt den Kaiser zum ersten Male gesehen, auf der großen Fürstenversammlung im Jahre 1808.

Dem Meuchelmorde war Napoleon gülcklich entronnen, nicht so den harten Schlägen eines unbarmherzigen Winters und dem allgemeinen Völkersturme.

In den ersten Frühlingstagen des J. 1812 sah Naumburg die zahllosen Kriegsschaaren Frankreichs und seiner Verbündeten gegen den nordischen Riesen ziehen Rußland sollte fallen, aber seine ungemessenen Eisfelder wurden für die europäischen Länderräuber ein ungeheures Grab. Mit welchen Gefühlen mochte der gedemüthigte Kaiser in der Nacht des 15. December die Stadt Naumburg und die auerstedter Schlachtebene wiedersehen! Der nichts weniger als kaiserlich geschmückte, kaiserlich geschützte Schlitten wäre damals eine schwache Wehre gegen einen zweiten Mordstahl gewesen! — Die traurigen Ueberreste einer vom Hunger, von der Kälte und vom Feindesschwerte aufgeriebenen Armee folgten der Spur des Kaisers auch durch Naumburg und verbreiteten daselbst den Krankheitsstoff

*) Noch auf Sct. Helena erklärte der Kaiser, daß die schlimmsten Attentate, welche man auf sein Leben gemacht habe, die des italienischen Bildhauers Cerachi (am 10. October 1800 zu Paris) und des „Fanatikers von Schönbrunn" gewesen seyen.

**) Der alte Vater Stapß lebt jetzt noch (1841) zu Naumburg als ein kinderloser, 84jähriger Greis, dem Augenlicht und Gehör geschwunden sind. Sein jüngster Sohn, auch ein Handlungsdiener, wurde 1821 zu Florenz ein Opfer des Nervenfiebers.

des furchtbaren Nervenfiebers, das so manchen Vater, so manche Mutter in der schönsten Lebensmitte dahinraffte.

Der April 1813 machte Naumburg zur Grenzscheide, bis wohin die nordischen Racheschaaren vordrangen, um den wiedererstandenen Franzmann auf deutschem Boden zu begrüßen. Am 26. April zogen die Russen ihre, bis an die Saale vorgeschobenen, Posten nach Zeiz zurück; die französische Avantgarde von 10,000 Mann rückte in die Stadt ein. Bis zum ersten Mai wälzte sich der ungeheure Menschenstrom, welcher sich abermals von Frankreich aus ergossen hatte, durch das Saalthal nach Weißenfels hinunter. Die Noth stieg wiederum auf das Höchste. Woher Brod nehmen für die Hunderttausende?

Am 29. April Morgens 10 Uhr kam der Kaiser selbst in der Mitte seiner Garde, die freilich ihre meisten Helden in das nordische Wintergrab gelegt hatte. Nachdem Napoleon an der Post abgestiegen war, unternahm er vor Allem einen Ritt nach den Höhen der Stadt, vorzüglich nach dem Galgenberge, um das Thal für den Fall eines Rückzuges zu recognosciren. Eine Schanzenreihe von der Stadt bis zur Saale erhob sich in den nächsten Tagen.

Am 2. Mai hörte man den fernen Schlachtendonner von Lützen her. Die Glückssonne des Kaisers ihrem Untergange nahe, leuchtete nicht mehr so hell: der Kampf war blutig, aber nicht entscheidend. Naumburg wurde wieder ein großes Lazareth für 25,000 — 30,000 Verwundete. Das Nervenfieber schwang mit neuem Grimme seine Grabesgeißel; der Preis für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse stieg zu einer bis dahin noch nicht dagewesenen Höhe. Die 5 Monate bis zur leipziger Völkerschlacht waren für die Stadt eine drangvolle Zeit. Frankreich sendete seinem Kaiser viele Tausende frischer Hülfsvölker, die fast sämmtlich die große Heerstraße durch Naumburg wählten; Krankheit, Hunger und die beständige Furcht vor feindlichen Ueberfällen quälten auch den muthigsten Bürger bis zur völligen Entkräftung. Bis zum 12. September war die Stadt in den Händen der Franzosen. In der folgenden Nacht aber wußte der russische General Thielemann (der kurz nach der lützner Schlacht von den Sachsen zu den Russen übergetreten war) mit seinem Streifcorps die Uebergabe der Stadt zu erzwingen. Am Morgen des 13. September wurden die 300 Franzosen, welche die schwache Besatzung gebildet hatten, vor das Jakobsthor geführt, wo ihnen die Russen die Gewehre zerbrachen. Die von Napoleon anbefohlenen Schanzarbeiten wurden wieder zerstört. In den nächsten vier Wochen fielen bei Naumburg, auch einmal (am 13. October) in der Stadt, mehr oder minder blutige Gefechte vor, durch welche der General Thielemann die nach Leipzig eilenden, französischen Hülfstruppen aufzuhalten und zu schwächen wußte.

Endlich hatte Europa seine Völker auf eine Wahlstatt beschieden. Die bekannten drei Octobertage sahen den Siegeshelden des neunzehnten Jahrhunderts von einer Höhe stürzen, welche seit der Wiegenzeit des Menschengeschlechts nur wenige Sterbliche erreicht hatten. Napoleon würde ohne Zweifel die bequeme Heerstraße (über

Naumburg) zu seinem Fluchtwege nach Frankreich erwählt haben, wenn ihn nicht seine sonst gut unterrichteten Spione in Weißenfels, bis wohin er der Heerstraße schon gefolgt war, fälschlich berichtet hätten, daß 30,000 Mann Oestreicher bei Naumburg lagerten, um ihm den Engpaß bei Kösen zu versperren und seinen Uebergang über die Saale zu hindern.

Diese Nachricht war falsch, denn in Naumburg lagen damals nur einige hundert Mann Oestreicher. Der fliehende Kaiser wandte sich nun zur Rechten und setzte mit seinen 100,000 Streitern, die er aus dem Schiffbruche gerettet, schon bei Weißenfels über die Saale. Sein Weg führte ihn nun über das oben erwähnte „Luftschiff" und über die Hennenberge nach Freiburg. Beim Uebergange über die Unstrut (hinter Freiburg) am 21 — 22. October erreichten ihn die Heere der Verbündeten, deren Geschütz die Reihen der Franzosen abermals lichteten. Erst bei Erfurt erreichte der Kaiser die alte Heerstraße wieder.

So blieb Naumburg verschont vor dem schrecklichen Wehe einer so furchtbaren Retirade; die Rauchsäulen von 6 Dörfern, welche die Franzosen angezündet hatten, verkündeten den Bürgern, welchem Schicksale sie selbst entronnen waren. Nichts desto weniger mußte es die Stadt empfinden, daß der schlimmste Erbfeind aus den deutschen Gauen verjagt werde. Gegen 300,000 Russen und Oestreicher lagerten in und um Naumburg bis Kösen hinaus. Ihr Weiterrücken wurde beinahe zwei Tage lang aufgehalten durch die französischen Batterieen, welche vom Saalberge und kösner Berge ein furchtbares Feuer nach dem Saalthale eröffneten. — Die Kriegswetter schwanden mit den letzten Tagen des Octobers, aber die Spuren der Verwüstung blieben noch lange sichtbar auf den Feldern, in den Familien, in den Tempeln. Nachdem der sächsische König Friedrich August als Gefangener nach Berlin abgeführt war, kam die Stadt mit dem übrigen Sachsen zuerst unter ein russisches, dann unter ein preußisches Gouvernement. Aus dem wiener Congreßsaale erhob sich 1815 der preußische Adler und schwebt noch heute über der größern Hälfte der alten Sachsenlande, als über sein Eigenthum. Auch Naumburg gehört seitdem zu diesem Eigenthume. Der 15. Octobr. 1841 gab in Naumburg's Mauern lautes Zeugniß, daß ein weises, mild gerechtes Regiment die Bürgerherzen auch einem fremden Landesvater zu gewinnen vermöge.

Obgleich Naumburg im weiten Umkreise zu den ältesten Städten gehört, so ist seine Bauart doch nicht so verworren, als in andern gleichalten Städten z. B. in Merseburg und Halle. Die umfassenden Neubauten nach den vielen großen Bränden mögen wohl hiezu das Meiste beigetragen haben. Die Stadt zerfällt in drei Haupttheile: die innere Stadt, die Domfreiheit (Herrenfreiheit) und die Vorstädte. Zu Anfange dieses Jahrhunders betrug die Einwohnerzahl nicht über 7000, im J. 1841 beträgt sie 12,650 *). Darunter

*) Die Wenzelsgemeinde zählt 6950 Seelen, die Domgemeinde 500, die sogenannte „Freiheit" 1300, die Othmarsgemeinde 2020, die Moritzgemeinde 1800. Dazu kommen noch 80 Mann Artillerie.

sind höchstens 100 Katholiken, die andern sind lauter Lutheraner. Die innere Stadt hat vier Thore, von denen das neuerbaute Salzthor jeder Residenzstadt zur willkommnen Zierde gereichen würde. Ein fünftes Thor, das Herrenthor, ist verschwunden, seitdem man vor zwanzig Jahren anfing, den Theil des Stadtgrabens, welcher die innere Stadt von der Domfreiheit und von den Vorstädten trennte, auszufüllen und in die jetzige, schöne „Lindenstraße" zu verwandeln. Kommt es jetzt doch nicht mehr vor, daß sich der Stadtrath und das Domcapitel förmlich bekriegen und deshalb der steinernen Brustwehr bedürfen. **) Gelingt es in kommenden Jahrzehnten, die übrigen Stadtgräben auszufüllen, so hat Naumburg, gleichwie Leipzig, eine breite, kreisförmige Lindenallee (um die innere Stadt) mit schönen Gartenanlagen. Der Marktplatz, groß, viereckig und durchaus gepflastert (in den frühesten Zeiten ein Teich) ist umgeben von stattlichen Gebäuden, von denen zu nennen sind, das mehrfach erwähnte Residenzhaus und das Rathhaus. Das allererste Rathhaus wurde 1253 neben der St. Wenzelskirche auf dem „Topfmarkte" erbaut; das zweite, 1357 am Markte erbaut, brannte zwei Mal ab: 1454 und 1517. Naumburgs vornehmste Zierde ist ohnstreitig die im neugothischen Style erbaute Domkirche, 159 Ellen lang, im Morgenchore 17, im Mittelschiffe 38, im Abendchore 19½ Elle breit. Das Ganze hat, wie fast bei allen alten Kirchen, die Kreuzesform. Drei schlanke Thürme mit goldenen Kreuzen, von denen der eine bis an die Kuppel mit freistehenden Säulen geziert ist, geben Zeugniß von der Großartigkeit des Baues. Ein vierter Thurm ist nur bis an das Kirchendach vollendet Der Grundstein wurde 999, also schon 31 Jahre vor der Verlegung des Bischofssitzes von Zeiz nach Naumburg, gelegt, der völlige Ausbau aber erst 1249 vollendet. Die 12 Gründer, unter denen vorzüglich die meißner Markgrafen Eckart I. und dessen Söhne Hermann und Eckart II. zu nennen sind, stehen als wohlgelungene steinerne Bildsäulen im Abendchore (in der sogenannten Taufkirche).

**) Im Jahr 1386 machte der Rath (durch das genannte Herrenthor) mit einem bewaffneten Bürgerhaufen einen Ausfall nach der Domfreiheit und verdarb einem Domherrn, Johann von Eckartsberga, der sich nicht streng nach des Rathes Brauordnung gerichtet hatte, ein ganzes Gebräude Bier sammt den Bottichen. Das Domcapitel schlug den Schaden auf 100 Mark Silber an. — Auf ähnliche Weise erstürmte 1392 der Rath auf der Freiheit das Haus eines Einwohners, Namens Schönkessel, der etwas verbrochen haben mochte und schleppte denselben in eines seiner Gefängnisse. — Gar schlimm ging es 1510 her. Das Domcapitel hatte auf seinem Grund und Boden vor dem Herrenthore ein Gefängniß erbaut. Der Rath wollte solches nicht leiden und klagte beim Churfürsten, der durch seine Räthe den Bau besichtigen ließ. Der Stadtrath wurde zur Ruhe gewiesen. Dasselbe geschah auch durch eine kaiserliche Commission, welche nun der Rath herbeigerufen hatte. Da bot der Rath seine Bürgerschaft auf. Man zog in kriegerischer Ordnung vor die Teminz (so nannte man ein solches Gefängniß) und demolirte das Haus von Grund aus. Als das Gebäude zusammenstürzte, schlug es zehn Bürger todt, vielen andern wurden Arme und Beine zerschmettert. — —

Im Mittelschiffe wird jetzt der evangelische Gottesdienst gehalten. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man gerade diesen geräumigsten Theil der Kirche abscheulich entstellt. Die auf beiden Seiten hinlaufenden Säulengänge wurden durch hölzerne Emporkirchen verdeckt, ja sogar an einigen Stellen vermauert. Eine herrliche Gruppe halb erhabener Figuren aus der Leidensgeschichte, in weißem Stein gearbeitet, wurde durch die Kanzel und einem hölzernen Gang dem Auge beinahe ganz entzogen. Ein hoher Domherrnstuhl, der die werthlose Orgel trägt, wurde bis an das Deckengewölbe quer durch die Kirche erbaut. So ist nun die herrliche Tempelhalle durch eine Bretterwand in zwei Theile zerschnitten! – Der magdeburger Dom, dessen Inneres noch vor 15 Jahren auf ähnliche Weise verbaut war, erhielt seine ursprüngliche Reinheit durch die Munificenz eines Friedrich Wilhelm III. Möge dem naumburger Dome ein gleiches Heil recht bald bevorstehen! — Die Mit- und Nachwelt wird dann nicht mehr gestört werden beim erhebenden Anblicke eines so edlen Bauwerkes; die wackern Baumeister werden dann ruhiger schlummern in ihren Grabeskammern. —

Im Morgenchore findet man einen Hochaltar, an welchem die Bischöfe und Domherren die Weihe empfingen, und einige werthvolle Bilder von Lucas Kranach. Neun große, zum Theil sehr gelungene Bilder, von deutschen Malern in den letzten Jahrzehnten zu Rom gefertigt, wurden der Kirche von dem, vor zehn Jahren verstorbenen Domherrn von Ambach (der auch den Plan, das Innere der Kirche in seiner antiken Reinheit wieder herzustellen, mit in's Grab nahm) geschenkt und sind hier aufgehangen. Ueberreste der alten Glasmalerei schmücken theilweise die Fenster. Ein altes Grabmal mit den Namen des Kaisers Konrad und des Papstes Johann XX. erinnert an die unter ihrem Regimente erfolgte, mehrfach erwähnte Verlegung des Stiftes von Zeiz nach Naumburg. Auf den zwei breiten Pulten, hinter welchen sich sechs Horasänger verbergen können, liegen vier kostbare Missalbücher in Groß-Folio. Starke Pergamentblätter mit Mönchsschrift, sauber gemalten Bildern und acht vergoldeten Anfangsbuchstaben zeugen für die frühere Pracht auch in diesen Nebendingen. Auf beiden Seiten der Pulte stehen die großen, aus Eichenholz meisterhaft geschnitzten Domherrnstühle, auf denen die Domherren Platz nehmen, wenn die „Horen" gesungen werden. Seit 1807 sind die meisten Horen abgeschafft. Was sollen auch der Gemeinde die monotonen, lateinischen Gesänge! Sämmtliche Domherrn (welche seit 1789 ein Ordenskreuz tragen dürfen und wenigstens sechszehn Adelsahnen von Vater und Mutterseite zählen müssen) und Capitularen versammeln sich jetzt nur noch zwei Mal jährlich zu einer sogenannten großen Hora und zwar unmittelbar vor dem Zusammentreten des Oster- und Michaelcapitels. Außerdem werden einige kleine Horen vom Domcantor mit sechs Obersten des städtischen Singechores an bestimmten Tagen abgesungen. Wer kommt, kommt nur aus Neugierde. Werden die Horen früh sechs Uhr gehalten, so ist außer den sieben Sängern nicht einmal ein neugieriger Horcher in

der weiten Kirche. Welch' ein Unterschied ist zwischen den Kraftliedern unsrer evangelischen Kirche, die Jedermann verstehen und zu seiner Erbauung mitsingen kann, und diesen, oft in barbarischem Latein abgefaßten Horaliedern, welche kaum von denjenigen verstanden werden, die sie von Amtswegen singen müssen. Jeder der sechs Chorschüler erhält als Horalist ein Stipendium von etlichen dreißig Thalern. Aehnliche Wohlthaten fließen auch den untern Capitularen zu, welche aus der Zahl der Dombeamten und der Lehrer des Domgymnasiums genommen sind.

Noch ist zu erwähnen die unterirdische Kirche (Krypta), ein langes, kellerartiges, auf Säulen ruhendes Bogengewölbe (unter dem Morgenchore), wo früher die ewige Lampe hing und wo am Altare der zwölf Apostel bei Tag und Nacht zwölf Priester die bestellten Todtenmessen lasen. Jetzt findet man hier weiter nichts, als eine Menge Leichengrüfte, ein Pönitenzkreuz und einen großen tezelschen Ablaßkasten. Die Domkirche hatte früher nur einen Prediger, erst seit dem großen Pulverschlage (1714) hat sie zwei Prediger. Der damalige Brand zerstörte nämlich die unmittelbar neben dem Dome gelegenen, umfassenden Gebäude der Kirche zu unsrer lieben Frau beatae Mariae virginis). Diese Kirche, 160 Jahre später als der Dom, wahrscheinlich vom Bischofe Udo I. gegründet, brannte 1532 ab, wurde wieder auferbaut, aber 1636—1642 von den Schweden verwüstet und endlich 1714 wiederum durch Brand gänzlich zerstört. Ihr Prediger wurde Nachmittagsprediger an der Domkirche, in welche auch die damalige Mariengemeinde gewiesen wurde. Jetzt ist nur noch ein kleiner Theil als eine hohle Ruine zu sehen.

Hinter beiden Kirchen und mit ihnen zusammenhängend liegt das Domgymnasium mit einer herrlichen Aussicht in das kösner Saalthal. Diese Gelehrtenschule, wahrscheinlich die älteste im ganzen Stifte, wird schon 1377 in einer Urkunde erwähnt. Im Jahr 1808 wurde mit ihr die lateinische Stadtschule vereinigt, so daß der innern Stadt nur noch eine Bürgerknabenschule verblieb. Beide Schulen haben ansehnliche Bibliotheken. Das Domgymnasium, in der letzten Zeit sehr blühend geworden, hat fünf Klassen mit sieben Lehrern und zählt gewöhnlich 110—120 Schüler. Das Singechor, welches in der Dom- und Stadtkirche die liturgischen Gesänge und Musikaufführungen besorgt, hat sich, wie immer, so vorzüglich in den letzten Jahren, einen guten Ruf erworben.

Nicht weit von der Domkirche liegt das stattliche Gebäude des Oberlandesgerichts (nach Abend hin eine nicht geringe Zierde der Stadt) mit einer noch freiern Aussicht in das Saalthal. Es ist dieses Gebäude die frühere, erst 1751 ganz neu, aber unbequem erbauete und darum von den Pröbsten selten bewohnte Dompropstei, welche der König von Preußen 1816 für das erwähnte Gericht ankaufte.

Wir wenden uns zu dem nahen Georgenberge, wo jetzt als in einer Art Vorstadt (mehr einem Dorfe ähnlich) Winzer und Gärtner

wohnen. Hier stand das 1013 gegründete und mit reichen Pfründen versehene Georgenkloster mit seinen Benedictinermönchen.

Der letzte Abt Thomas, ein Freund Luthers, verjagte 1543 die dasigen Mönche und machte aus seinem Kloster eine evangelische Freischule, die jedoch 1547 von den Spaniern wieder aufgehoben wurde. —

Im Jahr 1637 geriethen die alten Klostergebäude in Brand, wahrscheinlich durch den Frevel kaiserlicher Soldaten. Jetzt steht nur noch ein kleiner Thurm; die übrigen Steine sind zur Ausbesserung der Stadtmauern verbraucht worden.

Auf der Abendseite der (Vor=)Stadt steht noch die Moritzkirche mit zwei spitzen Thürmen, von denen der eine so baufällig ist, daß die auf ihm hängende Glocke schon seit Jahren nicht mehr geläutet wird. Diese Kirche ist der Ueberrest des einst nicht unbedeutenden Augustinerklosters zu St. Moritz, dessen Bau von dem oftgenannten Eckart I. angefangen und von seinen beiden Söhnen Hermann und Eckart II. vollendet wurde. Es war eigentlich ein Nonnenkloster. Als aber die jungen Nonnen ihrer Pflichten als reine Himmelsbräute nicht eingedenk werden wollten, so verjagte sie der Bischof schon 1050, ließ nur die wenigen Matronen darinnen wohnen, und zog Augustinermönche herbei. Während des Kriegszuges des Kaisers Adolph gegen die meißner Markgrafen Friedrich und Diezmann brannte 1306 das Kloster nieder. Die jetzige Kirche wurde 1510 vom eckartsberger Propst Langenberg erbaut, der auch 1521 in ihr begraben wurde. Als der erste lutherische Klosterabt Dreßler 1543 gestorben war, verkaufte der nachher so unglückliche Kurfürst Johann Friedrich die liegenden Klostergüter an den Stadtrath. Dieser ließ in dem Klostergarten und auf dem, durch Niederreißen der weitläufigen Klostergebäude gewonnen Platze neue Häuser erbauen, wodurch die jetzigen „neuen Güter" als ein Theil der Vorstadt entstanden. Die Kirche wurde das Eigenthum der jetzigen Moritzgemeinde, die einen Prediger als Seelsorger hat.

Beinahe auf der Grenzscheide zwischen der innern Stadt und den Vorstädten (nicht weit von der genannten Lindenstraße) liegt die Othmarskirche, der vorstädtischen Othmarsgemeinde zugehörig. Sie hat ihren Namen von dem, zur Zeit Karl's des Großen lebenden, wunderthätigen Abt Othmar von St. Gallen (in der Schweiz). Von der alten Kirche ist keine Spur mehr vorhanden, die jetzige wurde von 1691 — 1699 erbaut. Seit alten Zeiten war in dieses Kirchspiel das nahe, an der Saale gelegene Dorf Grochlitz (bekannt wegen seiner guten Gurken) eingepfarrt. Die Grochlitzer mußten durch die innere Stadt wandern, um in die Othmarskirche zu kommen. Als nun 1642 auf dem Kirchwege zwei Männer und eine schwangere Frau von räuberischen Soldaten getödtet worden, waren, so wurde die Gemeinde Grochlitz in die St. Wenzelskirche eingepfarrt, die Othmarskirche aber durch eine entsprechende Anzahl nahe liegender Bürgerhäuser der innern Stadt entschädigt. Von den Othmarspredigern ist zu erwähnen M. Johann Georg Albinus (Weiße) 1657—1679.

Er war am 6. Mai 1624 in Unternessa bei Weißenfels geboren und starb den 25. Mai 1679. Die von ihm gedichteten Lieder: „Alle Menschen müssen sterben" und: „Straf' mich nicht in deinem Zorn" werden seinen Namen der spätesten Enkelwelt bewahren. Bei Erwähnung dieses Liederdichters werde zugleich noch zweier anderer wahrhaft frommer Dichter desselben Jahrhunderts gedacht. Der Dr. Gottfried Wilhelm Sacer wurde 1635 zu Naumburg geboren (sein Vater war der dasige Bürgermeister) und starb 1699 als Kammerconsulent zu Wolfenbüttel. — Ernst Christoph Homburg, in Mühla bei Eisenach 1605 geboren, als Advokat zu Naumburg den 21. Juni gestorben, war der Verfasser von 148 geistlichen Liedern.

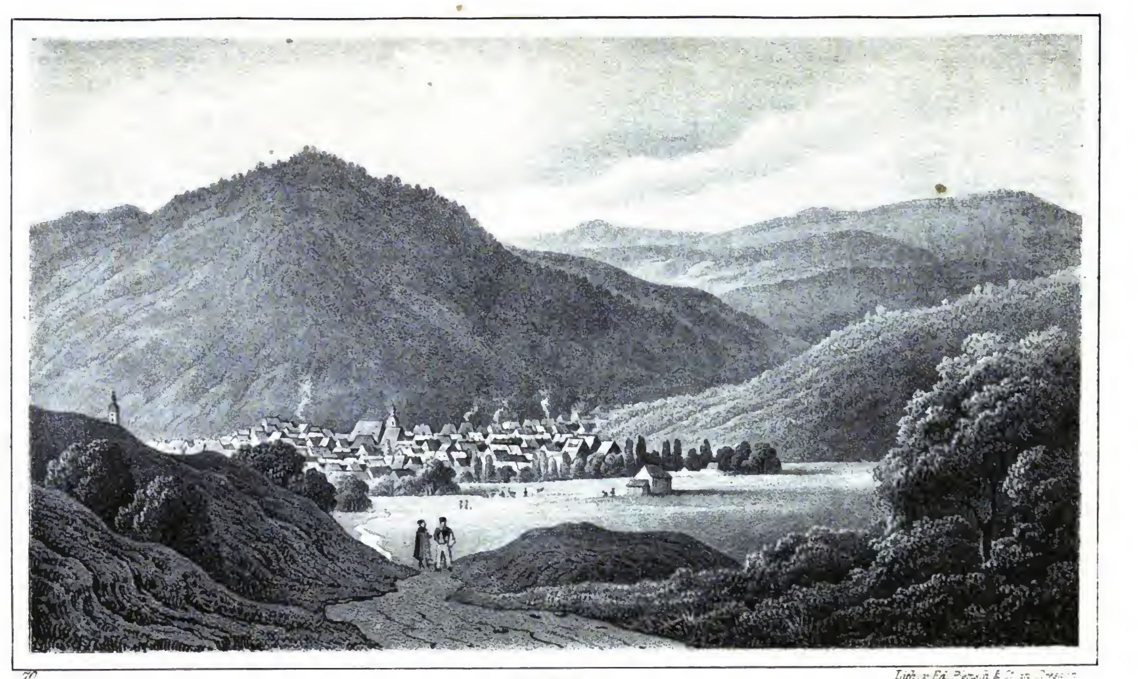
Die eigentliche oder innere Stadt hat zwei Kirchen: die St. Wenzelskirche (Stadtkirche) und die Marienkirche (Marien-Magdalenenkirche, zum Unterschiede von jener 1714 niedergebrannten Marienkirche am Domplatze). Die erstere war schon 1426 so baufällig, daß der Bischof Peter einen völligen Neubau beschloß. Da der Erzbischof Konrad von Mainz für diesen Zweck eine Collecte durch ganz Thüringen bewilligte, so übertraf die neue Kirche im Umfange bei weitem die alte. Doch ist ihr Baustyl weder rein gothisch noch byzantinisch, so daß fremde Baumeister, vom gewaltigen Mauerwerke angezogen, durch das Innere der Kirche sich getäuscht finden, zumal da die 1729 neu ausgeführte Gypswölbung dem modernen Geschmacke gar zu sehr angepaßt ist. Der große Brand von 1517 zerstörte Dach und Glocken; man deckte nachher nicht wieder mit Schiefer, sondern mit Ziegeln und bekleidete den Thurm mit Kupfer. — 1706 wurde die obere Hälfte des Thurmes neu erbaut Die Kirche ist sehr hell und freundlich, hat einen schönen Altar und eine sehr gute Orgel. Ersterer wurde 1680 erbaut; letztere wurde 1746 für 2455 Thaler von Zacharias Hildebrand aus Leipzig gefertigt und von dem ebendaher beschiedenen Kapellmeister Bach nach genauer Untersuchung für ein Meisterwerk erklärt; das alte Gehäuse und Schnitzwerk der vorigen, erst 1704 für 1000 Thaler reparirten Orgel blieb unverändert. — Unter den Gemälden zeichnet sich bei weitem vor allen aus: ein von Lukas Kranach gefertigtes Bild, 21 Zoll hoch, 30 Zoll breit. Es wurde vor ohngefähr zwölf Jahren von einem leipziger Künstler mit großem Glücke restaurirt und stellt die Scene dar, wie der Heiland die Kinder segnet („Lasset die Kindlein zu mir kommen" ꝛc.). Die murrenden Jünger, die anstrebenden Mütter, die unschuldigen Kleinen, der himmlisch-erhabene Erlöser: Alle sind meisterhaft gelungen. Jede einzelne Figur bietet Stoff für ein eigenes Studium. Keiner wandre durch Naumburg, ohne dieses Bild gesehen zu haben, das auch schon vielfach bewundert worden ist.

Luther nannte die Stadtkirche eine Prediger-Mörderin, weil allerdings eine starke Bruststimme dazu gehört, um die keineswegs akustisch geschlossenen weiten Räume auszufüllen und an allen Orten verstanden zu werden. — Unter den vorhandenen Grabsteinen ist vorzüglich auf einen hinzuweisen, der 1806 nach der Lazarethnoth als ein großer Pflasterstein aufgefunden wurde, als man nämlich das

alte Pflaster aufriß, um dasselbe durchaus zu erneuern. Zum Glück hatte der Stein auf der bearbeiteten Seite gelegen und gab daher folgende Kunde. In der Schlacht bei Lützen (den 6. Nov. 1632) erhielt Gustav Adolph's 18jähriger Leibpage August von Leubelfing an der Seite seines sinkenden Königs zwei Schüsse und drei Stiche, wurde nach Naumburg geschafft und starb daselbst am 15. November Abends zehn Uhr. Seine Gebeine wurden am 23. November in der Stadtkirche beigesetzt. Die Steinmetzarbeit hat sich sehr gut erhalten, die Schriftzüge sind ganz deutlich. Wahrscheinlich hat dieser Todesfall, sowie der Tod vieler schwedischen Officiere, welche damals zu Naumburg an ihren Wunden starben, einigen französischen Schriftstellern Veranlassung gegeben, Gustav Adolph selbst nicht auf der lützner Wahlstatt, sondern erst in Naumburgs Mauern verscheiden zu lassen. Auch der Fürst Ernst von Anhalt, ein Oberster der Sachsen, der während der Schlacht „mit einer vergifteten Kugel in einen Schenkel geschossen war," wurde als Leiche nach Naumburg geschafft.

Ist die Domkirche im Innern verbaut, so hat man der Stadtkirche von außen eine ähnliche Unbilde angethan. Sie steht nämlich nicht frei und offen an dem schönen Marktplatze, sondern ist von demselben durch das sogenannte „Schlößchen," ein langes einstößiges, mit vielen Kaufläden versehenes Haus getrennt. Dasselbe wurde 1570 vom Stadtrathe selbst erbaut für einen Junker Anton von Bredell, dessen, auf dem Galgenberge gelegenen Besitzungen die Stadt an sich gekauft hatte. Möge es auch hier der Jetztzeit gelingen, eine Schuld der Väter zu tilgen! Möge die Hauptfronte der Stadtkirche dem verlangenden Auge bald frei gegeben werden! — Die jetzige Besitzerin des Schlößchens fordert freilich eine enorme Summe für ihr Haus.

Der jedesmalige Dompropst war bis zur Reformation der eigentliche Oberpfarrer an dieser Kirche. Seine ganze Arbeit bestand in einigen Messen, die er höchst selten und nur an hohen Festtagen daselbst las. Die vom Stadtrathe vorgeschlagenen Vicarien, Altaristen und Seelenwärter erwählte der Dompropst (gewöhnlich nur auf ein Jahr) und ließ sich noch obendrein von demselben eine Art willkürlicher Pachtsumme zahlen! — Ein Seitenstück zur römischen Simonie! (Verkaufung der Kirchenämter an die Meistbietenden). Die Reformation brachte auch hier das langersehnte Heil. Es wurden ein Oberpfarrer und zwei Diaconen mit selbstständigen Rechten nicht als Messeleser, sondern als evangelische Prediger angestellt. Im Jahr 1580 kam noch ein drittes Diaconat hinzu, weil die in die Marien-Magdalenenkirche eingepfarrte Gemeinde (nach Schließung dieser Kirche 1544) in die St. Wenzelskirche aufgenommen worden war und deshalb die damaligen Amtsgeschäfte sich bedeutend vermehrt hatten. Dieses dritte Diaconat wurde aber 1801 des „geschwächten Aerarii" halber erst auf sechs Jahre, dann endlich für immer wieder aufgehoben. Seine Einkünfte fielen den beiden ersten Diaconen zu. Bei dieser Aufhebung wurden auch die Privatbeichten mit voller Zustimmung der Gemeinde in eine allgemeine Beichte verwandelt.



70. Lith. v. Ed. Pietzsch & C. in Dresden

Suhl.

Den meisten literarischen Ruhm unter den Predigern an dieser Kirche hat sich ohnstreitig M. Johann Martin Schamelius erworben, geboren zu Meuselwitz im Altenburgischen den 5. Juni 1668, der einzige Sohn des dasigen Pastors. Nachdem er sich um mehrere Predigerstellen vergeblich beworben hatte, erhielt er 1703 das zweite Diaconat an unsrer St. Wenzelskirche. Schon 1708 wurde er Oberpfarrer, als welcher er am dritten Osterfeiertage (27. März) 1742 starb. Er verwaltete mit ausgezeichneter Treue sein Amt und hatte unter den Vornehmen der Stadt viele Feinde, weil er so manche Untugenden und Last r jener Zeit schärfer, als man gern sah und hörte, durch Wort und Schrift bekämpfte. Einer seiner ärgsten Feinde, der Hofrath und Oberbürgermeister Dr. Frauendorf wußte es 1712 dahin zu bringen, daß den Geistlichen der Stadt vom zeizer Stifts-Consistorium anbefohlen ward, sich dem Wunsche Einzelner in der Gemeinde zu bequemen und (die noch jetzt gebräuchlichen) Freitags-communionen zu halten. Schamelius wurde von seinen Gegnern, die auf seine Absetzung hinarbeiteten, mehrmals verklagt, erhielt aber von allen niedergesetzten Untersuchungscommissionen die Genugthuung, für unschuldig erklärt und andern Predigern als ein Muster der Hirten-treue vorgestellt zu werden.

Der so arg Angefochtene pflegte sehr früh aufzustehen und seine Predigten, von denen sehr viele gedruckt sind, unter beständigem Gebetsflehen zu verfassen. Obgleich von Pegau und Halle aus ehrenvolle Rufe an ihn ergingen, so trachtete er doch nicht nach hohen Würden weil er meinte, „daß von hohen Aemtern der Weg allemal schwer in den Himmel sei.“ — Um die Geschichte des Kirchenliedes hat er sich sehr verdient gemacht durch seinen „evangelischen Lieder-Commentarius.“ (Das Lied: „Ich danke Gott in Ewigkeit“ ist von ihm.) Als Historiograph ist er bekannt durch sein „Numburgum literatum“ und noch weit mehr durch seine vielen Chroniken der Klöster in und um Naumburg. Die Schmähungen seiner Feinde schmerzten ihn nicht so sehr als der Verlust seiner werthvollen Bibliothek bei dem großen Brande im Jahre 1716.

Noch ist zu gedenken des 1821 als Archidiaconus verstorbenen M. Johann Karl Gottlieb Mann, der ein Heft geistlicher Lieder herausgab, unter denen das kräftige „Gott ist unsre Zuversicht“ das gelungenste ist.

Seit 1830 ist der Oberpfarrer zugleich Superintendent der neuerrichteten Diöcöse Naumburg.

Die zweite, der innern Stadt zugehörige Kirche ist die schon erwähnte Marienkirche. Sie hat gar mannigfache Schicksale gehabt und ist jetzt im engsten Sinne nur ein Bethaus, da eine besondere Gemeinde in dieselbe nicht eingepfarrt ist. Die Taufen, Trauungen ꝛc. der Umwohnenden geschehen stets in der St. Wenzelskirche. —

In den ältesten Zeiten war die Marienkirche nur eine Kapelle mit einem Altare, und wird als solche in einer Urkunde von 1347 erwähnt. Diese Kapelle war das Eigenthum einer zu religiösen

Zwecken zusammengetretenen Brüderschaft corporis Christi und hatte rings herum einen Gottesacker, der in der Folge bis in die Mitte der jetzigen Mariengasse und bis an die sogenannte Thaienburg (das jetzige Waisenhaus stand damals noch nicht) erweitert, ein Hauptbegräbnißplatz der Stadt wurde.

Zu dem Ende des 14. Jahrhunderts wurde die Kapelle dem Georgenkloster einverleibt und zu einer wirklichen Kirche erhoben, in welche sich gegen vierzig Bürger einpfarrten. Das Kloster sorgte für einen Pfarrer und für einen Custos. Schon damals wurden vorzugsweise die Leichenpredigten in ihr gehalten und sie selbst oft die Gottesackerkirche genannt. Als zur Zeit der Reformation die Kirche zu arm war, um einen eigenen Prediger besolden zu können, so wurden ihre Dienstsachen von den Predigern an der St. Wenzelskirche mit versehen. Der Oberpfarrer Medler predigte und katechisirte z. B. wöchentlich in der Marienkirche. Vorzüglich war es jetzt der Katechismusunterricht, der daselbst fleißig ertheilt wurde, so daß die Kirche die „Kinderkirche" hieß.

Mit Genehmigung des (ersten und letzten lutherischen) Bischofs Nicolaus von Amsdorf wurde sie 1544 wegen ihrer Baufälligkeit gänzlich geschlossen, ihr Vermögen zu dem der St. Wenzelskirche geschlagen, ihre Gemeinde in die genannte Kirche gewiesen und der Marienkirchhof mit seinem Todtenhause abgetragen und geebnet. Der Bischof überließ das ganz alte Kirchengebäude als Geschenk dem Stadtrathe, der nun in demselben die Feuerspritzen aufstellte und zur Meßzeit die Waaren aufspeicherte. So blieb es bis 1709, wo die Kirche trotz aller baulichen Nachhülfe einer Ruine völlig glich. Da erwachte in vielen Bürgern eine laute Sehnsucht nach „der lieben Maria" Man beschloß einen völligen Neubau, veranstaltete Collecten, machte Legate, forderte von der St. Wenzelskirche das früher abgetretene Marienkirchenvermögen wieder zurück und legte 1712 wirklich den Grundstein. Nach vielen Streitigkeiten,*) welche selbst der, den Bau sehr fördernde Herzog Moritz Wilhelm († 1718) nicht schlichten konnte, wurde erst im Frühlinge 1730 der Bau vollendet mit einem Aufwande von 2905 Thalern. Diese geringe Summe wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß Bruchsteine, Bauholz, Ziegel und sonstige Baumaterialien beinahe sämmtlich geschenkt und die Spannfuhren umsonst gethan wurden. Dazu kommt, daß der genannte Oberbürgermeister Dr. Frauendorf viele Summen aufbrachte die gar nicht verrechnet sind. Er war es auch, welcher den Maler Wilhelm Rössel aus Nürnberg herbeirief, um das große Deckengemälde fertigen zu lassen. Der Maler wohnte Jahr und Tag umsonst in seinem

---

*) So mußte der Stadtrath im Jahr 1719 einen Prozeß führen gegen das (in der Stadt befindliche) Amt St. Georgen, welches das Patronatrecht an der neuen Kirche beanspruchte. Die Sache wurde bis vor die hallische Juristen-Facultät gebracht, welche dem Stadtrathe das Patronatrecht zuerkannte.

Hause und wurde von ihm fast ganz allein bezahlt. Der nahe Pulverschlag von 1714 erschütterte wohl den begonnenen Bau, schadete aber weiter nicht. Der Oberpfarrer Schamelius hielt 1730 am Tage der Jubelfeier der augsburgischen Confession (die Stadtkirche war an diesem Tage geschlossen) vor einer ungeheuren Menschenmenge die Einweihungspredigt. Im Klingelbeutel und in den Becken vor den Thüren fand man an diesem Tage 125 Thaler. — Die Kirche stand nun vollendet da, aber — ohne eigne Prediger. Die kaum geöffneten Pforten wurden daher bis 1752 gänzlich wieder geschlossen. Nur am Marientage und bei feierlichen Begräbnissen wurde in ihr Gottesdienst gehalten. Endlich wurde es durch die edle Freigebigkeit des städtischen Raths-Assessors Christian Kehrbach *) möglich, zwei Prediger anzustellen, den Frühprediger 1752, den Nachmittagsprediger 1768. Die Kirche sollte fortan die Waisenhauskirche zu St. Marien-Magdalenen heißen und vorzüglich für die Handwerksleute und Dienstboten bestimmt sein. Zugleich wurde wieder der Katechismusunterricht fleißig in ihr betrieben. Nach dem siebenjährigen Kriege wurde sie noch zur Garnisonkirche bestimmt. Im Jahr 1785 erhielt sie eine ganz neue Orgel.

Die letzten Kriegsjahre hatten diese Kirche dergestalt verwüstet, daß sie jahrelang verschlossen blieb, daß ihre beiden Prediger fünf Jahre lang das Pastorat an der Domkirche verwalteten und daß 1817 der Plan stark zur Sprache kam, die beschädigte Kirche in ein Schulhaus zu verwandeln. Da aber die Mehrzahl der Bürger diesen Plan standhaft zurückwies, so wurden 1821 von den 9000 Thalern, welche die Stadt als Entschädigungssumme für die französischen Kriegslazarethlasten erhalten hatte, 1200 Thaler zur Herstellung der Marienkirche genommen, so daß sie seit dieser Zeit bis heute ihre Pforten öffnen konnte. Sie ist ein helles und sehr freundliches Gotteshaus. Möge der goldne Stern, welchen sie auf ihrer Spitze trägt, noch lange, lange als ein schützender Glücksstern über ihren Mauern schweben! Das oben erwähnte große Deckengemälde hat vielleicht seinen künstlerischen Werth; daß aber der Himmel wie die Hölle ihre Reichsgenossen in so nacktem Zustande dem Auge des Betenden vorführen, das kann nur dem Geschmacke einer längst zu Grabe getragenen Zeit zu Gute gehalten werden.

---

*) Der Name dieses Gerechten († 1761 am 18. Mai) wird bei Naumburgs spätester Nachkommenschaft in Segen bleiben. Er legirte: 8500 Thaler für die Besoldung der beiden Marienprediger, 1000 Thaler zur Erbauung einer Amtswohnung, 7000 Thaler, um die Prediger der St. Wenzelskirche und die Lehrer der Stadtschule besser zu besolden, endlich 9000 Thaler dem Stadtwaisenhause. Letzteres war 1741 durch den gleich hochverdienten städtischen Oberkämmerer Johann Frenzel (unverheirathet gestorben am 10. December 1740) gegründet worden. Derselbe bestimmte sein Wohnhaus zum künftigen Waisenhause, dem er sein ganzes Vermögen, 24,000 Thaler baares Geld und außerdem noch 25 Acker Feld, Wiese und Holz vermachte.

Noch heute wird dem edlen Kehrbach am Christianstage, als an seinem Geburtstage, eine Gedächtnißpredigt gehalten. Der Nachmittagsprediger ist zugleich Director der städtischen Mädchenschule, in welcher er wöchentlich sechszehn Lehrstunden hält.

Naumburg hat eine Kaufmannsschule, eine Gewerbeschule (letztere zählt gewöhnlich zwanzig bis dreißig Schüler) und sechs Hospitäler, von denen vorzüglich das „reiche Salzhospital" zu nennen ist. Dasselbe hat seit einigen Jahren ein ganz neues, schönes, sehr umfassendes Gebäude erhalten, in welchem Bürger, welche ohne ihre Schuld verarmen, nach Anzahlung von 100 Thalern auf Lebenszeit eine sichre Zuflucht finden. Sie haben Wohnung, Heizung und Licht frei und jeder erhält außerdem noch zwei Gr. täglich. — Die beiden Waisenhäuser der Stadt sind nicht mehr geschlossene Anstalten, sondern die Waisen werden nach der, in unsern Tagen anerkannt bessern Methode in ehrbaren Familien für ein billiges Honorar einzeln untergebracht. Das städtische Waisenhaus konnte als geschlossene Anstalt nur sechszehn Waisen aufnehmen, jetzt werden mit denselben Mitteln gegen siebenzig Kinder in den einzelnen Bürgerhäusern versorgt.

Die Peter-Paulmesse hat Naumburg, wie den Bischofssitz selbst, von Zeiz erhalten, nachdem daselbst die Hussiten alles verwüstet hatten. Der Kaiser Maximilian I. gab unterm 19. April 1514 ein neues Privilegium; das neueste Privilegium dieser Messe gab der Kaiser Leopold I. unterm 16. Januar 1665. Die jetzigen Messen, zumal seit dem allgemeinen Zollverbande, der Leipzig zum Brennpunkte des deutschen Handels gemacht hat, sind nichts weiter als langgedehnte Jahrmärkte und nur Schatten jener weitberühmten Messen, welche oft selbst dem Scharfrichter das Haus mit Fremden füllten. Eine 1818 vom preußischen König bewilligte zweite (Winter)-Messe wurde nach einigen Jahren als nutzlos wieder aufgehoben.

Die nächtliche Straßenbeleuchtung ist gut, besser als in manchen größern Städten. Die Domfreiheit erhielt die ersten Laternen im Jahr 1832, nachdem der schon genannte Domherr von Ambach 1000 Thaler für diesen Zweck testamentarisch bewilligt hatte. — Naumburg hat die Spielkartenfabrik für die ganze Provinz Sachsen. — Der Handelsstand hat mit den gesunkenen Messen gleiches Schicksal gehabt. — Die Bierbrauereien liefern einen guten Trank, werden aber schwerlich den Ruhm der alten Brauereien erringen. Das naumburger Bier (thüringer Malvasier genannt) war allgemein gepriesen und gesucht, und wurde sogar außer Deutschland verfahren. Noch in den Jahren 1710 — 1720 brauete man 1247 halbe Gebräude, aber in den Jahren 1780 — 1790 nur noch 320 halbe Gebräude. — Die bedeutende Frequenz der sich in der Stadt kreuzenden Landstraßen verschafft einige Lebendigkeit. — Der Oeconomen giebt es mehrere, aber nicht bedeutende. — Das zahlreiche Personal des Oberlandesgerichtes läßt dem Hausbesitzer, wie dem Handwerker und Handelsmanne den meisten Verdienst zufließen. — Die Domherren leben außer dem Dechant, der zu Naumburg residiren muß, mehrentheils auswärts auf ihren Gütern oder auf Reisen. — Seit 1841 liegen

auch einige 80 Mann Artillerie zu Naumburg in Garnison. — Die Schifffahrt auf der Saale hat wenig Einfluß auf den städtischen Verkehr. Von 1790 — 1797 erhielt die Unstrut zwölf Schleußen mit einem Aufwande von 520,400 Thalern, die Saale dagegen nur zwei Schleußen bis Weißenfels hinunter. Erst seit 1810 wurden die andern Saalschleußen gebaut, so daß die Schiffsgüter bis Halle und Magdeburg gelangen können. — Eine segensreiche Nahrungsquelle ist der Weinbau, der schon in Urkunden von 1121 erwähnt wird. Die naumburger Weinberge bildeten früher eins der vier Hauptreviere des sächsischen Weinbaues, nämlich das zweite. Rechnet man, wie es gewöhnlich geschieht, zu dem „naumburger Weine" auch den Traubenertrag, der auf den weißenfelser, freiburger, kösner und lauchaer (Stadt Laucha, 1 — 2 Stunden hinter Freiburg) Bergen gewonnen wird, so werden jährlich im Durchschnitte 25,000 — 30,000 Eimer gewonnen. Da Naumburg und die nächste Umgegend diese Menge natürlich nicht selbst verbrauchen können, so wird viel Wein ausgeführt und von auswärtigen Speculanten nur gar zu oft unter einem fremden Namen verkauft.

August Constantin Ende,
Pfarrer zu Rothenberga.

S u h l.

Unter den Bergstädten des Thüringerwaldgebirges nimmt Suhl eine bedeutende Stelle ein, und ist gleich anziehend durch seine schöne Lage, wie durch seine mannichfachen Fabriken. Weithingestreckt und hingebreitet im Thalschoose der muntern Lauter ruht die Stadt dicht am Fuße der südlichen Gebirgsabdachung, rings von malerischen Waldbergen umgeben, von denen der Domberg am höchsten und steilsten sich aufgipfelt, und in der Gegend des Marktes eine fast senkrecht aufsteigende umbuschte Felswand bildet, die ein mächtiger Porphyrblock, der Ottilienstein, krönt. Von diesem stolzen und hohen Standpunkt ist dem Wandrer ein anmuthiges, wunderschönes Panorama dargeboten, zumal dann, wenn ein heitrer Tag über den Gebirgsfluren lächelt. Der über Nähe und Ferne hinschweifende Blick erreicht noch nicht das Stadtende zur Linken, das sich weit in die Thalenge hinaufzieht, und sich zuletzt in malerisch gelegenen Mühl- und Hammerwerken vereinzelt, während an ihnen vorbei die Straße von Oberhof und Zella her sich zur Tiefe senkt. Wo diese erreicht wird, mündet das Lauterthal, ebenfalls reich an Eisenhämmer, Rohrschmieden, Bohrmühlen und ähnlichen Fabrikwerken aus, in dessen Anfang das Dorf Goldlauter sich birgt. Nun beginnen lange geregelte Häuserzeilen, doch sind sie immer noch Vorstadt, und tragen den Namen Klein- oder Wenigen-Suhl. Breiter werdend, in Terrassen gleichsam übereinander tretend, zeigt sich dann die Stadt zu beiden Seiten des Thales, während ihr oberer Theil noch eine Anzahl schöner Wiesenmatten umfängt.

Endlich conzentriren sich die Häusermassen und der regelmäßige viereckige Marktplatz gewährt ein reinliches hübsches Bild. Ihn zieren das Königliche Amthaus, das Rathhaus, der grüne Baum und andre zum Theil recht stattliche Privatgebäude. Nahe beim

Markt steht am Berge die Hauptkirche, und weiter abwärts die Kreuzkirche, in deren Nähe sich auch die Gottesackerkirche befindet. Auch abwärts reicht Suhl weit mit mehrern Straßenarmen fast bis zum Weiler Seusen und dem neuen stattlichen Schützenhof mit seinen dem geselligen Vergnügen geweihten Anlagen. Dort breitet sich der Thalgrund ziemlich aus und zieht nach dem Städtchen Heinrichs, eine Stunde von Suhl, anmuthig mit den schönsten Wiesenflächen und mit Teichen geschmückt, hinab.

Wenn vom Ottilienstein, den in frühern Zeiten eine der heiligen Ottilie geweihte Kapelle, später aber ein Pavillon schmückte, der bei einem Freudenfeste ein Opfer der Flammen wurde, die Blicke sich nun noch weiter ergehen wollen, als in die nächste Nähe, so bieten die hohen Berge des nicht allzufernen Gebirgeskammes und die der Stadt noch näher gelegenen Höhen sich in schönen harmonischen Formen der Betrachtung dar. Die Steinburg, eine Basaltkuppe von Sagen umklungen, der Döllberg, der Spitzeberg, der Ringberg umstehen mit dem Domberg das Thal wie riesige Hochwarten; nördlich und nordöstlich gipfeln sich die Bergwände der Suhler Leube, des Beerberg, des Schneekopf, der Räder mit gezackten Straßenzügen, zu Tage stehenden Felsmassen und grünen Wäldern empor, südlich überfliegt der Blick niedrige Sandhügel und weilt auf den blau verdämmernden Gefilden des Frankenlandes. Auf gut gebahnten Pfaden ist vergönnt vom Domberg abwärts durch mehrere wohlgepflegte Berg- und Ziergärten zu wandeln, welche Privateigenthum sind, um zu der häuser- und einwohnerreichen Stadt zurückzukehren.

Suhl zählt gegen neunthalbhundert Wohnhäuser und über siebentausend zweihundert Bewohner; es ist Sitz eines Justiz-, Post- und Unterbergamtes, einer Superintendur, einer Oberförsterei und hat zur Leitung der städtischen Angelegenheiten einen Magistrat.

Die Stadt besitzt eine ansehnliche Feldflur, davon jedoch die leicht zu bewässernden Wiesen ertragreicher sind, als die mehrentheils sandigen, steinigen, magern und abhängigen Aecker. Dagegen ist die Gartenkultur im besten Flor, und von der Vorliebe für Blumistik, die den Thüringerwaldbewohnern so eigen ist, empfing auch Suhl seinen reichlichen Antheil. Viehzucht, durch die herrlichen Wiesen und Waldweiden begünstigt, bildet einen wesentlichen Erwebszweig mancher Einwohner; die meisten technischen Gewerbe werden schwunghaft betrieben, unter diesen hauptsächlich Webereien baumwollener und leinener Zeuge, ebensowenig fehlt es bei der reichlichen Wassermenge, die Stadt und Thal durchrollt, an Mühlenwerken der verschiedenen Arten.

Ungleich wichtiger und einträglicher aber, als die in spätern Zeiten herabgekommenen Webereifabrikate, sind die Eisenwerke und Gewehrfabriken Suhls und seiner nahen Umgegend, die alljährlich circa zehntausend Centner Roheisen verarbeiten, davon sieben bis achttausend Centner auf sechs Blauöfen in der Nähe der Stadt beschickt werden. Die Eisenhämmer pochen schier unaufhörlich und „die Werke klappern Nacht und Tag.“ Das Roheisen wird theils zu Stabeisen verarbeitet, davon das meiste der Gewehrfabrikation

dient, theils zu Blech, das, aus etwa sechstausend Centnern Roheisen gewonnen, auf 7 Blechhämmern ausgeschmiedet wird, während die neuere Zeit auch Blechwalzwerke eingeführt hat.

Die Waffen- und Harnischfabrikation Suhls war schon im Mittelalter, vornehmlich im sechzehnten Jahrhundert berühmt und bedeutend. Den Grund zu dieser Bedeutsamkeit legte ergiebig reicher Bergbau, der bereits im vierzehnten Jahrhundert äußerst erfolgreich betrieben wurde, so daß sogar Ottokars Reimchronik dessen gedenkt. Die Bleche, die jetzt zu Pfannen für Maschienen- und Siedewerke, zu Schlosserblechen und Kürassen verwendet werden, waren früher dem Gewerk der Plattner und Harnischmacher äußerst willkommen.

Ungemein groß ist die Anzahl der in Suhl alljährlich fabricirt werdenden Gewehre, Schwert- und Säbelklingen, wie Bajonette. Die Rohre werden in bestimmter Länge aus starken Blechplatinen geschmiedet, theils auf Hand- theils auf Reckhämmern, und über einen runden Eisendorn zusammengeschweißt. Auf Rohrbohrmühlen werden dieselben ausgebohrt und ausgekolbt, dann auf besondern Schleifmühlen geschliffen, hernach mit Zündloch, Schwanz- und Bodenschraube versehen, dann geprobt und die gut befundenen gestempelt, wo immer noch das alte Landeswappen, die Henne, als Signet im Gebrauch ist. Auch alle übrigen Gewehrtheile, Schloß, Ladestock, Schaft und Garnitur werden in Suhl verfertigt, sie mögen der einfachen Militairflinte oder dem kostbaren Jagd- und Galanteriegewehr zugehören. Es arbeiten nahe an 180 Büchsenmacher, 90 Schäfter, 70 Rohr- und Bajonetschmiede, Rohrbohrer, Schleifer ꝛc. und vier Engros-Handlungen betreiben das Gewerbe Fabrikmäßig. Neben dem theilweisen Bedarf des preußischen Staates liefern die Suhlaer Gewehrfabriken auch viel in das Ausland namentlich nach Holland.

Werfen wir nun den Blick auf die **Geschichte** dieser Stadt, so erscheint uns letztere als ein Oertchen geringen Anfanges, und in das Dunkel gehüllt, das den Ursprung der meisten deutschen Städte verschleiert. Wahrscheinlich haben jetzt fast verschwundene früher reiche Salzquellen den Namen **Suhl** von Sule Sole entstehen lassen, den spätere Forscher aus hundert andern heterogenen Dingen herleiten wollten, wobei sie zum Theil selbst in das Abgeschmackte sich verwirrten. Auch die später in das Stadtwappen aufgenommene Schuhsohle beweißt nur den ähnlichen Namensklang, und sollte wohl nicht darauf hindeuten, daß Suhl an der Sohle (am Fuße) des Gebirges liegt. Ist vollends, wie behauptet wird, das Wort Sole wendisch, und erstreckten sich Wendenwohnsitze bis über den südlichen Gebirgsrücken, wie die Ortsbezeichnung „**Windischen Suhle**, in einer Urkunde von 1330 so gebraucht, zu documentiren scheint, dann bedarf es keiner Fabel von einem Wendengötzen **Eburich** udgl. um sich bei dieser sach- wie sprachrichtigen und hinlänglich bezeichnenden Erklärung zu beruhigen.

Entschiedener tritt 1330 und 1349 Suhl urkundlich in die Geschichte, doch nur als Dorf, welches zuerst Graf Berthold VII. von Henneberg von den Dynasten von Frankenstein käuflich erwarb

und welches dann Johann I. Graf von Henneberg seiner Gemahlin Elisabeth zum Leibgedinge aussetzte. Im Jahr 1359 ward es von mehrern fränkischen Rittern feindlich heimgesucht; sie übten Mord und Brand, und richteten einen Schaden von 2000 Mark Silber an, daraus erhellt, daß es dem Ort nicht an Wohlhabenheit fehlte. Erst im Jahr 1444 wurde Suhl ein Stadtflecken mit einem Schultheißen- und Schöppengericht. Land und Gegend gehörte früher in den ehemaligen umfangreichen Grabfeldgau und zinste dem Gaugrafen dieses Ländergebietes. Da nun die Grafen von Henneberg diesen Gaugrafen, wie die Dynasten von Frankenstein den Hennebergern entstammten und reiche Länderstrecken erwarben, in deren Bezirk Suhl lag, so sind diese als die ältesten Herren des Ortes anzusehen. Aus den frühen Jahrhunderte künden die thüringischen Chroniken manches Wunderbare! so soll es auf der bloßen Leube bei Suhl und in der Stadtnähe im Jahr 1241 Fleisch geregnet haben, davon noch eine Wiese den Namen Fleischerwiese führt. Wir wissen nicht welches Phänomen Anlaß zu dieser Sage gegeben haben mag.

Lange Zeit hindurch hatte Suhl kein anderes Gotteshaus als eine Kapelle da, wo jetzt die Gottesackerkirche steht und die Kapelle auf dem Ottilienstein. Eingepfarrt war es nach Ebartshausen, ein Dorf im Thal der Lichtenau, mehrere Stunden von Suhl entfernt, dessen Kirche als die älteste der Gegend bezeichnet wird. Als aber der Flor der Bergwerke stieg, die Ansiedler sich mehrten, der Ort wuchs, wurde die Pfarrkirche erbaut, 1487 begonnen und 1495 eingeweiht. Mittlerweile hatte Suhl als Flecken bereits Statuten und Marktrecht erlangt, nicht minder 1462 eine Bergordnung, und das Gewerk der Panzerer und Plattner hatte sich zahlreich ansässig gemacht. Stadtrecht und ihm analoge Statuten wurden Suhl 1527 zu Theil, die Lehre Luthers fand, wie im ganzen Henneberger Land, erst 1544 Eingang. Das Jahr 1548 ließ eine neue ergiebige Solquelle unterm Domberg auffinden, das Barchenthandwerk blühte empor, die Superintendur wurde begründet, die Büchsenmacher und Schlosser traten in eine Innung zusammen.

Als mit dem Tode des letzten Fürstgrafen von Henneberg Georg Ernst (am 27. December 1583) dieses Regentenhaus erloschen war, gelangte Stadt und Provinz mittelst des genugsam bekannten Erbvertrags an Sachsen und that im folgenden Jahre Erbhuldigung.

Ein schrecklicher Brand legte 1590 den halben Ort sammt den Kirchen in Asche, doch gedieh rascher Aufbau, so daß binnen zwei Jahren die Hauptkirche bereits wieder vollendet war. Zum eignen Amt wurde Suhl mit seinem Stadtgebiet und mehrern nähern Ortschaften 1619 erhoben.

Der dreißigjährige Krieg schüttete eine ganze Pandorabüchse voll verderblicher Geschicke über die Stadt aus. 1631 führten kaiserliche Kriegsvölker fast alle Gewehrvorräthe gewaltsam hinweg, und das Jahr 1634 sah eine Fülle von Gräuel und Verwüstung. Ein altes Lied schildert kläglich und beweglich die Drangsale, welche unter Isolani's Croaten erlitten wurden. Es war am 15. Oktober des

genannten Jahres, als während des Gottesdienstes das Geschrei entstand: Der Feind! Der Feind! Feindjo! Der in Suhl gerade anwesende Herzog Wilhelm zu Sachsen, General-Lieutenant und Wachtmeister der schwedischen Armee, ließ sogleich, nachdem ein Trompeter von Themar aus ihm den Anzug der Croaten gemeldet, Allarm blasen, und sprengte mit seinen Reitern den Anrückenden bis zur Rückenbreche, einem Berge zwischen Suhler-Neundorf und Themar gelegen, entgegen. Es kam zu einem Scharmützel, mehrere Croaten wurden niedergehauen, aber bald mußten die Angreifenden der nachdrängenden Uebermacht weichen und das Weite suchen. Der Herzog wandte sich zur Flucht und eilte mit seinen Reisigen die Röder, (ein Berg gegen Morgen) die Straße nach Frauenwald entlang, von dannen, während panischer Schrecken in der Stadt sich aller Herzen bemächtigte und ein unbeschreibliches Fluchtgedränge veranlaßte. Da die Stadt dem gefürchteten grimmigen Feind keine Mauern als Abwehr entgegenstellen konnte, aber bereits überfüllt war von Flüchtlingen aus der Umgegend, so entstand ein entsetzliches Wirrsal, und Gedränge von Menschen, Thieren, Kutschen und Wagen; was fliehen konnte, floh in Hast, Amtleute und Geistlichkeit suchten ihr Leben zu salviren, und es wimmelten die Wege und die nahen Höhen von Enteilenden, wobei im Gedränge Eltern und Kinder häufig getrennt wurden, die einander mit Jammergeschrei suchten. In der Stadt blieben fast nur Kranke, Schwache und Greise zurück, und so fand sie der wüthende Feind, der nun mord- und beutesüchtig einfiel. Der Rathsälteste Görg Breyn ward in Stücken gehauen, ein Forstknecht erschossen, ein Bäcker erschlagen, ein Büchsenschäfter geröstet, ein Riemer, der eine Hellebarde zur Wehr ergriffen hatte, mit einem Fausthammer niedergestreckt ꝛc. So fanden dreiundachtzig Personen auf mancherlei Art schmählichen Tod, der zahlreichen Verwundeten nicht zu gedenken.

Den fliehenden Einwohnern wurde nachgesetzt, viele holten die Croaten ein, beraubten, mißhandelten, tödteten sie, oder schleppten sie in die Stadt zurück, preßten nach Geld, klemmten sie in Schraubstöcke, gossen ihnen Schwedentränke ein, und plünderten den Rest des Tages und die ganze folgende Nacht nach Herzenslust.

Am andern Morgen baten einige Rathspersonen den Feldobersten Isolani auf den Knieen, die Stadt mit Brand zu verschonen, allein vergebens, er marschirte aus, und ließ Suhl in Brand stecken und bis Nachmittag drei Uhr war der beste Theil der vorher blühenden Stadt ein Aschenhaufen, in sieben Stunden hatte die Gluth 769 Bürgerhäuser, zwei herrschaftliche Gebäude, zwei Rathhäuser, drei Mühlen, ein Malzhaus, Brauhaus, Hospital, vier Eisenhämmer und Rohrschmieden, Schulen und Lehrerwohnungen, Pfarr- und Caplaneien und zwei Kirchen mit 9 Glocken verzehrt. Es standen etwa nur noch funfzig der Stadt entlegene armselige Hütten. Mehrere Bewohner kamen in den Flammen um, andere wurden als Gefangene fortgeschleppt und die Folgen dieses Unglücks waren fürchterlich. Mangel und üble Dünste erzeugten Seuchen, höchste Theuerung trat ein, und es war, selbst für schweres Geld nicht, beinahe kein Getreide

herbeizuschaffen, da der ganze Wald und die ganze Gegend von Soldaten und Marodeurs wimmelte. So starben noch eine Menge Menschen aus Hunger und Kummer und binnen vier Jahren überwog die Zahl der Gestorbenen die der Geburten um 1110.

Dennoch erstieg die Stadt aus Ruin und Aschenhaufen, die alte Kreuzkirche wurde wieder aufgebaut, und 1642 konnte auch die neue Schule eingeweiht, 1644 das Reformationsjubiläum festlich begangen werden. Ein Jahr darauf ward der Glockenthurm der Pfarrkirche erbaut, nnd 1647 zur vergrößerten Kirche selbst der Grundstein gelegt, die im November des nächsten Jahres bereits vollendet wurde, doch erst 1654 geweiht werden konnte.

Bei der abermaligen Landestheilung der Grafschaft Henneberg 1160, kam Suhl an die Partion des Herzogs Moritz von Sachsen Naumburg, welcher der Stadt neue Statuten, auf den Grund der frühern verbrannten, bestätigte. In jener Zeit wüthete auch in Suhl der Unsinn des Hexenbrennens, und es wurden mehrere der Hexerei beschuldigte Frauen hingerichtet, so am 28. Februar 1622 neun auf ein Mal. Eine Schützenordnung von 1704 giebt Zeugniß, daß Suhl damals bereits eine Schützengilde hatte, wie denn auf alle Weise die Stadt sich wieder erhob. Aber neue Heimsuchungen blieben nicht fern, und manche derselben traf hart und schwer. Das Jahr 1706 brachte feindliche Schwedeneinfälle mit Mord und Brand; ein nicht unerheblicher Felseneinsturz von Ottilienstein, 1718, schreckte und schädigte, noch mehr eine überschwemmende Wasserfluth 1745, und 1750 zuckte sogar das Erdbeben, welches Lissabon zerstörte, durch die Adern des thüringischen Gebirgs, und erschütterte in Suhl den Boden, wie es zu Salzungen den See in ungewöhnlichen Wirkungen kreiseln ließ.

Im Jahr 1718 gingen Stadt und Amt Suhl an das Haus Kursachsen über.

Schlimmeres als Krieg, Wassersnoth und Erdbeben ward Suhl durch eine abermalige Feuersbrunst zugefügt, die am 1. Mai des Jahres 1753 fast die ganze Stadt verzehrte, so daß sie abermals zum glimmenden Schutthaufen wurde. Und abermals hob sich der Phönix mit verjüngten Flügeln aus der Asche, und 1761 konnte die neuerbaute Haupt-Kirche vollendet und geweiht werden.

Wir übergehen die neuern Ereignisse der Stadtgeschichte Suhls, nur des wichtigsten derselben sei noch gedacht. Das Jahr 1815 entriß auch Suhl in Folge politischer Schicksale, deren Wechselfällen das Loos der Völker, wie der Provinzen anheim gestellt ist, dem königlich sächsischem Regentenhause, und fügte es zu Preußens weitausgedehnten Länderstrecken. Ein Hennebergischer Denkpfennig, in Silber und Kupfer ausgeprägt, der schon selten zu werden beginnt, verewigt den Tag der neuen Huldigung. Sein Avers zeigt den gekrönten, fest und ruhig stehenden Adler Preußens, nach rechts blickend, und den erhobenen, rechten Fittig über die vertrauend schreitende Henne breitend. Es ist eben so sinnvoll, daß auf dieser kleinen Medaille die Henne unter den rechten Flug des Adlers tritt, als

es in der Wirklichkeit erfreuend ist, daß der Adler zur Rechten, zum Rechten sieht. Der Revers nennt den in jeder Hinsicht denkwürdigen Huldigungstag: DEN 3. AUGUST 1815. Seitdem ist nun Suhl die größte, die volkreichste Stadt des preußischen Antheils von Henneberg, gewerbthätig, freundlich, lebhaft, handelsbetriebsam, durchkreuzt von frequenten Straßen, die von Gotha, Ohrdruff und Zella her nach Schleusingen, wie von Meiningen nach Ilmenau führen. Wird einst (hoffentlich kein allzuspätes Einst!) eine Eisenbahn durch das Werrathal ziehen, so bedarf es nur einer mit geringen Kosten im Haselthale, fortzuführenden Verbindungsstraße, (da die Chaussee über Zella, Mehlis und Benshausen stundenweit umführt) um die Suhlaer Fabrikate dem Bahnhof in Meiningen binnen drei kleinen Stunden zuzuführen.

Eine so mannigfachpittoreske, romantische Gegend wie die um Suhl, ist nicht ohne den eigenthümlichen Zauber der Sage. Diese im Volksmund ewig fortlebend, weiß viel zu berichten von wandelnden Jungfrauen und irren Lichtern am Ottilienstein, vom Weissagen alter Sibillen, vom Rothenstein, einem Porphyrfels nahe dem Wege nach Oberhof, der eine verzauberte Jungfrau einschließt, und an dem jeder mit Sang und Klang vorüberziehende Hochzeitzug schweigt, weil einmal daraus eine Geisterstimme gerufen: „Heute roth, über's Jahr todt!" und ein Jahr darauf die junge Frau todt war. Ein Steinhügel auf der basaltischen Kuppe des Dellberges heißt das Heidengrab, und eine dunkle Sage will, daß unter Karl des Großen Bekehrungskämpfen gegen die heidnischen Sachsen auch hier eine Vertilgungsschlacht gegen die letztern geschlagen worden. Auch spukt dort eine Walderscheinung in weiblicher Gestalt, Trauerkleider tragend.

Reich an Bergmannssagen ist die Gegend um Goldlauter, um den Schneekopf; aufwärts hat sich um Gestein und Gekluft das Sagenepheu mannigfach angerankt, und in den geheimnißvollen Thalgründen waldaufwärts wie auf den menschenleeren Höhen deuten schon Namen, wie Mordfleck, Teufelskreise, goldne Brücke, Silberbrunnen auf das Walten der Sage hin, die ihre Schleier über das Gebirge wehen läßt, und mit magischen Strahlen die Gefilde verklärt.

Dem Naturfreund, dem Naturforscher und Sammler begegnet in Suhl's Umgegend eine reiche Mannichfaltigkeit von Pflanzen und Mineralien. Die Flora Germaniens hat segnend diese Gefilde bedacht, und was irgend im thüringischen Gebirge dem Botaniker als selten gilt, hier wird es gefunden; ganz besonders mannigfach ist die Cryptogamenflora. Auch einige Privatgärten sind in botanischer Hinsicht ausgezeichnet.

Das Hauptgestein um Suhl ist Syrnik und Porphyr, verschiedenartig mit Glimmer, Feldspath, Feldstein, Quarz, Trapp rc. gemischt. Basalt steht in Einzelkuppen zu Tage, Sandstein beginnt ohnweit der Stadt in weiter Ausdehnung. Granit findet sich höher im Ge-

birge, nicht minder kommen Kohlenschiefer, Kieselschiefer, Schieferthon &c. vor. Der Metallreichthum besteht vorzugsweise aus Eisenerzen, und viele alte Pingen und verfallene Halden zeugen noch von dem früher schwunghaft betriebenen Bau auf dieses nützlichste der Metalle. In den Bergwerken bei Goldlauter ist auch der Bau auf Silber wieder aufgenommen.

Fast jede Reiseroute von Suhl aus gewährt dem, dessen Sinn für die Reize der Natur nicht verschlossen ist, Genuß und Anregung. Nach Zelle und Oberhof zu steigt die Straße an zahlreichen Hammerwerken, deren Wasserleitungen die Gegend malerisch beleben helfen, vorüber zu der Struth. Ein chaussirter Weg führt von da ab zum fröhlichen Mann, einem Wirthshaus und Vergnügungsort. Vom Hochgipfel der Kunststraße ist eine herrliche Aussicht gewährt auf eine weite Fläche von Waldwiesen, welche der Kranz der Berge amphitheatralisch einschließt. Setzt der Reisende diese Tour fort, so blickt er bald in den nicht minder malerischen Thalkessel hinab, darin die betriebsamen Orte Zella und Mehlis liegen, und die der zuckerhutförmige Rupperg überragt. In Zella trifft die Straße von Suhl auf jene, welche vom Rücken des Gebirges nach Süden zieht, und den die letztere Richtung einschlagenden Reisenden nimmt ein enges Waldthal ächt thüringischen Charakters auf, das die Lichtenau munter durchrollt, und dessen Eingang unterhalb Mehlis der grün umbuschte Reissigen oder reißende Stein mit Felswänden und Blöcken fast bedrohend überragt.

Will Jemand der alten Straße von Suhl zum Oberhof entlang ziehen, so führt ihn diese über den fröhlichen Mann, und dann steil zum Gebirgsrücken empor bis zur Ausspanne, wo mehr als eine pittoreske Felsparthie zu Tage steht, und der Rennsteig erreicht wird. Der Rückblick in die zurückgelegten Thalgründe ist schaurig schön, und in der Ferne liegt Suhl hingeschmiegt am Fuß seines mächtigen Domberges, der hier als Bergzwerg erscheint gegen den ungleich höher gewonnenen Standpunkt.

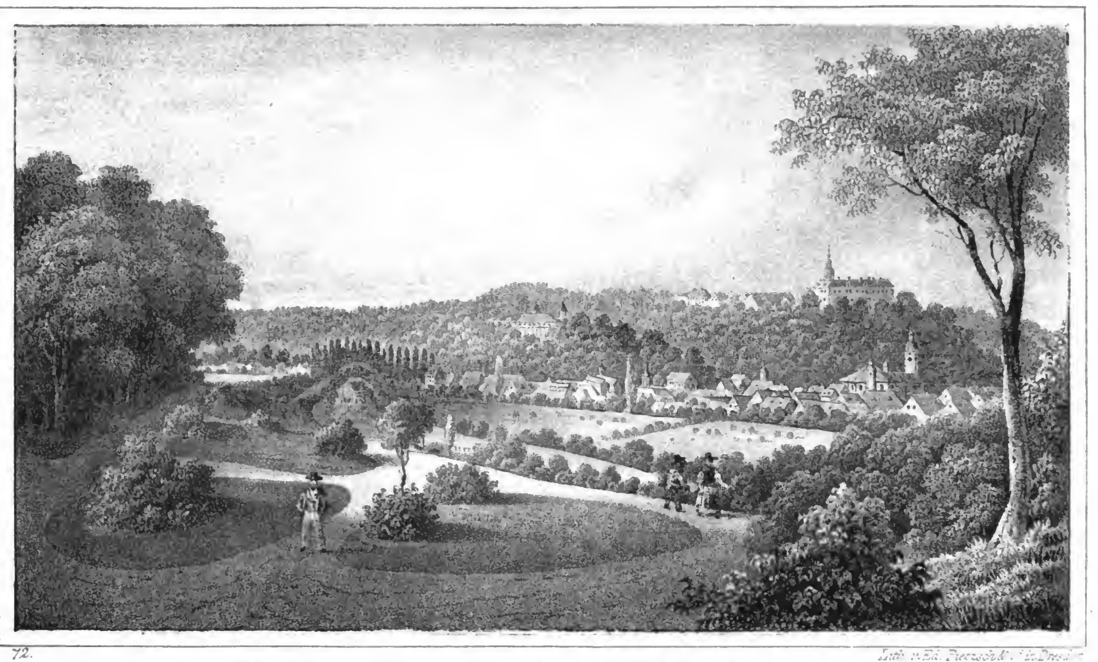
Oder man verfolgt das anmuthige, thätigkeitsbelebte Lauterthal, das voll Hämmer, Mühlen und Schmieden ist, und erreicht Dorf Goldlauter, von dem aus ein Weg zur Schmücke durch Fichtenwaldung hoch und steil emporzieht.

Wieder eine andere Hochstraße geht an der schon erwähnten Röder waldaufwärts und zieht durch schöne Hochwälder über den Gebirgsrücken hin nach Schmiedefeld, nach der wichtigen und schönen Eisenhütte Neuwerk, und weiter nach Ilmenau. — Nach Schleusingen und Hildburghausen führt die Chaussee beim Weiler Seusen vorbei und läßt den Ort Suhler-Neundorf zur Rechten liegen, während sie zu beträchtlicher Höhe emporsteigt, und dann in das Erlauchthal hinabfällt.

Des Weges nach Heinrichs und in das Inselthal wurde schon gedacht, er ist fahrbar doch nicht chaussirt. Außer diesen Straßen führen noch eine Menge Fußwege zu den Nachbarorten, so daß Suhl als Kern eines Straßen- und Wegesterns nach allen Enden hin seinen Verkehr mit Wald- und Flachland unterhält.

Suhl's Einwohner sind gebildet, gesellig, gastlich, der schönen Künste, besonders der Musik hold und zugethan. Für Stempel- und Steinschneidekunst ist Suhl eine Pflanzschule, die manchen wackern Künstler bildete.

Ludwig Bechstein.



72.

Schloss Tenneberg mit Waltershausen.

Schloß Tenneberg und Waltershausen.

— — — Wir hatten auf dem schönen Wege von Gotha nach Reinhardsbrunn kurz vorher, eh' wir in das herrliche Gebirgsthal hinter Schnepfenthal eintraten, das Schloß **Tenneberg** auf dem nördlichen Rande seines belaubten Berges leuchten und sich auf dem dunkeln Hintergrunde des höhern Hauptgebirges abzeichnen gesehen, und drunter dicht an den Berg angeschmiegt und aus üppigem Baumgrün hervorlugend das schmucke Städtchen **Waltershausen** mit seinem stattlichen Thurme. Jetzt kamen wir von Reinhardsbrunn durch Fichtenwald, über kleine Waldwiesen und mäßige Berge des nicht umfangreichen Vorgebirges und gingen auf einem langen Bergrücken den wir unvermerkt erklimmt hatten. Wir genossen von hier einer labenden Aussicht in das reiche gothaische Land nach Osten und Norden. Rechts hinter uns sahen wir Schnepfenthal wieder, dicht unter dem nicht hohen und mit Gärten und kleinen Gartenhäusern geschmückten Berge das Dörfchen Ibenhain. Ein bequemer Promenadenweg führte uns bald an das Ende des Bergrückens, der hier eine kleine Hochebene bildet. Aus dem Eichen- und Buchenwalde heraustretend kamen wir an einem stattlichen Hause mit Hintergebäuden, der Wohnung des Rentbeamten vorüber und sahen nun, wenige Schritte vor uns, das Schloß liegen. Zu dem uns zugekehrten Eingang führte eine steinerne Brücke über einen mäßig tiefen in einen Küchengarten umgewandelten Graben, und wir gelangten durch das Frontegebäude in den ziemlich kleinen Schloßhof. Die Burg ist auf den nördlichen Rand des Bergrückens in Hufeisenform gebaut, der Bogen nach Nordwesten gekehrt, das Frontegebäude mit Thor unmittelbar daran gefügt, nach Süden. Der Hof bildet ein Viereck. Das steinerne Gebäude hat zwei Stockwerke. Auf dem Frontegebäude steht ein kleiner geschmackloser Thurm mit einer Schlaguhr,

der 1729 gebaut worden ist und die ganze Burg verunstaltet. Ueberhaupt ist ihr alterthümliches Ansehen fast ganz verwischt; der trostlose verzwickte Rococostyl ist ihr überall angeflickt. Am alterthümlichsten nimmt sie sich von der Westseite aus. Die östliche ist durch Mansardenfenster am Dache entstellt. Die lange Reihe der Zimmer im obern Stock ist entweder ganz modern tapezirt oder im Rococogeschmack, jenem schlaffen Kinde der Schlummerzeit Europa's, decorirt. Manche dieser Zimmer sind mit Portraits fürstlicher Personen jener Zeit in Harnisch und Perücken, Toupé's und Reifröcken, auch andern werthlosen Bildern behangen. Auch einige gut erhaltene Mobilien aus jener Zeit stehen hier. Man gewinnt in solchen Zimmern, zumal wenn einem historische Erinnerungen durch den Kopf fahren, die Ueberzeugung, daß die Menschen vor hundert Jahren, wenn sie auch französisch und deutsch sprachen, doch — Chinesen waren. Man gäbe jetzt viel darum, wenn man uns in jenes behagliche, langweilige, gedankenlose Rococoglück zurückbannen könnte. Wie bequem ließ sich doch damals die Welt regieren! Die schönste Räumlichkeit ist ein großer stattlicher Saal mit einem grellen, unbedeutenden Deckengemälde und rings an der Wand mit garstigen Büsten, lauter Allegorien. In Wandschränken stehen noch Gläser aus jener Glanzperiode, des deutschen Fürsten- und Adelthums. Eine einfache Gallerie zeigt abscheuliche Bilder von Jagden, welche Herzog Johann Casimir von Coburg, welchem Tenneberg und Waltershausen gehörte, in den nächsten Forsten gehalten. Jede Fürstenjagd war da ein welthistorisches Ereigniß und mußte vom Hofmaler abkonterfeit werden. Auch eine sehr kleine und sehr einfache Kirche ist im Schloß; sie wird aber nicht mehr zum Gottesdienst benutzt; die Sakristei dient zum Hühnerstall des Castellans. Im untern Stockwerk sind die Localitäten des Justizamts und des Rentamts Tenneberg, Gefängnisse u. dgl. Im Frontegebäude wohnt der Castellan.

Weit reizender als die verblichene unheimliche Pracht dieser Räume ist die Aussicht aus ihren Fenstern. Auf jeder Seite des Gebäudes bietet sich ein anderes characteristisches Landschaftsbild. Man kann vom hohen Gebirge im Süden bis ins flache Land nach Osten alle Uebergänge und Abstufungen landschaftlicher Schönheit mit dem Auge verfolgen. Eine Stunde an diesen Fenstern an einem heitern Sommerabend wird den Besuchern Tennebergs großen Genuß gewähren. Wir wenigstens waren ganz entzückt davon.

Eine von unsern Damen, die das romantische und die Romantiker liebt, bewies uns, daß sie Ludwig Bechsteins „Grumbach" mit Aufmerksamkeit gelesen habe. Sie sprach nämlich viel von einer unglücklichen Frau, die sich für eine Königin von England ausgegeben und wegen dieser kleinen weiblichen Schwäche auf Tenneberg in strenger Haft gehalten worden sei. Dadurch wurden die übrigen Damen veranlaßt, unsern geschichtskundigen Freund zu bitten, daß er ihnen etwas vom Schicksale des Schlosses und besonders jener Dame mittheilen möchte. Er führte uns aus dem Schlosse und wieder eine kleine Strecke des Wegs, den wir gekommen zurück, und in den

umzäunten Garten hinter dem vom Rentamtmann bewohnten Hause auf einen Hügel, der durch einen kleinen Graben vom übrigen Berge nach Südosten abgeschnitten war. Wir lagerten uns ins Gras, umlispelt von grünem Gesträuch und von der herrlichsten Abendröthe auf Stirn und Lippen geküßt. Und hier begann unser Freund mit feierlicher Stimme:

„Auf der Stelle, welche wir jetzt einnahmen stand einst die alte Burg Tenneberg, und wenn wir es nicht aus schriftlichen Angaben wüßten, die Gestalt dieses Hügels würde darauf leiten. Wahrscheinlich war sie schon vor der Ankunft jenes fränkischsalischen Grafen Ludwig mit dem Barte in dieser Gegend vorhanden, der der Ahn der spätern Fürsten Thüringens wurde; denn wenn er oder sein Sohn sie erbaut hätte, würde es gewiß von den Geschichtsschreibern angemerkt worden sein. Ein alter Chronist stellt sogar die kühne Vermuthung auf, Tenneberg möchte eine Burg der Alten thüringischen Könige gewesen sein, ein poetischer Wink für künftige Dichter, welche den tragischen Untergang des Königsreichs Thüringen behandeln wollen. In der für die frühere Geschichte dieser Gegend so äußerst wichtigen und deshalb oft genannten Schenkungsurkunde des deutschen Königs Konrad der II., seinem Vetter, dem Grafen Ludwig mit dem Barte verliehen (1039), wird der Name Tenneberg zuerst genannt, doch ohne weitere nähere Bezeichnung. Erst Landgraf Ludwig II. nennt es „sein Schloß“ (1176) und bewohnte es zuweilen. Es blieb nun bis auf eine kurze Unterbrechung Eigenthum der Landgrafen. Albrecht der Unartige gab es nämlich seinem mit der Kunigunde von Eisenberg gezeugten Sohn Albrecht, in der Geschichte corrumpirt Apitz genannt, und dieser führte sich eben so unartig auf, wie sein Vater, so daß er billigerweise denselben Zunamen verdient hätte. Während der Fehde seiner Brüder mit dem Vater neckte er die Mönche des nahen Klosters Reinhardsbrunn fort und fort, raubte ihre Heerden und fügte ihnen manchen Schaden zu. Aber die Bauern und Mönche rotteten sich zusammen und fast wäre er auf einer solchen Fahrt von einem Bauer mit der Heugabel erstochen worden. Friedrich der Freudige, sein Bruder, setzte es dann beim Kaiser Rudolph durch, daß Apitz das Schloß Tenneberg räumen mußte. Albrecht der Vater versetzte es nun dem Kloster Reinhardsbrunn (1290), aber schon fünf Jahre später war es wiederum in Apitz Besitz. Friedrich der Freudige, 1306 von des Kaisers Albrecht I. von Oesterreich Statthalter in Thüringen auf Wartburg belagert, brachte seine neugeborne Tochter Elisabeth mitten durch die Feinde glücklich nach Tenneberg, wo er sie vom Abt zu Reinhardsbrunn taufen ließ. Auf diesem Ritte rief Friedrich die berühmt gewordenen Worte, als das Kind nach Nahrung schrie und die Amme ihm im scharfen Ritt, von den Feinden auf dem Fuße verfolgt, die Brust nicht reichen konnte: „Halt Amme und tränke das Kind! Es darf nicht Durst leiden, und sollt' es das Thüringerland kosten.“ Er schloß mit den ihn begleitenden Rittern einen Kreis um die säugende Amme, und die Feinde wagten nicht, ihn anzugreifen.

Landgraf Balthasar ließ die alte baufällig gewordene Burg abbrechen und 1391 auf den Grund eines Gutsgebäudes, welches den Herren von Laucha gehört hatte und von diesen ihm abgetreten worden war, das jetzige Schloß errichten. Es blieb Eigenthum der Landesherren und wurde von dem jagdlustigen Herzog Johann Casimir oft als Jagdschloß benutzt. Sein Vater, der unglückliche Johann Friedrich der Mittlere bewohnte es sogar eine Zeit lang, als er Weimar verlassen hatte und bevor er nach Gotha zog. Unter seiner Regierung wurde auch jene schon gefangene Dame hier gefangen gehalten. Sie war nach Roßla zum jungen Herzog gekommen, als er noch in Weimar residirte und hatte sich für die Schwester seiner Mutter, die verstoßene Gemahlin des Königs Heinrich VIII. von England, Anna von Cleve, ausgegeben. Dem Herzog kam die Sache gleich anfangs verdächtig vor; er nahm sie deshalb nicht mit nach Weimar, sondern ließ sie nach Gotha auf Schloß Grimmenstein bringen und ihr dort fürstlich aufwarten. Nachforschungen nach ihr stellten sie bald als eine Betrügerin blos; sie wurde in gerichtliche Untersuchung genommen, gab mehrere Namen als den ihrigen an, log, verwirrte sich und machte den Richtern viel zu schaffen. Sie hatte dem Herzog vorzüglich unglaubliche Geldversprechungen gemacht und wollte bald in Hamburg, bald in Amsterdam große Summen liegen haben. Alles erwies sich als Lüge. Inzwischen ist in den über sie geführten Acten, welche in den „Curiositäten von Vulpius“ im Auszug mitgetheilt sind, durchaus nicht Alles über sie aufgehellt. Genug sie wurde vom Grimmenstein auf den Tenneberg zur Haft gebracht und lebte hier eine Reihe von Jahren Wahrscheinlich ist sie auch hier gestorben, doch läßt es sich nicht geschichtlich nachweisen. Sie scheint eine vertraute Kammerfrau der Königin Anna von Cleve und mit dem König Heinrich selbst näher als billig bekannt gewesen zu sein. Wer ihre Geschichte, so viel man davon weiß, kennen lernen will, muß sie in dem genannten Buche von Vulpius nachlesen; wer die mystische „Dame aus England“ aber in romantischer Beleuchtung sehen will, der lese Ludwig Bechstein's trefflichen Roman „Grummbach.“

Nach diesem bewohnte Herzog Ernst I. der Fromme von Gotha, eh' er seinen Einzug in Gotha hielt und das Residenzhaus auf dem Markte (das jetzige Rathhaus) bezog, Schloß Tenneberg kurze Zeit, doch scheint daß Bergschloß immer mehr in Verfall gekommen zu sein, so daß es Friedrich II. zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als er es zum Wittwensitz seiner Gemahlin Magdalena Augusta, einrichten ließ, in dem schon beschriebenen Geschmack seiner Zeit restaurirte, wie wir es jetzt noch sehen. Der hohe Thurm wurde, um Raum für den Schloßhof zu gewinnen, ganz abgebrochen und dadurch jedenfalls die Burg ihrer schönsten mittelalterlichen Zierde beraubt. Dies war im Jahre 1729. Der prachtliebende Herzog verweilte dann und wann auf Tenneberg; seine Wittwe wohnte hier. Nachher ist es ganz verwaist. Sollte der großartige Plan des jetzt regierenden Herzogs, den Naturpark Reinhardsbrunns bis an die Mauern von Waltershausen auszudehnen, in Ausführung kommen, dann würde

Tenneberg als zweites Schloß desselben gewiß eine würdige mittelalterliche Restauration erfahren."

Der Erzähler schwieg; wir dankten und stiegen den Berg hinab. Wir fanden, daß er nach der Nordseite ziemlich steil war. Am östlichen Fuße desselben kamen wir zu dem einzeln stehenden, langen mit grauen Brettern (die ihm ein düstres Ansehen geben) bekleideten Zeughause, welches Herzog Johann Casimir erbauete und worin eine große Menge altes und neues Jagdzeug aufbewahrt wird. Ehe wir das Burgthor der Stadt erreichten, kamen wir an einem Gebäude vorüber, welches eine Kemnate war und diesen Namen noch führt. Darin legte der bekannte Johann Matthäus Bechstein, naher Verwandter des Dichters Ludwig Bechstein, 1794 die erste deutsche Forstakademie an, welche sechs Jahre später, da sie von der gothaischen Regierung kleine Unterstützung erhielt, von dem genialen Herzog Georg von Meiningen nach Dreißigacker gezogen wurde. Gegenüber heißt eine hohe mit keinen Häusern bestandene Stelle „zum heiligen Kreuz," und hier hat im Mittelalter eine uralte und sehr berühmte Wallfahrtskapelle dieses Namens gestanden, von der sich nichts als eben der Name erhalten hat.

Die kleine Stadt ist theils an den letzten Abhang des Burgberges, theils in's Thal gebaut; sie hat ein freundliches Ansehen und einen schönen Markt, auf welchem die Marienkirche im Rococostyle das Auge besonders auf sich zieht. Sie wurde an der Stelle der alten abgetragenen Gotteshilfkirche von 1719 bis 1723 von Grund auf neu erbaut. Ihren hohen Thurm zertrümmerte ein Blitzstrahl am 27. Februar 1806, der dann neu erbaut und mit einem harmonischen Geläute versehen wurde. Vor dem Bremerthore liegt die Johanniskirche. Die trefflichen Felsenkeller vor dem Bremer- und Burgthore mit ihren Anlagen verdienen den Besuch jedes Fremden; er wird sich an dem ausgezeichneten Biere laben. Diese neuen Anlagen sind eine wahre Zierde der Stadt. Ueberhaupt hat Waltershausen seit es durch die gute Chaussee mit seiner Umgegend und Gotha in engere Verbindung gekommen ist, an äußerer Schönheit und innerem Reichthum viel gewonnen. Die Thore sind verschwunden, überall sieht man stattliche Häuser, gute Wege und Anlagen. Auch das moderne Schießhaus vor dem Clausthore mit seiner schattigen Umgebung macht einen angenehmen Eindruck auf den Besucher. Die hiesigen Vogelschießen sind sehr besucht. Erwähnenswerth ist die große Kestner'sche Puppenfabrik, dann der bedeutende Handel mit Fleischwaaren und die Fabrikation von Spritzenschläuchen.

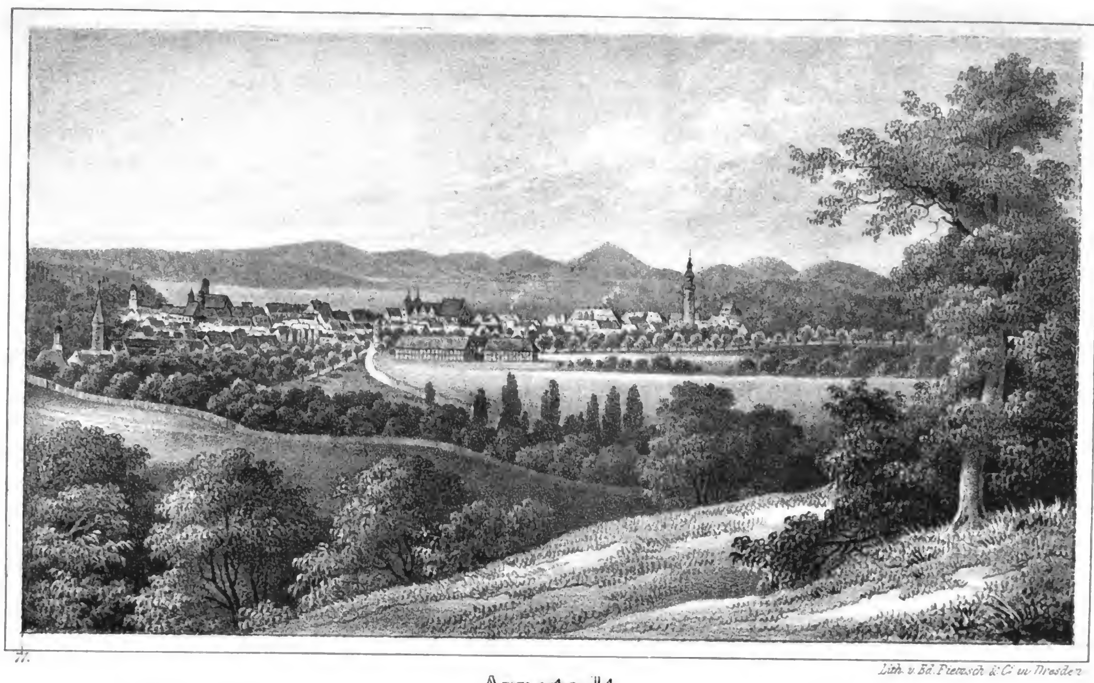
Waltershausen ist sehr alt. Schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts hatte es städtische Verfassung und in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts einen eignen Gerichtsstuhl. Die Landgrafen Balthasar und Friedrich IV. bestimmten die Stadt ihren Gemahlinnen zum Leibgedinge. Bis zur Reformation waren die Aebte von Reinhardsbrunn Collatoren der hiesigen Kirche. Herzog Ernst der Fromme erhob die Diöcese, anfangs Adjunctur der Superintendentur zu Gotha, zur eignen Superintendentur 1657.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte in Waltershausen ein in seiner Art einziger und mit Johann Matthäus Bechstein, dem berühmten Ornithologen, geistesverwandter Mann, der berühmteste Vogelhändler Deutschlands, Johann Friedrich Thiem, der die am Thüringerwalde heimischen Singvögel, als Gimpel, Buch- und Bergfinken, Hänflinge, Rothkehlchen, Stieglitze, Zeisige, Gold- und Bergammern, Singdrosseln rc. einfangen und kunstreich anlernen ließ und sie dann nach Holland, England, Frankreich in großer Menge vertrieb. Von England brachte er amerikanische Vögel, Arasse, Papageien rc. und andere Naturmerkwürdigkeiten mit, die er in Deuschland verkaufte.

Wir verlebten den Sonntag in Waltershausen. Unzählige Menschen in Kutschen, auf Leiterwagen und zu Fuße strömten von allen Seiten herbei; man hätte glauben sollen, die Wallfahrt zum heiligen Kreuz bestände noch; sie ging aber in die Felsenkeller, wo man den Gottesdienst der Fröhlichkeit beging. Wir selbst fühlten uns heiter unter den heitern Menschen.

Aus dem Briefe eines Nordteutschen in die Heimath,
mitgetheilt von

Ludwig Storch.



11.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Ci. in Dresden

Arnstadt.

Arnstadt,

in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen.

Südwärts über der Stadt, die vom edlen Aara den Namen
Führet, da krönt Steineichengehölz die Gebirge des Stromthals.
Hier fließt, kühler im Schatten, die silberblinkende Gera
Ueber gelblichen Kies. Um die Wurzeln alternder Bäume
Spielen und drehen sich die Wellen in kleinen Strudeln und rauschen
Schnell durch die Schilfe dahin. Allein mit gehaltener Eile
Wallet der Strom in Plauens arkadischen Hirtengefilden.
Auf der Natur kunstlosem Altar stehen Schönheit und Einfalt,
Gleich den Grazien, hier in liebenswürdiger Eintracht.
Von dem großen Altar dampft jeglichen Morgen der Weihrauch
Würziger Blumen und Kräuter und fröhlich reifender Saaten
Blüthengedüft zum Opfergeruch den Töchtern des Himmels
Festlich empor, bestrahlt vom erhellenden Schimmer der Frühe.

S. V. W. Neubeck's Gesundbrunnen 1. Gesang 38. — 50. V.

Die Erbauung Arnstadts, dessen Name wegen des in dem Stadtsiegel erscheinende Adlers von dem altteutschen Worte: Aar abgeleitet zu werden pflegt, wofür aber wohl in Rücksicht der hohen Lage und der umgebenden Berge die vielverbreitete Wortwurzel har, ar, d. i. hoch, mit größerem Rechte gelten dürfte, verliert sich in ein sehr fernes Alterthum, das, wie bei den meisten andern Städten, noch keinem Forscher zu bestimmen gelungen ist. Doch war es vielleicht schon vor Einführung der christlichen Religion in Thüringen vorhanden, was mehrere in seinen Umgebungen befindliche heidnische Begräbnißstätten bezeugen können.

Allein soviel ist ausgemacht, daß das Alter dieser Stadt durch eine ächte Urkunde über das aller andern unseres Vaterlandes erhoben wird.

Im Jahre 704, den 1. Mai, schenkte nämlich Heden der

jüngere, Herzog von Thüringen, dem Bischof Willibrord zu Utrecht, gegen den er entweder gewisse Verbindlichkeiten zu erfüllen hatte, oder um ihn in den Stand zu setzen, in dieser Gegend Lehrer des Christenthums zu unterhalten, „seinen Hof (curtem) in dem Orte, welcher Arnestati heißt an dem Fluße Huitteo (Huitte, Witte, Wiza, Weiße) (in loco nuncupante Arnestati, super fluvio Huitteo) nebst Gütern in dem Schlosse Mulenberge und zu Monchore (Monra oder Mondra). Mehrere Jahre später (726) wird Arnstadt in Willibrords Testamente abermals als villa in pago Turingasnes unter den der Abtei Echternach (im Luxemburgischen) von ihm überlassenen Besitzungen erwähnt, ohne daß jedoch der beiden andern Orte dabei gedacht würde. Es muß also mit dem Besitze der letzten entweder schon vorher ein Wechsel Statt gefunden, oder jener Bischof es für zureichend gehalten haben, blos den ersten, als den wichtigern, namentlich anzuführen, weil sich hier vielleicht schon eine Pfarrkirche befand, in deren Nähe, unter dem Schutze der jetzt so genannten alten Burg, auch die Anlage der ersten Häuser geschehen sein mag.

Mehrere Arnstadt benachbarte Dörfer werden ausdrücklich in den Gau Langewiz versetzt; aus diesem Grunde und weil noch jetzt die Gegend zwischen hier und Ilmenau die Langewiz und ein Thor in jener Stadt das Langewizer heist, darf man wohl unbedenklich dieselbe dem genannten Bezirke einverleiben. Die Vertauschung entfernter Besitzungen gegen nähere war zwischen Klöstern und anderen geistlichen Stiftungen nicht ungewöhnlich. Was sollte daher wohl die Abtei Echternach gehindert haben, für den durch einen so weiten Raum, von ihr getrennten Ort einen andern bequemer liegenden zu erwerben, wozu das neu gestiftete Kloster Hersfeld am leichtesten die Hand bieten konnte. Und wirklich treffen wir ihn in der Folge Arnstadt als Eigenthum des letzteren an. Wie und wenn es dazu gelangte, darüber sowohl, als über seine nunmehrigen Schicksale beobachten die Geschichtschreiber tiefes Stillschweigen, welches erst im Jahr 954 unterbrochen wird.

Denn am 17. December d. J. stellte Kaiser Otto I. hier eine Reichsversammlung an, auf welcher unter andern, sein Sohn Wilhelm, nach alter Sitte von dem Volke und der Geistlichkeit, zum Erzbischof von Mainz gewählt und als Statthalter über Thüringen verordnet wurde. An demselben Tage erfolgte auch die förmliche Aussöhnung Otto's mit seinem ihm von der ersten Gemahlin Edith geborenen Sohne Ludolph, der sich wider ihn empört hatte. Dieser Reichstag ist übrigens eine von den Ursachen, daß man Arnstadt den kaiserlichen Pfalzen oder denjenigen Orten beizählte, wo sie Kaiser-Paläste und Kammergüter hatten und sich bisweilen aufhielten. So angelegentlich sich auch manche Geschichtschreiber für dasselbe um diese Eigenschaft bewerben und den Sächsischen Pfalzgrafen gewisse Rechte darauf einräumen möchten, so ruht doch ihre Behauptung auf schwankendem Boden und der unrichtigen Lesart; in palatio regali anstatt in placito regali, im königlichen

Rathe. Diejenigen, welche dem genannten Erzbischof die Erbauung der Marien= oder Frauenkirche in Arnstadt zuschreiben, berufen sich besonders auf die Inschriften an der nördlichen Seite dieses Gotteshauses und wollen in der einen den Namen Wilhelmus, in der andern die Jahrzahl 972 erblicken. Die letzte ist ganz unleserlich, scheint aus einer weit späteren Zeit herzurühren und 1472 geheißen zu haben. Wenigstens hat, wenn wir auch jener Angabe nicht mißtrauen, Wilhelm, der schon den 2. März 968 zu Radolverrothe starb, die Vollendung der Kirche, die er zum dankbaren Andenken an seine Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl gegründet haben soll, nicht mehr erlebt. Allein in der ersten sehr beschränkten und dürftigen Gestalt war sie vielleicht schon im achten Jahrhunderte vorhanden; so wie auch ein Stück vom südlichen Theile des Langhauses der etwa beim Umbau im zwölften Jahrhundert stehen gebliebene Rest eines roheren Baues aus dem zehnten sein könnte.

Von dem Dasein hersfeldischer Besitzungen in Arnstadts Nähe, zeugt eine große Zahl auf uns gekommener Urkunden dieser Abtei. Es liegt uns daher nur noch ob, Beweise ihre Oberherrlichkeit über diese Stadt selbst aufzusuchen. Lassen wir auch Christian Schlegel's Aeußerung, nach der die Aebte Meingot und Friedrich mit ihrer Sommerwohnung auf dem Bergschlosse Wachsenburg, (wo ihre Vorfahren ums Jahr 925 oder 933 der heiligen Walburgis ein Kloster gewidmet haben sollen, das aber wahrscheinlich sogleich in der Nähe desselben auf dem davon benannten Walpurgisberge angelegt worden ist), das angenehmere und lebhaftere Arnstadt bisweilen vertauschten, dahin gestellt sein, so ist doch die Anwesenheit des Abtes Siegfried an letzterem Orte unbezweifelt. Denn dieser bestätigte hier den 4. April 1182 die Schenkung einiger Aecker an das Kloster Memleben, und verkaufte zwei Hufen Landes zu Osforde dem Pfortaischen Abte Adelold. Unter den Zeugen dieser Verhandlung befinden sich die Grafen Heinrich von Schwarzburg und Günther von Kevernburg, und Beringer (hersfeldischer) Schultheis zu Arnstadt nebst seinem Sohne Gottfried.

Dürfen wir einigen sonst unverdächtigen Chronisten trauen, so wurde Arnstadt zu Ende des zwölften Jahrhunderts auf's Neue zum Schauplatze eines großen Fürstenvereins erlesen. Nach Kaiser Heinrich VI. Tode (den 28. September 1197) ernannte man dessen Bruder Herzog Philipp von Schwaben nicht nur zum Beschützer des Reichs, sondern verlieh ihm auch, nach verschiedenen Besprechungen seiner Anhänger zu Ichtershausen, auf den Gefilden von Erfurt und zu Arnstadt, den 6. März 1198 in Mühlhausen sogar die Kaiserkrone selbst. Neuere Historiker glauben, daß die Versammlung zu Philipps Wahl auf dem jetzt wüsten Bergschlosse Arnsburg (in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg=Rudolstadt) gehalten worden sei und berufen sich deswegen auf Otto von Sancto Blasio; die Halberstädtische Chronik verlegt aber dieselbe ausdrücklich nach Arnstadt (Arnestedde), wofür einige Thüringische Zeitbücher Ichtershausen benennen. Zuverlässig eignete sich das erste, oder da=

kaum eine Stunde davon entfernte, schon damals blühende Kloster weit mehr zu solchen Verabredungen, als die kleine Bergveste Arnsburg, welche man auch nicht villa genannt haben würde, oder das noch im Entstehen begriffene Kloster Kapelle unter demselben. Thüringen erklärte sich theils für Philipp, theils für dessen Gegner Otto, Sohn Heinrich's des Löwen. Anfangs Julius 1204 überzog jener dasselbe mit einem durch seine Freunde verstärkten Heere. Brand und Verwüstung bezeichneten seinen Weg, worin sich überhaupt die Gegner und ihre Bundesgenossen zu überbieten suchten. So wurden die Gauen Orla, Langewitz und Ilmin von den durch den Landgrafen Hermann zu Hülfe gerufenen Böhmen verheert. Nach Philipp's Ermordung traten die Fürsten Sachsens und Thüringens und anderer Länder nochmals in Arnstadt zusammen. Als hier der Erzbischof Albert von Magdeburg (ein Sprößling des Kefernburgischen Stammes) Otto zum König der Deutschen feierlich ausrief, so folgten die übrigen dem Beispiele dieses angesehenen Geistlichen und beraumten zur förmlichen Bestätigung einen Reichstag in Frankfurt an. — Merkwürdig wäre es allerdings, wenn unsere Stadt in drei verschiedenen Zeiten (nämlich 954, 1198 und 1208) zu so glänzenden Vereinen gedient hätte, was auf ihre schon damals nicht unbedeutende Größe und Bevölkerung einen Schluß zu machen erlaubte.

Im Jahr 1209 erblickte Arnstadt wieder eine Menge Geistlicher und Weltlicher in seinen Mauern, als zwischen den Aebten Johann von Hersfeld und Gottfried von Georgenthal über die Grenzen ihrer Gebiete obwaltende Streitigkeiten daselbst beigelegt wurden.

Den 15. Julius 1237 wallfahrteten, laut Berichts der Chroniken, über hundert, nach Anderen tausend Kinder von Erfurt nach Arnstadt und legten diesen Weg tanzend und springend zurück. Hier sanken sie erschöpft zu Boden. Von ihren Eltern abgeholt, endigten mehrere das Leben, der Rest blieb mit anhaltendem Zittern behaftet — eine Beschreibung, die uns nicht verkennen läßt, daß die im Mittelalter so häufige Krankheit des Veitstanzes, von welcher im Anfange des eilften Jahrhunderts die ersten Spuren vorkommen, diese Bedauernswürdigen ergriffen hatte. Der Begebenheit, welche sich in Arnstadt zutrug, können auch ähnliche Kinderwallfahrten an die Seite gesetzt werden, z. B. der 1212 von Knaben aus Frankreich und Deutschland beabsichtigte Kreuzzug und die im funfzehnten Jahrhunderte zweimal wiederholte Wanderung von Tausenden acht- bis zwölfjähriger Kinder männlichen Geschlechts nach Mont Saint Michel an den Küsten der Normandie.

Andere hingegen sind der Meinung, daß der Tanz der erfurtischen Kinder nach Arnstadt mit der Heiligsprechung der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, deren Kanonisationsbulle an ersterem Orte im Jahre 1236 öffentlich von den Kanzeln verlesen worden war, in Verbindung stehe, und daß man bei den deswegen zehn Tage hinter einander dauernden Feierlichkeiten auch festliche Tänze, die wir schon bei den ersten Christen antreffen, sowohl hier, als dort habe aufführen lassen. —

Für die Gerechtsame Hersfelds in Arnstadt sprechen, außer einer Georgenthaler Urkunde vom 15. August 1240, zwei Ichtershäusische von 1241 und 1251, und endlich ein den 11. Januar 1263 errichteter Vertrag, in welchem sich diese Abtei verpflichtete, an Ludwig von Frankenstein, im Fall er aus dem Schlosse Creienburg vertrieben, oder ihm das dasige Burglehen widerrechtlich entzogen werden sollte, ihr gehörige Güter zu Arnstadt für 50 Mark zu verpfänden.

Daß mehrere geistliche Stiftungen das Münzrecht ausübten, ist hinlänglich bekannt. Bei dem durch kaiserliche Gunst mit den größten Vorzügen ausgestatteten Hersfeld wird dies zu voller Gewißheit, da sich eine Menge von ihr geprägter Münzen erhalten hat. Ueber das Dasein einer hersfeldischen Münze in Arnstadt giebt das eben erwähnte Dokument vom Jahre 1263 die erste Nachricht, worin das Kloster Georgenthal jener Abtei zu Bezahlung einer ihm schuldigen Summe von 100 Mark Fristen vergönnt. Hersfeld hatte deswegen dreizehn Mark Arnstädtischer Währung von dem Ertrage der dasigen Münze jährlich zum Unterpfande gesetzt. Daß von dem Abte Heinrich IV. Münzen in Arnstadt geprägt wurden, erhellt aus einem Georgenthaler Klosterbriefe vom 25. August 1286, vermöge welches er den Ritter Heinrich von Meldingen zum Burgvoigt in Waldenfels ernennt und ihm für die dem Stifte, besonders durch Oeffnung dieses Schlosses, gegen die Feinde zu leistenden Dienste jährlich fünf Mark Silbers aus seiner Münze zu Arnstadt verspricht. Noch 1317 muß die hersfeldische Münze daselbst im Gange gewesen sein, weil der Abt Andreas und der Graf Friedrich von Beichlingen ihre gemeinschaftliche Münze zu Kölleda nach derselben und der Erfurtischen einrichteten, so daß die hier geprägten Münzen in Rücksicht auf Form, Gewicht und Werth jenen völlig gleichkommen sollten. Nach Chr. Schlegel giebt es nur zwei Brakteaten hersfeldischer Aebte, die ihre Entstehung der Arnstädtischen Münze verdanken, den einen mit der Umschrift ARNstaT und der Figur des Abtes zwischen zwei Thürmen, den andern mit den einköpfigen, rechts schauenden Adler und dem Bilde Ludwig II. (v. 1217 — 1242), wozu noch ein dritter vor 1332 geprägter kommen dürfte, den der berühmte Numismatiker Mader auf folgende Weise beschreibt: „A., der Abt in Einfassung von vier Bögen, ein Geinfelter, in jeder Hand eine Lilie, R., ein großer Adler. 14, 15 Gr.“ Endlich trägt ein erst seit kurzem bekannt gewordener Arnstädtischer Brakteat, das Bild und den Namen Wiperts, des Schutzheiligen von Hersfeld, und ist also, wie ein solcher mit Bonifacius Namen ebenfalls aus der dasigen Münzstätte dieser Abtei hervorgegangen.

Da die Grafen von Kevernburg, neben andern Vorrechten, auch eine Münze in Arnstadt besaßen, so können wir eben so wenig entscheiden, ob die Münzer (monetarii) Bertold und Kurt (oder Konrad), welche 1264, 1266 und 1267 vorkommen, Hersfeldische oder Kevernburgische gewesen sind, als welche Kevernburgische Brakteaten der gräflichen Münze zu Arnstadt angehören.

Arnstadt erfreute sich wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts städtischer Verfassung, wie sie sich damals an mehreren thüringischen Orten ausbildete.

Zuweilen überließen es die Landesherren den Städten, sich ihre Gesetze selbst zu entwerfen. Diese wählten nun die einer älteren Stadt und holten auch nachher in verwickelten Fällen das Gutachten derselben ein. Heinrich von Hersfeld, den die Arnstädter um Ertheilung einer bestimmten Rechtsform, nach der sie, in jedem, Personen und Eigenthum betreffenden Verhältnisse, sich richten könnten, ersucht hatten, erklärte, den 21. April 1266, daß er auf den Rath ihrer Abgeordneten, anderer biederer Männer und seiner Vertrauten und Heimlichen, es für zweckmäßig halte, die der Kirche zu Hersfeld von Karl dem Großen verliehenen und von seinen Vorgängern, namentlich den Aebten Siegfried, Johann und Ludwig, auf ihn fortgepflanzten Rechte, Freiheiten, Satzungen, Sprüche, löbliche und gute Gewohnheiten und Ehren auf sie überzutragen und ihnen zu bestätigen.

Wenn übrigens Heinrich das den Arnstädtern ertheilte Recht auf Karl den Großen zurückführt, welcher damit seine Abtei und Stadt vorzugsweise begünstigt habe, so ist dies ein leeres Vorgeben. Karl gab gewiß diesem, in einen eigentlich fränkischen Gau gehörigen Kloster keine besonderen Gesetze. Die allgemeinen Kapitularien hatten für dasselbe ohnehin verbindende Kraft und von der Stadt Hersfeld konnte noch gar nicht die Rede sein. Wir würden einen tiefern, vermuthlich mit den überraschendsten Aufschlüssen lohnenden Blick in den Inhalt und Geist dieser Stadtgesetze zu thun vermögen, wäre nicht die der Verleihungsurkunde derselben wahrscheinlich beigefügte Abschrift der hersfeldischen, welche sich auch aus keiner andern Quelle ersetzen lassen, ein Raub der Vernichtung geworden. Was man in dem Privilegienbuche für Arnstadt von 1543 daraus entlehnt habe, kennen wir eben so wenig, als das Verhältniß des letztern zu den angeblich 1415 ausgefertigten Statuten, welche, wie es scheint, gleichfalls unwiederbringlich verloren sind.

In der andern Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts tritt neben der Hersfeldischen Gerichtsbarkeit zu Arnstadt noch die der aus dem grauesten Alterthume entsprossenen Grafen von Kevernburg deutlicher hervor.

Daß diese 1258, 1272 und 1297 zum Besten des von ihnen gestifteten Klosters Georgenthal, Urkunden in Arnstadt ausstellten, giebt zwar noch keinen vollgültigen Beweis für ihre Rechte an unserer Stadt, doch stehen zu genauerer Aufklärung derselben auch noch andere Zeugnisse zu Gebote.

Durch einen den 1. Februar 1273 von den Grafen Günther dem älteren (VII.) und Günther dem jüngeren (VIII.) mit dem Abte Heinrich errichteten Vertrag bestimmte man die bisher streitigen Beziehungen eines zu dem andern in Ansehung der Stadt und der dazu gehörigen Dörfer, wo dieser das Eigenthumsrecht, jene aber die Schutzgerechtigkeit besaßen. Der Abt verlieh den

Grafen das Schloß zu Arnstadt, als beständiges Eigenthum und machte sich anheischig, innerhalb der Stadt keine Burg oder Befestigung, ohne ihre Erlaubniß anzulegen. Diese verzichteten dafür auf die Hälfte der jährlichen Abgaben von dem Hause, worin man unten Heringe, und oben Leinwand feil bot, und den Brodbänken, die aus demselben underswohin verlegt werden sollten, und versprachen in dem erwähnten Gebäude keinen Markt halten zu lassen, wodurch den Befugnissen des Abtes und seines Klosters Eintrag geschehen könnte. Ferner wiederholten sie die Zusage, ihre übrigen Münzstätten (monatas villarum nostrarum) zu besserem Gedeihen der Arnstädtischen, bis auf die zu Ilmenau, deren erblichen Besitz sie sich vorbehielten, nicht weiter zu betreiben. Ein neuer Punkt betraf die gleiche Vertheilung der Beten, Steuern, Geldstrafen und aller Einkünfte zwischen Hersfeld und Kevernburg, sie möchten nun entweder aus dem Schultheißen- oder Voigteigerichte oder einer andern Quelle, sowohl von Christen als Juden, entweder fremden oder durchreisenden, oder in und außer der Stadt ansässigen, herfließen. Allen Hersfeldischen und Kevernburgischen Unterthanen, welche sich mit Genehmigung ihrer Herren in Arnstadt niedergelassen, und daselbst Jahr und Tag gewohnt hätten, sicherte man das Bürgerrecht während der ganzen Dauer ihres Aufenthalts zu.

Die treue Beobachtung dieser und der andern Artikel, welche wir mit Stillschweigen zu übergehen genöthigt sind, wurde durch Auflegung der Hände auf Reliquien der Heiligen, in Beisein des Erzbischofs Werner zu Mainz, des Landgrafen Albert von Thüringen, der Grafen von Orlamünde, Schwarzburg, Beichlingen, Hohenstein, Rabenswald, Gleichenstein und Lutterberg, und mehrerer Ritter ihres Gefolges, feierlich beschworen.

Bei der Theilung, welche Günther VII. und VIII. ums Jahr 1280 vornahmen, fiel die Kevernburgische Hälfte Arnstadt's diesem zu, welcher nun das dasige Schloß zum beständigen Wohnsitze gewählt zu haben scheint. Doch bald wurde er in neuen Zwist mit dem Abte zu Hersfeld wegen des Umfanges des Voigteirechts und der Gerichtsbarkeit über die Juden verwickelt, den Günther und Heinrich von Schwarzburg und Günther der ältere von Kevernburg, nach Angabe zweier von ihnen den 16. April 1286 ausgestellter Urkunden, zu beider Theile Zufriedenheit schlichteten.

Unsere Stadt war indeß schon zu großem Ansehen gelangt und konnte mit einer gewissen Selbständigkeit auftreten. Am 6. Januar 1283 kamen Günther VIII. von Kevernburg, der Rath und die Bürgerschaft zu Arnstadt mit dem Rathe und den Bürgern zu Erfurt überein, daß während der nächsten fünf Jahre kein dasiger Bürger wegen einer fremden Schuld in Arnstadt, oder in andern ihrer Gebiete gepfändet, noch von ihren Bürgern und Unterthanen angehalten werden sollte; nur dann, wenn man den letztern zu Erfurt rechtliches Gehör weigerte, sei man befugt, den Schuldigen wo man ihn anträfe, für seine eigene Schuld zu ergreifen und zu pfänden, der aber wieder auf freien Fuß gestellt werden müsse, sobald der

Rath zu Erfurt schriftlich erkläre, den Arnstädtern und Kevernburgern volles Recht angedeihen zu lassen.

Als Rathsherren zu Arnstadt kommen bei dieser Gelegenheit, nach der auch anderwärts gebräuchlichen Zahl, zwölf ausdrücklich vor, da die Urkunden von 1266 nur im Allgemeinen Consules gedenkt.

Dieser, soviel wir wissen, ältesten im Namen der Stadt ausgefertigten Urkunde ist auch das Siegel derselben, von ansehnlicher Größe, angehängt, das eine Mauer mit Thoren, Zinnen und Thürmen, einen darüber schwebenden Adler und zu dessen beiden Seiten zwei Sterne zeigt.

Im Jahre 1290 verpflichtete sich der erwähnte Graf Günther dem Abte Heinrich von Hersfeld zweihundert Mark Silbers binnen vier Jahren, aus den von den Bürgern zu Arnstadt zu erhebenden Abgaben, und zwar jährlich fünfzig, zu entrichten. Um künftigen Beeinträchtigungen des Abtes durch den Grafen desto wirksamer vorzubeugen, wurden von diesem das Schloß Schwarzwald und das Dorf Gräfenrode zum Pfande gesetzt, und die Burgmänner angewiesen, jenes in einem solchen Falle dem letztern einzuräumen, wenn der erste nicht binnen eines halben Jahres genügenden Ersatz leistete. Zögert er damit, so liegt ihm oder seinem Erben ob, das Schloß zu Arnstadt in Jahresfrist zu schleifen und abzubrechen, wofür ihm aber dann Schwarzwald zurück gegeben werden soll.

Kaiser Rudolph I. bestätigte bei seiner Anwesenheit zu Erfurt am 25. Januar d. J., diese Uebereinkunft nebst den früher geschlossenen Verträgen.

Schon 1301 den 6. November sah sich Günther VIII. mit seiner Gemahlin Adelheid, Tochter Günther IX. von Schwarzburg, zu neuen Versprechungen gegen Hersfeld veranlaßt. Zu unverbrüchlicher Haltung derselben wurde die vorhin erwähnte Burg nebst den Dörfern Krewynkel, Wolfezen, Gosla, Bitstete und Frankenhain und der Waldung zwischen der Wyndischen Gera und Ora den Rittern Johann von Benehausen und Friedrich von Wizleben überantwortet, welche, wenn der Graf fortführe, den Abt in seinen Rechten zu kränken, sie diesem, unter den in der Urkunde, welche alle nur denkbare Umstände berücksichtigt, angegebenen Bedingungen, einzuräumen sich verpflichten mußten. Zögerte der Graf nach Verlauf von fünf Jahren noch mit der Wiedereinlösung, so sollte das Schloß nebst allem Zubehör in den beständigen Besitz Hersfelds gelangen. Die Triebfeder der Lehnsübertragung der Dörfer Gräfenrode und Geschwende an die oft genannte Abtei, welche den 17. Januar 1302 Statt fand, ist vielleicht in Günther's Wunsche zu suchen, die gegenseitigen Verhältnisse vor seinem Ende völlig zu ordnen und so die Quelle ununterbrochenen Haders auf immer zu verstopfen. — Wir nähern uns jetzt dem Zeitpunkte, in welchem die Hälfte Arnstadts nebst den übrigen Besitzungen Günther's, der keine männlichen Erben hatte, auf dessen mit Otto V. von Orlamünde, Stifter der fränkischen Linie dieses Hauses, verehlichte Tochter Adelheid, und

Irmengard, Gemalin Heinrich IV. von Hohnstein, eines Sohnes Dietrich II., überging.

Die älteren, von dem Geiste des Mittelalters nicht ganz durchdrungenen Schriftsteller äußern ihr Befremden, daß Günther die Söhne seines Bruders von dieser Erbschaft habe ausschließen können. Sie erschöpfen sich in Vermuthungen über die Ursachen dieses, wie ihnen dünkte, gehässigen Schrittes und träumen von besonderen Verträgen, da die Neffen des Erblassers, weit entfernt, die hersfeldische und landgräfliche Beleihung für sich in Anspruch zu nehmen, vielmehr die Schwiegersöhne mit gleichgültigen Augen betrachtet hätten. Hoffentlich sind wir im Stande, dieses Räthsel auf befriedigendere Weise zu lösen. Auch in Thüringen herrschte damals der uralte Rechtsgebrauch der Todtheilung (Datteyle, Datteilonge,) wodurch die weitere Gemeinschaft oder jeder fernere Anspruch an ein oder des andern Miterben nachgelassene Güter gänzlich und gründlich aufgehoben und abgethan wird, so daß nach Erlöschen einzelner Linien des Letztverstorbenen Töchter, und nicht noch von andern Linien gleichwohl vorhandene Agnaten, zur Erbfolge gelangen. Vermöge dieses alten Herkommens beerbten also Günther den VIII. nicht etwa seine Vettern von der andern Kevernburgischen Linie, nicht die mit ihm aus einem Stamme entsprossenen Schwarzburger und Rabenswalder, sondern die beiden Töchter.

Günthers Tod erfolgte, wie es scheint, um Pfingsten, 1302; und in dem nämlichen Jahre den 13. November zu Gotha durch den Landgrafen Albert die Beleihung seines Schwiegersohns, Heinrich von Hohnstein, mit Wassenburg, Ichtershausen und Ilmenau, wie auch mit allen landgräflich thüringischen Lehnen des Verstorbenen in und außer Arnstadt.

Erst später den 1. Januar 1305 bekennt Albert auf seinem Hause Wartburg in einem offenen Briefe: daß er dem Grafen Otto von Orlamünde, so wie den Vormündern der noch nicht volljährigen Söhne desselben, (denn die Gemahlin war nicht mehr am Leben): dem Grafen Heinrich von Gleichen dem Burggrafen Dietrich von Altenberg, Heinrich von Diensted (Deynstete), Dietrich von Gräfendorf und Albrecht von Dienstedt, die Lehn, welche „der edele Mann Günther von Kevernburg, der da Voigt war zu Arnstadt" von ihm hatte, zu allem Rechte, zu allen Ehren, zu allem Nutzen und zu einer ganzen Stetigkeit ewig zu behalten ohne allerlei arge List — gegeben habe.

Die beiden Erben entschlossen sich nun zum Verkauf der von ihren Stammlanden etwas fernen Besitzungen, welche sie zuerst Günther dem IX. und X. von Kevernburg angeboten haben sollen. So schmerzlich auch die Entsagung eines sonstigen Theils der Habe ihrer Väter vorkommen mußte, so leisteten sie doch den 3. Junius 1306 förmlich darauf Verzicht. Der Vollziehung des bereits am 20. Februar d. J. verabredeten Kaufs stand nun kein Hinderniß mehr im Wege. In der darüber ausgefertigten Urkunde überläßt der Graf Otto mit Genehmigung seines Bruders, Hermann VI., Herrn zu Weimar, Haus und Stadt Arnstadt mit der Vogtei daselbst

und allem, was in der Stadt und auf dem Lande dazu gehört, wie auch das Haus Wassenburg und Ilmenau, den Grafen von Schwarzburg, Heinrich XII., Herrn zu Blankenburg, und Günther XII. Herrn zu Schwarzburg, für 1300 Mark löthigen Silbers. Von dem Kaufpreise wurden 450 Mark baar entrichtet, für die übrigen 850 das kurz vorher aus orlamündischem Besitz in schwarzburgischen übergegangene niedere Haus (untere Schloß) zu Rudolstadt abgetreten. Heinrich von Hohnstein, welcher die Hälfte des Kevernburgischen Theils von Arnstadt, Wachsenburg und Schwarzwald aber ganz geerbt hatte, verkaufte diese gleichfalls am Sonntage Judica d. J. den erwähnten Grafen von Schwarzburg für die nämliche Summe. Der Gesammtwerth so wichtiger Güter betrug also nicht mehr als 2600 Mark.

Schon am 27. März 1305 hatten die Erben ehemals Kevernburgische Güter zu Ichtershausen dem dasigen Kloster, sowie den Rathsmeistern und etlichen Bürgern zu Erfurt käuflich überlassen. Wachsenburg wurde Sitz einer besondern schwarzburgischen Linie und nebst Schwarzwald 1368 Eigenthum des Landgrafen. Ob die Pflege Ilmenau, die wir in der Folge wieder unter kevernburgischer Herrschaft antreffen, diesen Grafen durch Kauf oder Unterhandlung überlassen worden sei, vermögen wir nicht zu entscheiden und wiederholen blos die Vermuthung eines älteren Geschichtsforschers, daß man es entweder an Kevernburg, wegen des von demselben in Zweifel gezogenen Rechtes Günther's VIII., über Lehngüter zu verfügen, oder zum Ersatz des von diesem Hause für Hohnstein im fuldaischen Kriege erlittenen Verlustes abgetreten habe, wenn sich der noch fortgrünende Zweig des Kevernburgischen Stammes nicht schon bei der Trennung von dem nunmehr abgestorbenen (um's Jahr 1280) gewisse Rechte auf Ilmenau bedungen hatte.

Für Arnstadt beginnt jetzt unter schwarzburgischer Botmäßigkeit ein neuer Zeitraum, der es in der nächsten Zukunft zum Schauplatze merkwürdiger Ereignisse machen wird. Ehe wir jedoch zu ihrer Darstellung uns wenden, müssen wir wenige Augenblicke bei den noch fortdauernden Verhältnissen der Wittwe Günther's VIII. zu unserer Stadt verweilen. Diese, welche 1301 Gräfin von Kevernburg und Frau in Arnstadt heißt, konnte über einige, ihr daselbst zum Leibgedinge ausgesetzte Besitzungen willkürlich schalten. So verkaufte sie den 25. April 1308, mit Genehmigung ihres Bruders, Günther zu Schwarzburg und ihres Vetters, Heinrich von Blankenburg, an Günther XIV., Grafen von Schwarzburg, Ritter des teutschen Ordens in Preußen, vier Pfund erfurtischer Groschen jährlichen Zinses von ihren Kramläden („de kramis nostris") zu Arnstadt, welchen die Kramer (institores) Dietrich und Johann, halb zu Walpurgis, halb zu Michaelis entrichten sollten. Es war nämlich in den mittlern Zeiten Maßregel der städtischen Handelspolizei, daß gleichartige Waaren sämmtlich an einem Orte verkauft werden mußten, sowohl zur Bequemlichkeit der Käufer, als zur Erleichterung des schon frühzeitig entstandenen Schauwesens. Daher die häufig vorkommenden

Lager-Kaufhäuser und Hallen. Von den Gerüsten, worauf die Waaren aufgestellt wurden, hießen solche Marktplätze gewöhnlich Bänke: Brod-, Fleisch-, Schuh- und Lederbänke rc. Das Recht, sie zu halten und zu verpachten, war dem Landesherrn, dem Magistrate und, durch Herkommen oder Verträge, gewissen Familien erblich. Schon Adelheid's Gemahl hatte 1293 dem Kloster Paulinzelle zwei Mark Silbers jährlicher Einkünfte von den Brodbänken zu Arnstadt, auf so lange verschrieben, bis Friedrich von Witzleben demselben eine gleiche Summe zu Stadtilm anweisen, oder der Graf selbst sie mit funfzehn Mark lösen würde. Diese zwei Mark ließ das Kloster der verwittweten Gräfin unter dem Vorbehalte auf, daß sie dieselbe mit funfzehn Mark wieder abtragen sollte. Beide Verhandlungen scheinen also in genauer Beziehung zu stehen. Auch dem Jungfrauenkloster zum heiligen Kreuz in Gotha gehörten Lehnstücke zu Arnstadt. Denn im Jahre 1264 versprach die Wittwe eines gewissen Ulrich Engelbergis nebst ihren Erben, der Aebtissin jährlich ein Pfund Wachs wegen ihres von dem Kloster zu Lehn gehenden Hauses in Arnstadt zu entrichten. Zeugen dabei waren: Die dasigen Bürger (burgenses): Konrad Münzer (monetarius), Sifried Pfalzgraf (Pfallenzgrefe, palatinus) und sein Sohn Albert, Günther Ronimann, Ekehard und Heinrich, Ekehard's Söhne. Nach dem Tode der Wittwe verkauften ihre Erben am 5. October 1267 dieses Haus um 29 Mark an Konrad mit dem Beinamen Schüler (scolaris), welcher es, vermöge einer durch folgende Arnstädter: Heinrich den Priester (sacerdos), Konrad Münzer, Heinrich, dessen Schwiegersohn, Sifried Pfallenzgreve, Albert, dessen Sohn, Günther Ronimann, Hermann Ronimann, Ulrich Mechtildis und die Brüder Heinrich und Eckehard bestätigten Urkunde zu Lehn empfing.

Schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wird einer Familie gedacht, die sich von Arnstadt schrieb, und mit der niedersächsischen und den Grafen von Arnstein nicht zu verwechseln ist. Mehrere ihrer Glieder scheinen Hersfeldische und Kevernburgische Voigte oder Schultheißen daselbst gewesen zu sein, wie wenigstens die hier und da beigefügten Ausdrücke: advocatus und scultetus andeuten.

Heinrich XII. von Schwarzburg, den wir oben als einen der Käufer Arnstadts kennen gelernt haben, verlegte seine Hofhaltung von dem Schlosse Blankenburg, wo er bisher mit seinem Bruder Günther XV. gelebt hatte, in den neu erworbenen, schon damals in schöner Blüthe stehenden Ort. Er fand gegen das Ende des Jahres 1324 den Tod vor einer belagerten Veste in der Mark, zu deren Eroberung er dem Hause Kaiser Ludwig IV., dessen Gunst er in so hohem Grade genoß, daß ihn dieser nebst dem Landgrafen Ludwig von Thüringen zu Arnstadt im Monat August (den hier gegebenen Urkunden zufolge vom 5 — 21.) 1323 besuchte, seinen tapfern Arm geliehen hatte. Ihm waren, von seiner ersten Gemahlin Christina, zwei Söhne, Heinrich XV. und Günther XXI. geboren worden. Jener büßte 1336 (od. 1337) auf einer Wallfahrt nach Jerusalem mit vielen

seiner Begleiter das Leben ein. Hersfeld's Einfluß auf die städtischen Angelegenheiten scheint schon damals sehr gesunken gewesen zu sein. Denn in einem Vergleiche des Rathes und der Bürger zu Arnstadt mit Erfurt vom Jahr 1322, wodurch gewisse zwischen ihnen wegen der Juden herrschende Streitigkeiten beigelegt wurden, indem die Arnstädter auf alle ihre an die erfurtischen Juden gemachten Forderungen verzichteten, wird Heinrich von Schwarzburg als Oberherr der Stadt bezeichnet, ohne einer anderen Gerichtsbarkeit zu gedenken. Bald hierauf hatte das Haus Schwarzburg das Glück, die ganze Stadt an sich zu bringen. Denn wie die meisten hersfeldischen Besitzungen in Thüringen theils um diese Zeit schon veräußert waren, theils bald nachher veräußert wurden, so verkaufte der Abt Ludwig den 14. Febr. 1332 den Grafen Heinrich und Günther auch seinen Theil an Arnstadt mit allem Rechte daselbst und in den dazu gehörigen Dörfern für 2000 Mark löthigen Silbers, und dieser Kauf wurde vom Kaiser Ludwig zu Nürnberg am 9. März bestätigt. Ueber fünfhundert Jahre ist also Arnstadt ausschließliches Eigenthum der schwarzburgischen Regenten, die sich schon vorher Herren zu Arnstadt geschrieben hatten. Die Theilnahme derselben an dem von 1342 — 1345 mit der größten Erbitterung geführten Kriege bedrohte unsere Stadt mit Verheerung und Untergang. Um den Einfall der Grafen in sein und seiner Verbündeten, der Erfurter Gebiet, zu rächen, zog der Landgraf Friedrich von Thüringen in dem letzterwähnten Jahre vor Arnstadt. Belagerungswerkzeug wurde in Menge herbeigeschafft und rüstig Anstalt zum Sturme getroffen. Plötzlich geriethen die Belagerer in Uneinigkeit. Die Erfurter bestanden auf Zerstörung der Stadt; der Landgraf wollte sie erhalten wissen, weil sie, wie er behauptete, ihm lehnbar sei.*) Unwillig trennten sich die Erfurter von Friedrich. Da verbreitete sich das Gerücht, die Gegenwart desselben sei unvermuthet im meißner Lande nöthig geworden. Die Grafen von Orlamünde und Schwarzburg vernahmen es, und entboten alle Freunde zu sich, um während jenes Abwesenheit einen entscheidenden Schlag gegen Erfurt auszuführen. Friedrich jedoch war mit den Seinigen die Nacht hindurch bis dahin vorgerückt und zog des Morgens aus. Nun standen die Schwarzburger in dem Irrthum, er sei bereits nach Buttelstedt zurückgegangen. Durch Günther's Beispiel von Muth beseelt, wagten seine Krieger mit den Bürgern Arnstadts einen Ausfall und drangen bis an die Thore von Erfurt. In dieser Bedrängniß sandten die Einwohner Boten an den, kaum eine Meile entfernten Landgrafen, ihn um Hülfe anrufend. Friedrich gab ihren

*) Es war in den damaligen Kriegsbündnissen eine gewöhnliche Bedingung, die Schlösser, welche etwa erobert würden, zu zerstören, wofern sie nicht von einem Herrn, der an der Eroberung Theil nahm, zu Lehn gingen. Wahrscheinlich handelte es sich auch in obigem Falle nur um Zerstörung des Schlosses und nicht der Stadt, wiewohl auch diese dabei keine Schonung erfahren haben würde.

Bitten Gehör. Als die Erfurter des Verbündeten Ankunft erfuhren, fielen sie schnell in großen Haufen aus der Stadt. Die überraschten Schwarzburger wurden bis vor Egstedt verfolgt. Hier hatte Günther einen Hinterhalt gelegt. Jetzt stürzten die versteckten Reiter plötzlich hervor, die Fliehenden wandten sich wieder, vereinigten sich mit ihnen, und drangen unwiderstehlich auf die Feinde ein. Ein hartes Treffen; von beiden Seiten wird wacker gekämpft. Die Erfurter, obgleich ermattet, stehen männlich; da erscheint ihr Retter, der Landgraf, mit neugesammelten, ungeschwächten Kriegern; seiner Bundesgenossen Muth wächst, sie leisten tapfere Gegenwehr und zwingen die gräflichen Schaaren, das Feld zu räumen. Man setzte ihnen bis Arnstadt nach und fing auf der Flucht viele Ritter und Knechte. Daß dies auch zweier Grafen von Schwarzburg Loos gewesen sei, erzählen die thüringischen Zeitbücher. Der Landgraf befahl nun den Seinigen auszuruhen, und schlug manchen tapfern Jüngling zum Ritter. Bald aber wurde das Heer aus seiner Ruhe sehr unerfreulich aufgeschreckt. Ein Graf von Virneburg, des Erzbischofs von Mainz Bruder, war mit zweihundert Gewappneten in Arnstadt angelangt, und that von dort einen kühnen Ausfall. Der Landgraf und die Erfurter konnten den frischen, nicht erschöpften Virneburgern nur ermattete und verwundete Mannschaft entgegenstellen.*) Des Grafen Günther Schwarzburger, mit der neuen Hülfsschaar vereinigt, fochten mit angestammter Kraft und Kühnheit, und bald war der Sieg in ihren Händen. Die Landgräflichen wurden völlig geschlagen. Drei ihrer mannhaftesten Hauptleute, die Ritter Wenzel von Stein, Heinrich von Heroldshausen und Dietrich von Denstete, blieben neben einer Menge anderer Edelen; Friedrich selbst ward gefährlich verwundet und ohne Zweifel wäre das ganze Heer gefangen oder niedergehauen worden, hätte nicht ein Zufall den Grafen von Virneburg in Verfolgung seines Sieges gehindert. Die gefangenen, zum Theil nach Erfurt gebrachten Schwarzburger hatten nämlich dort die Niederlage ihrer Gegner verbreitet. Der Abt des Peterklosters schickte einige Wagen hinaus, auf denen man die Todten und Verwundeten in die Stadt holen sollte. Hülfeleistende Mönche, ihrer frommen Pflicht eingedenk, begleiteten sie. An diese schlossen sich erfurter Bürger, um auf der Wahlstatt ihre Verwandten und Freunde aufzusuchen. Auf einem der Wagen saßen nach Kriegssitte zwei Pfeifer, die in der Nähe von Arnstadt ihre Feldmusik begannen. Als der Graf, wegen der umgebenden Staubwolken, die Gegenstände zu unterscheiden

---

*) So sagt unter andern Nikol von Syghen in der noch ungedruckten Thüringischen Chronik: Et cum princeps Friedericus cum suis atque Erfordensibus obsideret opidum Arnstete: turres civitatis confregerunt et duos comites fratres de Schwarczburg captivaverunt. Post quorum captionem venit in adjutorium Comitum comes de Vernburc — cum ducentis viris armatis — qui — ex Arnstete erumpentes: magnam stragem et gravem in populo fecerunt et plures occiderunt.

unfähig, die sich näher bewegende Masse erblickte und den Ton der Pfeifen hörte, wähnte er, es rückten frische Truppen an, endigte den Kampf und zog in die Stadt. Die erfurter Mönche und Bürger, Virneburgs Irrthum benutzend, jagten schnell mit den Wagen zurück. Erfurt erschallte von dem Hohngeschrei der Heimkehrenden: „Thüringerland und Rüsteberg." Die Bürger liefen auf den Straßen zusammen und eilten mit den Wagen und Mönchen wieder vor Arnstadt, bis die Schwarzburger Krieger sämmtlich entfernt waren. Man betrachtete die Wagen als von Gott gesendet, und kehrte, obgleich geschlagen, frohlockend heim. Friedrich war am ganzen Körper so vielfach verletzt, daß er weder sitzen noch liegen konnte, und vier qualvolle, schmerzensreiche Wochen bei seinen Verbündeten zubringen mußte. —

Diese Fehde wurde durch den Vertrag beendigt, den Friedrich mit Günther XXI., (welchen die Achtung seiner Zeitgenossen im Jahre 1349 auf den teutschen Königsthron erhob, von dem er, schon dem Tode nahe, wieder herabstieg, um den Wohlstand seiner Familie zu sichern), und seinen Vettern, den 26. Julius 1345 in dem Lager vor Dornburg errichtete. Günther und seines verstorbenen Bruders Söhne hielten es nun für zweckmäßig, wegen einiger ihrer Gebiete Verträge mit einander abzuschließen. So kam kurz vor Pfingsten 1346 ein Vergleich über Arnstadt unter ihnen zu Stande. Vermöge desselben wollten sie, wie bisher, diese Stadt und das Schloß gemeinschaftlich inne haben und beherrschen. Bei einer etwanigen Trennung sollte die Besitzung in zwei gleiche Theile getheilt, auf das Loos gestellt und um die Kühr geworfen werden. Wenn Einer gezwungen oder sonst verlanlaßt würde, seinen Theil zu versetzen oder zu verkaufen, solle der Andere das Recht des Vorkaufs genießen, und demselben ein halbes Jahr vorher deshalb eine Ankündigung geschehen. Könnte oder wollte er den Titel selbst nicht annehmen, so dürfte er nur einem friedlichen Standesgleichen, keinem Fürsten oder Herrn höheren Standes überlassen werden. Bei einer Fehde zwischen denjenigen, von welchen sie sich bestellen ließen, sollte, wenn sie mitziehen und streiten müßten, allem der Stadt drohenden Schaden vorgebeugt und billiger Ersatz ausgewirkt werden. Begönne Graf Günther für sich einen Krieg, so solle er ihn so fern als möglich von Arnstadt führen, ohne daß seine Vettern zur Hülfe verbunden wären. Auch ein Burgfriede ward verabredet. Im Fall eines Kriegs oder Auflaufs und Widerwillens zwischen ihnen, sollten fünf ihrer Mannen (drei adelige Burgmannen und die zwei jedesmaligen Bürgermeister von Arnstadt) als Schiedsrichter mit Liebe oder Recht entscheiden. Die Schulden wolle man gemeinschaftlich abtragen. — Diese treffliche Vereinbarung beurkundet, wie ernstlich diese Grafen für das Wohl ihrer Lande sorgten. — Die schon in derselben berührte Theilung Arnstadts wurde wirklich in dem nächsten Jahre (1347) „an dem frietage nach vnsers herren himeluart" vollzogen. Das darüber vorhandene Dokument liefert uns eine so genaue Beschreibung der damaligen Beschaffenheit der Stadt, daß wir es uns unmöglich versagen können, das Wichtigste

daraus, zugleich als Probe mittelalterlicher Schreibart und Darstellungsweise, wörtlich hier einzurücken: Wir Gunther Henrich vnn Gunther geuetern — grefin von Swarzburg — Bekennen offenlichen an disem geinwerdigen brife Daz wir — gekeylt haben dye stad zu Arnstete, mit gerichten mit allen rechten als hir nach geschriben stet, in der Muren vnn ouch dye geseze vor den Toren vnn daz vor der selben stad gelegen ist, in sulche wise als hir nach geschriben ist, daz erste gemerke, des anbeginnes des teylnes in der Muren, daz ist an der muren by vnser vrowen kirchen da dye wiza in get, ynn darnach dye wiza als sie get an den steynin steck, by Meyster Ludewiges Smides hus, darnach sal man prüfunge vnn merkunge neme des vorgenanten teylnes, von deme steyne, der da ist vor des selben meister Lud. Smides hus gesaczt, nach volgnnde alle den Malsteyne obir den markt den steynweg hin nider vor Hermans Mulners hus vnd also vor baz wanne offe den leczsten stein gein der burg. Dye seczunge der malsteyne sullen alle sten nach mittele des marktes vnde der vorgenanten gasse, von dem egenanten anbeginne des ersten steynes bis an den leczsten steyn gein der burg, darnach vor der stad daz erste gemerke sal sich beginne an dem steynstege vor dem arntal, by dee Tamme als dye wiza her get in dee mil graben bis an der stad muren, vnn danne da hernider vzwendig den zun, da daz selbe vzserste wazser get, wanne an dye kickerlinge gasse, gein deme gesgen daz da get gein herdens hus, bis an der herren gemerke, Daz andere gemerke sal sich beginne, byniede der Mitteln Muel gein deme Turmichen daz da stet obe dem vorwerke, allernest dakeyn obir, wanne an dye gera, so iz aller gliches mag, vnn da her vf dye gera zu berge vor den langenstein tore, waz dye zune begriffen haben wanne an dye steininbrucken abir daz dye zune begriffen haben, vor den ofen burn her wanne hinder dye stad an dye vorgenante wiza, Daz vorgenante gut ist also geteilt, daz io der herre sin gerichte habe sal, obir sin teyl siner halben stad, vnn obir daz gut daz darin gehoret vnn vor der stad als dye zune begriffen haben, ane daz ab der burger kein gut hetten in der andern halben stad, da sal der richter von helfen, der in der halben stad rychter ist, da daz gut inne lyt, vzwendig der stad sal ie der richter helfe, von des herrn burgern der richter her ist, vnn von irme guten offe dem velde, iz sin wingarten, hopfgarten oder ardacker, Ouch ist geret daz io der herre gerichte vnn lehen habe sal obir alle daz gut daz in sine halbe stad gehoret, oder vzerthalp der stad, ez sy eygen erbe lengut zinsgut huse, wingarten hopfgarten ez sy in holze oder in velde, in dorfern wo sie daz mit eyn ander gehabt haben, wanne an dise zyt, waz sie mit eynander geligen haben, daz sal io der herre alleine lihen daz in sine halbe stad gehört vnn sal daz teyl alleyne habe mit allen rechten mit allen gewonheyten, als iz vor beyde mit ein ander gehabt haben, ez ist auch geret, waz Zinses in ichslicher halben stad lyt dye dye herren anetrit, den zins sal der herre behalde, ane dye brotbenken vnn der salzmarkt

sullen dine in dye Munze vnn den Zol sullen sie bede behalde, Ouch sal dye iuden schule herren vnn iuden gemeyne sy Bynamen ist auch getedinget vnn geret, daz daz vrowen closter der herren sal beyder sy, vnn daz Rathus sal herren vnn burgern gemeyne sy, Rittere vnde knechte, sin vzgenomen vnde sullen der herren beyder sy, ane dye viere dye da siczen in der vorburg dye da gehoren zu dem grozen turme, vnde dye zene dye da gehoren in daz vorwerk vnn zu dem cleyn turme, Ouch habe wir vns mit einander geeynet, vmme daz gerichte, vmme vnfuge vmme gezug vmme tötschlege vnn vmme wunden, ab der yman icht tete, in welches herren gerichte daz gesche, den sal man vor dem selben gerichte, da daz inne geschet irclage vnn erwordere, also lange bis daz her gechtiget wirt, darnach sal her rume daz wicpilde der herren beyder, als von alder gewest ist, also lange daz her sich mit dem sich mit clegere vnn mit dem richter bericht, Bynamen ist geret, abeyn vzwendig man queme vnd vnfuge tete an eyme burger oder an eyme andern manne, den sal man vf halde in welch gerichte der queme, Also lange daz her den clegere vnn richter da iz inne geschen ist gebesserte Were ouch ab icheyn man irclayt vnn irvordert worde vmme schult, gebuttet man deme zu rumme der sal rume dyn halben stete beyde also von alder gewest ist." —

Nach Günther XXI. frühen Tode (zu Frankfurt am Main den 14. Junius 1349) erbte sein unmündiger Sohn, Heinrich der jüngere, (XVIII.) seine Besitzungen. Da aber auch Günther's Bruder zwei Söhne, die in der eben mitgetheilten Urkunde erwähnten Heinrich (XVII.) und Günther (XXV.), hinterlassen hatte, so blieb Arnstadt den beiden, hierdurch gebildeten Linien, auf die nämliche Weise, wie vorher, gemeinschaftlich. Dieses Verhältniß ergiebt sich, unter andern aus folgender Urkunde: Heinrich der jüngere und seine Mutter Elisabeth schlossen im Jahre 1356, am Dienstage nach der Gemeinwoche (der Woche nach Michaelis) ein Bündniß mit der Stadt Erfurt, ihr zu helfen mit 20 Mann mit Helmen auf acht Jahre vom nächsten Tage St. Martini an, gegen jedermann, ausgenommen das römische Reich; ihre Hälfte des Hauses und der Stadt Arnstadt, so wie ihre übrigen Schlösser und Städte, sollten diese Zeit über den Erfurtern offen stehen gegen ihre Feinde; würden aber ihre Vettern, die Grafen Heinrich und Günther, sich mit den Erfurtern entzweien, so sollte die Stadt Arnstadt gänzlich neutral bleiben, außer es den Erfurtern erlaubt sei, in Heinrich des jüngern Antheil, für ihr Geld, Speise und Futter zu kaufen. — Auch in einem zu Erfurt am Tage des heiligen Benedikt 1357 geschlossenen Vertrage Heinrich's und Günther's mit Heinrich dem jüngern wird, nebst Frankenhausen, Blankenburg und Lobdaburg, halb Arnstadt, als des letztern Eigenthum genannt. Da dieser aber noch in dem nämlichen Jahre, in der Blüthe seines Lebens und unverheirathet starb, so fielen alle diese Besitzungen und mithin nun ganz Arnstadt an seine zuvor erwähnten Vettern und deren Nachkommen. Die Na-

men der einzelnen Regenten hier vollständig aufzuzählen, würde jedoch für unsern Zweck zu weitläufig sein.

Im Jahre 1374 erhielten Heinrich XXIII. und Günther XXVIII. bei der Auseinandersetzung mit den Söhnen Günther's XXV. Arnstadt und Plaue. Sie schrieben sich meist nach ihren Hoflagern, wozu sie Anfangs die erste Stadt, dann aber Blankenburg und Ranis wählten. Im Jahre 1381 verkauften sie jene beiden Orte an Heinrich XXV. und Günther XXIX., Herren zu Sondershausen für 12500 Mark löthigen Silbers.

Unter der Schwarzburgischen Regierung hatte sich Arnstadt beträchtlich erweitert und verbessert, als es 1459 von einer Feuersbrunst heimgesucht wurde, welche das Rathhaus, das Steinhaus, die Häuser auf dem Steinwege bis an das Langewitzer Thor, die Fleisch- und Weiner- (Wagner-) Gasse in Asche legte. Wahrscheinlich stürzte dieses unglückliche Ereigniß die Stadt, wegen der nun aufzuwendenden beträchtlichen Baukosten, sehr in Schulden. Auch im Jahre 1507 soll sie bedeutend durch Feuer gelitten haben, was den Grafen Günther bewog, ihren Bewohnern einen Theil der Abgaben auf 10 Jahr zu erlassen.

Als das Licht der Reformation in den benachbarten Gegenden aufging, kam auch den 8. Septemper 1522 ein evangelischer Geistlicher, Kaspar Guttel, (gebürtig aus München und vorher Prior des Augustinerklosters zu Eisleben,) hieher, predigte, von den Bürgern dazu aufgefordert, nach altem Brauche auf freiem Markte, gegen die Irrthümer der römischen Kirche und ließ diese Vorträge den 4. Oktober d. J. zu Wittenberg drucken. Sie sind dem Grafen Günther XXXIV., einem heftigen Vertheidiger des katholischen Glaubens, der jeden Keim der neuen Lehre zu ersticken suchte, und damals nicht zugegen gewesen war, unter folgendem Titel, zugeeignet: Schuczrede wider eczliche ungeczembdte Clamanten, wilche die Euangelischen lerer schuldigen, wie das sie eynen newen Glawen predigen, unehren die Heyligen, Handdeln widder die schrifft S. Jacobi, Verpieten fasten, beten, Gutte werck zu thun, auff sieben Sermon, gestellet vnn geprediget, zu Arnstadt, durch Caspar Guethel, Augustuner von Eyßleben † 1522 Wittenberg (4 Bogen in 4.) Inzwischen sendete der Aufruhr, der (unter dem Namen des Bauernkriegs) 1525 einen großen Theil Teutschlands zerrüttete, seine Flammen auch über Schwarzburg. Die Bewohner Arnstadts und fast aller übrigen Städte und Dörfer griffen zu den Waffen, durch deren Gewalt sie Aufhebung landesherrlicher Rechte, sowie der Privilegien und Freiheiten des Adels und der Geistlichkeit zu ertrotzen suchten. Doch wurden sie, unter ernstlicher Mitwirkung des Kurfürsten Johann von Sachsen, zur Ordnung zurückgebracht und für die verübten Frevel mit harter Buße belegt.

Weder das Verlangen der Unterthanen, noch die Verwendung und das Beispiel anderer Fürsten, besonders der sächsischen, konnte Günther'n mildere Gesinnungen gegen die Reformation einflößen. Sein Sohn Heinrich XXXVII. aber begünstigte die lutherische Lehre

auf alle mögliche Weise, und erlaubte im Jahre 1533 ihre Einführung zu Arnstadt. Ihr Fortgang wurde auch nach dieses Regenten Tode (den 12. Julius 1538) nicht gestört, als Günther XL. zu Sondershausen dessen Landesantheil erbte und hierdurch Besitzer der ganzen Grafschaft Schwarzburg, mit Ausnahme der einzigen Herrschaft Leutenberg, wurde. Der erste Superintendent, den man 1540 auf Luther's Empfehlung hierher berief, war Dr. Joachim Mörlin, (geboren zu Wittenberg den 6. April 1514.) Dieser sorgte nach seiner Ankunft sogleich für die zweckmäßige Einrichtung des Gottesdienstes und die Abschaffung religiöser Mißbräuche. Doch zog ihm die schonungslose Sprache auf der Kanzel, womit er das Verhalten einiger Rathsmitglieder rügen zu müssen glaubte, den Haß derselben und ihrer Anhänger zu. Mörlin ging, durch keine Drohung abgeschreckt, auf dem betretenen Wege fort, bis er einmal frühmorgens an der Thüre seiner Behausung ein Paar Schuhe mit der Ueberschrift angeheftet fand: Surge et ambula! Er nahm jene zu sich und schrieb unter diese Worte: „Hic nos est horum, Undank in fine laborum.“ Der Stadtrath, auf dessen Anstiften man ihm diese Beleidigung zugefügt zu haben scheint, ließ ihm hierauf andeuten, sein Amt niederzulegen und die Stadt zu verlassen. Auch Graf Günther, von Morlins Feinden wider ihn eingenommen, bestätigte den Abschied. Zwar verlangte dieser im Bewußtsein der Unschuld, daß man ihm die Vertheidigung gegen seine Ankläger gestatten möchte. Da aber die Kränkungen noch immer fortdauerten, so entschloß er sich zuletzt zum Wegzuge, bei dem ihn viele gutgesinnte Bürger mit Thränen begleiteten, welche auch seine Zurückberufung bei dem Landesherrn zu bewirken suchten, der ihnen aber kein Gehör gab, so nachdrücklich auch Luther und die theologische Fakultät in Leipzig, deren Gutachten die städtische Obrigkeit Arnstadts einholte, ihre Misbilligung über dies widerrechtliche Verfahren äußerten. Ein so tüchtiger und verdienstvoller Mann, wie Mörlin, konnte nicht lange ohne Anstellung bleiben. Er fand dieselbe zuerst in Göttingen und als er 1549 nach Schleusingen berufen worden war, hielt er auf der Reise dahin eine sehr merkwürdige Gastpredigt zu Arnstadt, die in seiner Erklärung der Sonntagsevangelien abgedruckt ist. Mörlin starb, nach einem vielbewegten Leben, 1567 den 23. Mai als Bischof von Samland und Pfarrer zu Königsberg. — Im Jahre 1544 wurde jedoch durch den gothaischen Superintendenten Friedrich Myconius und dem Pfarrer an der Bonifaciuskirche, Georg Spenlin, die religiöse Eintracht wieder hergestellt.

Nach Günther's Tode wählte sein ältester Sohn Günther der Streitbare Arnstadt zum Sitze. Er hielt hier den 17. November 1560 Beilager mit der Gräfin Katharina von Nassau. Mit welchem Glanze solche Feierlichkeiten damals verbunden waren, lernen wir aus der Menge der geladenen Gäste, Erfordernisse zu ihrer Bewirthung und den dadurch verursachten, bedeutenden Kosten. Das Verzeichniß alles dessen, was bei dieser Gelegenheit verzehrt wurde, hat sich bis jetzt erhalten, und wir glauben, unsern Lesern eine nicht

unangenehme Unterhaltung zu gewähren, wenn wir es hier wiederholen:

Zu diesem Feste, bei welchem 64 fürstliche und gräfliche Personen und 84 Ritter gegenwärtig waren, wurden verbraucht;

700 Malter Korn (vermuthlich das Malter zu 4 Maas oder Scheffel gerechnet), 120 Hirsche, 116 Rehe, 150 große und kleine wilde Schweine, 850 Hasen, 20 Auerhähne, 35 Birkhühner, 300 Rebhühner, 200 Schnepfen, 60 Haselhühner, 85 Schock Krametsvögel, 150 Stück welsche Hühner, 20 Schwäne, 24 Pfauen, 14 Schock andere Vögel, 8 Schock wilde Gänse, 100 Stück Ochsen, 1000 Stück Hammel, 70 Schock Hühner, 45 Schock zahme Gänse, 3550 Schock Eier, 175 Schock Kapaunen, 245 Spanferkel, gebraten, 200 Seiten Speck, 8 Rinder geräuchert, 47 Stück Schweine, 24 Saugkälber, ein Jahr alt, 40 junge Saugkälber, 4 Tonnen Schmalzbutter, 8 Tonnen gesalzene Butter, 7 Faß Weinessig, 10 Faß Bieressig, 200 Fäßlein eingemachtes Wildpret, 720 Schock große Karpfen, 21 Centner Hecht, 85 Schock grüne Forellen, 4 Centner grüne Aale, 7 Fuder Krebse, 60 Stübchen Schmerlen, 24 Stübchen kleine Gemangfische, 10 Schock Neunaugen, 30 Schock Barbensaalfische, 3 Tonnen gesalzener Hecht, 6 Ton. gesalzener Lachs, 2 Ton. Stör, 1 Ton. gesalzener Aal, 1 Ballen Schollen, 1 Ballen Stockfisch, 3 Ton. Rothschier, 3 Tonnen Heringe, 3 Schock gedörrte Lampreten, 3 Centner Zwetschen, 1 Tonne Honig, 13 Centner Wachs, 2 Centner Reis, 3 Centner Hirse, 10 Centner Unschlitt, 1 Centner Kirschmus, 12 ganze Parmesankäse, 700 holländische Käse, 4 Körbe Rosinen, 1 Butte Oblaten, 700 Kronen für Zuckergebacknes, 200 Thlr. für Zwiebeln, Kräuter und Wurzeln, 700 Klaftern Holz, 4800 Malter Hafer, 20 Lägel Malvasier, 25 Lägel Rheinfell, 25 Fuder Rheinwein, 30 Fuder Würzburger und Frankenwein, 6 Fuder Neckarwein, 12 Faß Breihahn, 24 Tonnen hamburger Bier, 12 Faß Eimbecker Bier, 12 Faß braunschweiger Bier oder Mumme, 6 Faß Gose, 6 Faß mindisch Bier, 30 Faß zellisch Bier, 10 Faß englisch Bier, 220 Faß Speisebier, ohne was sonst noch an alten Kräuterbieren, (als Hirschzungen-, Salbei-, Beifußbier und dergleichen) vertrunken wurde, 1010 Eimer Landwein.

Ferner 4500 Thaler für Kleidung und Pferdeschmuck, 4500 Thlr. für Stallung, Rauf-, Futter- und Trinkgelder auf 3000 Pferde, 10,000 Thlr. für Bekleidung, Teppiche und Umhänge der Gemächer. —

Unter Günther's Regierung, den 7. August 1581, traf die Stadt das schreckliche Schicksal eines Brandes, der innerhalb drei Stunden den schönsten Theil derselben, mit den meisten öffentlichen Gebäuden verzehrte. Eine noch ungedruckte Erfurter Chronik, welche vom Jahre 438 anfängt, erzählt dieses traurige Ereigniß folgender Maßen: „den 7. August 1581 nach Mittage ohngefähr um 2 Uhr ist ein — Feuer zu Arnstadt in Bürgermeister Hansen Bonen (Bohnens) Haus auf dem Märkte auskommen, dergleichen Brand wenig Menschen, so auf Erden leben, gesehen haben, sintemal 383" (die Zahl wird von andern verschiedentlich angegeben) „Feuerstätten sind

zu Asche worden. Item das Rathhaus samt einer Kirche, Glockenthurm und das gräfliche Vorwerk ganz abgebrannt, welches faßt in 8 (3) Stunden alles ergangen ist. Man konnte auch alle Löschbrände mit 3 Wagen abführen. Es hat der Bürgermeister, sonst Nebeling (Nebel) genannt, der eine alte Dachrinne mit heißem, siedendem Pech wollen gießen. Darüber sein Haus und Hof, weil es sonst denselben Tag überaus heiß gewesen, angegangen, forder geflochen (weiter geflogen), und also die drei besten Theile der Stadt verbrannt sind. Es ist sich hoch zu verwundern, daß mitten im gräflichen Vorwerk ein Taubenhaus, unter welchem etlich dürres Kochholz gelegen, samt einem alten Wagen, welcher sich dabei befunden, unverseh t ist blieben, obschon alles herum ist verbrannt an Scheunen, Ställen, Stroh, Früchten ꝛc. Graf Albrecht von Schwarzburg, welcher hernach solchen Brandschaden besehen, hat zu etlichen von Adel gesagt: Ich mag mich wohl wundern, wie es doch zugehet, daß manch gewaltig steinern Haus in Arnstadt verbrannt, aber dieses Taubenhaus nicht vom Feuer versehrt worden ist. Hierauf soll einer von Adel scherzweise gesagt haben: Gnädiger Herr, ich weis die Ursache. Der Graf gesprochen: Ich möchte sie auch wohl wissen; worauf der Junker geantwortet: In diesem Taubenhaus haben gewohnet eitel einfältige Tauben, welche nicht gewuchert, noch einander betrogen, darum haben sie bleiben müssen, in der Stadt aber haben gewohnet grose Wucherer und Leuteschinder, darmit haben auch ihre grosen Gebäu zergehen müssen. Darauf der Graf erwiedert: Das habe ich nicht bedacht." — Eine andere alte Nachricht setzt folgendes hinzu: Hans Nebel oder Bohn, in dessen Hause das Feuer auskam, war seines Handwerks ein Schuster, nahm aber an Gütern plözlich also zu, daß sich jedermann darob verwunderte, weil seine Eltern von geringem Vermögen gewesen. Dieser ward durch Gunst, wider vieler und der vornehmsten im Rathe Willen zum Bürgermeister erwählt. Als er auch die Ursachen, durch welche er wuste, daß er zu solchen Ehren kommen, oft brauchen wollte, entstand unter dem Rath mancher Unwille. Er wohnte am Markt in einer ziemlichen Behausung, die nicht sonderlich gebaut ꝛc. das hart am Vorwerke liegende Schloß ist von den zu Rettung desselben aufgebotenen Bauern erhalten worden. — Nebel selbst, um sich den Verwünschungen der ihrer Habe Beraubten und der obrigkeitlichen Ahndung zu entziehen, entfloh und seine Güter wurden eingezogen.

Zu Förderung der schleunigen und zweckmäßigen Wiederherstellung der abgebrannten Gebäude erließen die Grafen Hans Günther und Albrecht, zugleich in Vollmacht ihres Bruders Günther XLI. eine Verordnung unter dem Titel: Newe Bawordnung der verbrannten Stadt vnd Bürgerschaft zu Arnstadt zum besten — in Druck gegeben. Erfurt 1582. 4. (3½ Bogen.)

Die ansteckende Krankheit, welche von Pfingsten bis in den Winter des letzten Jahres 1800 Menschen daselbst hinweggraffte und die man nach damaliger Gewohnheit mit dem Namen der Pest bezeichnete, würde wohl ohne jenes Unglück und die dadurch den Ein-

wohnern verursachten Schrecknisse, Sorgen und Entbehrungen nicht so heftig gewüthet haben. — Nachdem Günther der Streitbare (den 15. Mai 1583 zu Antwerpen) gestorben war, fiel Arnstadt an seinen Bruder Johann Günther I., den Stifter der bis heute bestehenden Schwarzburg-Sondershäusischen Linie; da sich aber diese nochmals theilte, so blieb es noch geraume Zeit hindurch eine wirkliche Residenz. Es hatte jedoch während dieser Periode manche Widerwärtigkeit zu erdulden, am 21. April 1592 eine große Ueberschwemmung. 1626 eine pestartige Epidemie, und in den folgenden Jahren, besonders 1632 die Lasten des damals ganz Teutschland verheerenden Kriegs; dann am 3. April 1670 eine Feuersbrunst, welche gegen 170, und am 12. April 1693 wieder eine solche, die gegen 30 Häuser einäscherte. Diesen Zerstörungen mag indessen die Stadt ihr jetziges gefälliges Ansehen größtentheils verdanken.

Der letzte zu Arnstadt residirende Regent war Anton Günther II. (von 1683 — 1716), Freund und Kenner der Wissenschaften, von welchen er besonders die Numismatik lieb gewonnen hatte. Er sammelte ein vortreffliches Münzcabinet, dessen Aufsicht er dem berühmten Andreas Morel und nach ihm, dem in diesem Fache eben so bewanderten Christian Schlegel anvertraute, das er aber 1712 an den Herzog Friedrich II. von Sachsen-Gotha verkaufte. Zu seiner Zeit wurde Schwarzburg in den Reichsfürstenstand erhoben, doch machte er für seine Person erst im Jahre 1709 von dieser Würde förmlichen Gebrauch. Da er unbeerbt starb, so kam Arnstadt auf's Neue an Sondershausen, und dahin gehört es noch jetzt, indem nach Einführung des Rechtes der Erstgeburt keine Familienabtheilungen mehr Statt finden, und die neuen Zeitereignisse, die manchen Länderbesitz so auffallend umgestalteten, an Schwarzburg ohne merkliche Veränderungen vorübergegangen sind.

Arnstadt ist jetzt der Sitz der Landesbehörden für die Schwarzburg-Sondershäusische Oberherrschaft. Es zählt (nach Hatham) 750 Privat- und öffentliche Häuser (im Jahre 1837 hatte es, laut der officiellen Angabe, 707 Privatwohnungen, 4 Kirchen, 36 für andere Staats- oder gemeinnützige Zwecke bestimmte Gebäude, 12 Fabriken, Mühlen und Magazine 2c., zwei Ziegelbrennereien, eine Meisterei, zusammen 762) und 5600 Einwohner (im Jahre 1837, 5403 E.); und ist also die bedeutendste Stadt im Schwarzburgischen. Fünf Thore, (wovon zwei neuerlich abgetragen wurden), das erfurter, wachsenburger, längewitzer, rieth- und neue Thor) öffnen den Weg zu derselben, und die Mauer mit Thürmen und Zwingern zeigt, daß sie ehemals, nach alter Weise befestigt. Durch seine Lage vor dem Walde wird Arnstadt, besonders für den Holz- und Kornhandel sehr wichtig, und die hiesigen Märkte sind vornehmlich in dieser Hinsicht äußerst lebhaft. Außerdem werden die gewöhnlichen bürgerlichen Gewerbe nebst Acker- und Gartenbau, hier getrieben. Ehemals war auch der Wein- und Waidbau sehr beträchtlich. Von dem erstern finden sich schon im Jahre 1258 deutliche Spuren und die Chroniken berichten, daß der Ertrag dieses Gewächses 1531, 1535 (wo derselbe

auf 12,000 Eimer geschätzt wurde) 1584, 1586, 1591, 1599, 1605, 1616, 1624 außerordentlich ergiebig gewesen sei. Jetzt sind die meisten Weinberge in Gärten und Aecker verwandelt. Was den letzteren betrifft, so pflegte man sonst Arnstadt, Erfurt, Gotha, Langensalz, Tennstedt die fünf Waidhandelsstädte zu nennen.

Im Jahr 1617 braute der Bürgermeister Nickel Fischer das von ihm erfundene, so beliebte Waizenbier zum ersten Male und verschaffte seinen Mitbürgern dadurch einen neuen Erwerbszweig.

Der vornehmste Platz in der Stadt ist der Markt, dessen östliche Seite mit der sogenannten Galerie, einem überbauten Säulengange versehen ist. — Unter den merkwürdigen Gebäuden stand sonst das Schloß oben an, mit dessen Neubau, an dem Platz einer ältern Burg, man sich von 1540 bis 1560, wo er durch Günther den Streitbaren beendigt wurde, beschäftigt zu haben scheint. Es war, wie sich aus den Abbildungen ergibt, ein großes und prachtvolles Gebäude und nichts ist mehr zu bedauern, als daß man es nach Anton Günther's Tode allmählig verfallen ließ und endlich ganz abtrug, so daß jetzt kaum die Grundmauern mehr übrig sind. Doch steht noch der hohe, runde, mit Kupfer gedeckte, schon in weiter Ferne sichtbare Thurm, auf dessen Ausbesserung seit kurzem Bedacht genommen worden ist.

In einem stehen gebliebenen Flügel des ehemaligen Schlosses haben die oberherrschaftlichen Landeskollegien ihren Geschäftsraum. Der weitläufige Schloßgarten, welchen ehedem jetzt ganz verschwundene Lusthäuser, Gebäude und Anlagen schmückten, hat dadurch viel von seiner Schönheit verloren.

Nicht weit davon liegt das neue Schloß oder Witthumspalais, welches unter Fürst Günther's Regierung zum Wittwensitze für dessen Gemahlin, Elisabeth Albertine, im Jahre 1728 auf dem Platze der alten Kanzlei und einiger dazu erkauften Häuser zu bauen angefangen, 1732 vollendet wurde, und von 1740 bis 1774 der erwähnten Fürstin zum Aufenthalte diente. Jetzt wird dasselbe von der Fürstin-Mutter Wilhelmine Friederike Caroline, der erhabenen, rastlosen Wohlthäterin Dürftiger und Nothleidender bewohnt. Es enthält eine Gemäldesammlung mit seltenen Stücken berühmter Meister aus verschiedenen Schulen und eine Anzahl sehenswerther Porzellangefäße.

Der Prinzenhof war ehemals die Propstei des hiesigen Liebfrauenklosters und wurde von der Wittwe Günther's des Streitbaren, Katharina, bezogen, nachdem sie dieselbe für ihre Bedürfnisse hatte einrichten lassen. Dadurch, daß der Prinz Wilhelm von 1723 bis den 19. März 1762 in diesem Hause weilte, empfing es den Namen des Prinzenhofs. Jetzt gehört es dem Oheim des regierenden Fürsten, dem wegen seines trefflichen Charakters und seiner Humanität hochgeschätzten Prinzen Johann Karl Günther, der es seit dem Jahre 1803 auf das geschmackvollste hergestellt und ansehnlich vergrößert, aber vor mehreren Jahren dafür seinen Landsitz zu Otterwisch zum Aufenthalte gewählt hat.

Gemeiniglich erklärt man die Bonifaciuskirche für die älteste in Arnstadt, doch ermangelt die Behauptung, daß sie von diesem Apostel der Thüringer selbst gestiftet worden sei, des zureichenden Beweises. Sie stand mitten in der Stadt auf einer Anhöhe zu welcher steinerne Stufen führten und soll, besonders nach ihrer Erweiterung im Jahre 1444, ein stattliches Gebäude gewesen sein. Auf dem Thurme, an welchem ein Gang mit verziertem Geländer angebracht war, hingen fünf Glocken. Diese mit einer Crypta oder unterirdischen Capelle versehene Kirche, wurde bei dem großen Brande 1581, ein Raub der Flammen, und lag hierauf fast hundert Jahre in Trümmern, bis an ihre Stelle die neue Kirche (von welcher nachher) gebaut wurde. —

Unter den hiesigen Kirchen ist die der Maria gewidmete, sowohl wegen ihres Alters, das, wenn unsere eben geäußerte Vermuthung gegründet sein sollte, bis über das achte Jahrhundert hinausreicht, als ihrer Bauart, wodurch sie die Bewunderung aller Kenner der Baustile des Mittelalters erregt, die merkwürdigste. Im Jahre 1309 räumte man sie dem Benedictinernonnenkloster der heiligen Walpurgis ein, das bis hierher auf dem davon benannten Walpurgisberge über der Stadt gestanden hatte, und wahrscheinlich durch Feuer zerstört worden war. Nach Aufhebung des letztern wurde sie eine evangelische Pfarrkirche und späterhin nur zu Frühpredigten gebraucht, und hieß daher die Frühkirche. Seit Jahren wird gar kein Gottesdienst mehr darin gehalten. Sie liegt in der Nähe des Prinzenhofs, an der Stadtmauer, die sie mit ihren hohen, kunstvoll gearbeiteten Thürmen weit überragt. Neuerlich hat man mit nicht genug zu rühmender Sorgfalt dieses herrliche Gebäude vor dem drohenden Verfall zu schützen, und seinem Innern wieder Festigkeit und ein freundlicheres Ansehen zu verleihen gesucht. Eine besondere Zierde desselben sind die Denkmäler hier beigesetzter Schwarzburgischer Grafen, worunter sich dasjenige vorzüglich auszeichnet, welches Günther dem Streitbaren von seiner Gemahlin 1590 aus Marmor errichtet worden ist.

Das Barfüßler- oder Franziskanerkloster wurde 1248 (nach Andern 1246, durch Mönche von Gotha gegründet, und dauerte bis 1538 fort, in welchem Jahre es von seinen Bewohnern verlassen werden mußte, die ihre sämmtlichen Urkunden mit sich nahmen, welche die jetzt größtentheils unbekannten Schicksale dieser Stiftung genauer aufklären würden. Die mit dem Kloster verbundene, nunmehrige Oberkirche, die mit einem vortrefflichen Oelgemälde des berühmten niederländischen Künstlers Franz Floris geschmückt und einer 1588 angelegten, an seltenen und kostbaren Werken reichen Bibliothek ausgestattet ist, benutzte man seitdem zum evangelischen Gottesdienste, so wie die übrigen Gebäude zu Kirchen und Schulzwecken. —

Die Jacobskirche lag nicht weit vom Rieththore, nahe an der Stadtmauer. Ueber ihren Ursprung herrscht Ungewißheit, soviel aber ist ausgemacht, daß sie 1411 schon vorhanden war, zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts wiederhergestellt, 1484 mit einem

neuen Thurme und 1487 mit einer Orgel versehen wurde. Weil man ihrer nach Einführung der Reformation entbehren konnte, so überließ sie die Herrschaft 1559 dem Stadtrathe zu einem Brauhause, mit der Bedingung, den Thurm in Bau und Besserung zu erhalten.

Die neue, auf dem Platze der wüsten Bonifaciuskirche 1676 zu bauen angefangene und 1683 eingeweihte Kirche ist die zweite Pfarrkirche.

Kirchhöfe giebt es in der Stadt nicht. Denn schon 1537 verlegte man dieselben vor das erfurter Thor. Der dasige Gottesacker ist neuerdings sehr vergrößert, in einen schönen Blumengarten umgewandelt worden, und enthält eine achteckige freundliche, von 1738 bis 1743 erbaute Kirche.

Die Schule oder das seit kurzem zum Gymnasium erhobene Lyceum, erfreute sich schon 1542, unter dem ersten Rektor Johann Andreä, eines sehr guten Rufs. Das jetzige Gymnasialgebäude, ein Theil des ehemaligen Barfüßerklosters, ist nach dem Brande von 1581, welcher das Schulhaus bei der Bonifaciuskirche zerstört hatte, zu diesem Zwecke eingerichtet worden. Bald nach der Reformation finden sich auch Spuren einer Mädchenschule, die seitdem ununterbrochen fortgedauert hat. der Vollendung der neuen, für Knaben und Mädchen bestimmten Bürgerschule sieht man in diesem Jahre entgegen.

Das Waisenhaus verdankte seine Gründung hauptsächlich dem hiesigen, 1773 nach Frankfurt am Main beförderten Superintendenten Mosche. Es zeigte nebst einer Sammlung von Mineralien, Konchylien, ausgestopften Vögeln, Schlangen 2c. auch ein Kabinet kleiner Figuren, welche alle Stände, Gewerbe und Ereignisse des menschlichen Lebens vorstellen, bekannt unter dem Namen Mon plaisir, und anfangs Eigenthum der Fürstin Auguste Dorothea dessen in der Geschichte der Augustenburg ausführlich gedacht worden ist. Nach Vertheilung der Waisenkinder an Privatpersonen wird dieses Gebäude zur Irrenanstalt gebraucht. —

Außerdem sind in der Stadt vornehmlich merkwürdig. 1) Das Rathhaus. Es wurde nach dem großen Brande, 1583 schöner und größer, als zuvor von Steinen aufgerichtet und mit 2 Thürmen, Glocken und künstlichen Uhren 2c. versehen. 2) Das St. Georgenhospital, in der erfurter Gasse, mit seinem freundlichen Betsale und dem in Stein gehauenen Ritter St. Georg, wird auch in alten Schriften bisweilen das St. Georg- und Elisabethen-Hospital genannt und kommt schon 1385 vor. Hier wohnen auch die Pfründner des ehemaligen Jakobshospitals (Siechhofs oder Lazareths), welches sich vor dem erfurter Thore befand und während des letzten französischen Krieges zum Militärlazerethe, dann zur Kaserne umgeschaffen wurde. Das Katharinenhospital außerhalb der Stadt am Rieththore, dessen in einer Urkunde von 1332 Erwähnung geschieht, ist längst eingegangen. 3) Die Günthersmühle vor dem Rieththore, wo schon im dreizehnten Jahrhundert eine Mühle stand, welche dem Kloster zu Ichtershausen gehörte, und 1325 von dem arnstädtischen Jungfrauenkloster, das nunmehr in Besitz derselben

gelangt war, an die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg verkauft wurde. Günther der Streitbare ließ sie 1571 und 1572 ganz neu erbauen. Sie wird von einem Arme der Gera getrieben, dessen Wasser selbst in den strengsten Wintern nicht einzufrieren pflegt. Sowohl ihre Bauart als Größe, (sie enthält außer sechszehn Mahlgängen, wovon so eben vier in sechs amerikanische umgeändert werden, noch Oel-, Graupen- und Schneidemühle, machen sie des Lobspruchs würdig, den ihr das seltene Volksbuch: „Neu verbesserter Müller-Ehernkranz, oder recht gemessener Urkund von dem wahrhaften Cirkel-Grund, So dem Mühl-Handwerk zu Ehren gethan, Ein Mühlknappe Namens Georg Bohrmann, Gedruckt in diesem Jahr (8. 63 Seiten) S. 34 f. spendet, daß ihres gleichen nicht in ganz Teutschland gefunden werde." —

4) Die Wasser- (oder Brunnen)-Kunst. Dieses Gebäude an der Stadtmauer, der Liebfrauenkirche gegenüber, war ehemals das Sprachhaus der Nonnen. Im Jahre 1559 beschenkte Günther der Streitbare den Stadrath damit und dieser benutzte es zu dem großen Werke, das die Einwohner mit reinem, mildem und trinkbarem Wasser versorgt, welches ein Arm der Weiße liefert. Hier sind auch die zum Theil zierlich gebauten öffentlichen Springbrunnen, die fast in allen Straßen angetroffen werden, nicht zu vergessen.

Die Umgebungen Arnstadts sind zu angenehmen und geschmackvollen Anlagen nicht unbenutzt geblieben. Wir rechnen dahin vornehmlich den schönen Brunnen vor der Pforte, am Eingange des Jonasthales, schon 1526 gefaßt und in neuern Zeiten wesentlich verschönert. Er ist ein sehr beliebter Vergnügungsort der Arnstädter, wo jährlich das 1475 zuerst erwähnte und 1717 mit Rechten und Freiheiten von dem Landesherrn begabte Vogelschießen gehalten wird. Das erwähnte Jonasthal hat an seinen beiden Wänden theils schöne Berggärten mit freundlichen Gartenhäusern, theils mehrere schroffe Felsen, unter ihnen den sogenannten Jungfernsprung, an welchen sich eine von Bechstein, Bube und Welker im ansprechenden Tone erzählte, auch in andern Gegenden vorkommende*) Sage knüpft.

Wir entlehnen sie aus des letzteren Thüringischen Liedern (Gotha, 1831. 8.) S. 27 f.

Das Mägdlein flieht aus der Stadt in's Thal,
Vor tobenden Kriegern, vor blutigem Stahl;
Ihr folgt die Noth hinauf zu den Höh'n,

---

*) Z. B. von einem steilen Felsen bei Zittau in der Lausitz, dem Oybin, (s. Teutsche Sagen, herausgegeben von den Gebrüdern Grimm. 1r B. Berlin 1816. 8.) N. 320. S. 418 f. — Von dem Mädchensprung, einem hohen Felsen zwischen Ballenstedt und Harzgerode in dem Selkethale, s. ebend. N. 319. S. 417 f., einem Berge, welcher den Namen Jungfrauensprung führt, bei einem Orte unweit Gräz in Steier. insgemein die Wand genannt, s. ebend. (N. 141. S 211 f., (aus Abraham a St. Clara.)

Und athemlos, wagt sie nicht umzuseh'n:
Ein Reiter von frevelnder Lust entbrannt,
Er kommt, wild fluchend, ihr nachgerannt.

Er reitet gewaltig; sie jaget voraus,
Und hinter ihr jaget der Hölle Graus. —
„O Himmel rette die schöne Gestalt,
Bewahre sie vor der Hölle Gewalt!"
Umsonst! Sie flüchtet in Todeseil
Die Felsen entlang, — zur Klippe so steil!

Sie weint zu Gott, vor der Thalesschlucht,
Am gräßlichen Rand, von der Schande gesucht:
„Du Gott des Erbarmens, so nimm Dein Kind!"
Das Mägdlein stürzt sich vom Felsen geschwind.
Den Reiter blendet ein lockender Schein,
Er sprengt in den jähenden Abgrund hinein.

Zwei Wand'rer sah'n in der hohen Luft
Die Stürzenden über der Thalesgruft. —
Sanft trugen Engel das Mägdlein hinab,
Die Klippe wurde des Reiters Grab.
Und dort schrieb sinnend Erinnerung
In den Fels die Worte: „Der Mädchensprung."

Von der Eremitage am Walpurgisberge, die ihren Namen später mit dem der Günthershöhe vertauscht hat, wo im Jahr 1816 zu den bereits vorhandenen Gebäuden ein geräumiger Tanzsaal und Felsenkeller angelegt wurde, genießt man die entzückendste Aussicht, in den herrlichen Plaueschen Grund.

Doch die engen, uns vorgezeichneten Schranken erlauben nicht, alle übrigen sehenswerthen Punkte und Gegenstände zu schildern, wir verweisen daher unsere Leser, welche sich genauer von den Geschicken und Merkwürdigkeiten dieser Stadt unterrichten wollen, auf die unter dem Titel: Arnstadts Vorzeit und Gegenwart, in der Faustschen Hofbuchhandlung daselbst erscheinende Schrift, deren erstes Heft nächstens ausgegeben werden soll.

Die Rosenau.

Lassen wir unsern Reisewagen auf der schönen Kunststraße dahin rollen, die von Coburg nach Rosenau führt. Je näher wir diesem eben so großartigen, als reizenden Parke kommen, desto mehr werden wir durch die Bemerkung überrascht, daß der Anfang desselben durch keine besondere Grenze bezeichnet wird. Der kunstsinnige Anordner der Parkanlagen hat es verstanden, ihre Umgebungen in sie selbst hineinzuziehen und diese nach jenen zu formen. Alles erscheint hier natürlich, in ungezwungener Anmuth. Die Haine, die Bäume und Gesträuche sind so gruppirt, daß sie in der größten Mannichfaltigkeit die schönste Einheit bieten. Frische Wiesenteppiche breiten sich überall aus und ergötzen das Auge. Dazwischen schimmern klare Wasserspiegel, auf denen Schwäne, sowie mancherlei andere fremde und einheimische Vögel umherrudern. Nordwärts giebt ein großer Teich, dessen Randhügel mit Bäumen bepflanzt sind, der ausgedehnteren Fläche seiner Umgebung Reiz und Leben. Wohlangelegte Kunstwege führen von einem Standpunkte zum andern und gewähren den reichsten Wechsel lieblicher Ansichten. Hier schweift der Blick über einen üppigen Wiesengrund bis zu dem Dorfe Deslau, das mit seiner Schweizerei, seinem Kammergute, Schloß, herrschaftlichen Garten und großen Gewächshäusern noch innerhalb der Parkanlagen liegt, dort schwebt er bis zur alten Veste Coburg dem Bausenberg entlang, an dessen Fuß zwischen dunklem Erlengebüsch das freundliche Haus der ehemaligen Thümmelschen Marmormühle sich zeigt. Hier schaut durch zitternde Zweige der heitere Callenberg, dort die verödete Ruine der Lauterburg. Unter derselben öffnet sich der Schönstädter Grund, der von den blauen Bergen des Thüringer Waldes begrenzt wird. In diesem Grunde entspringt die Itz, die unter schattigen Erlen und Ulmen durch smaragdne Wiesen sich dahinschlängelnd, vorsichtig in

das Thal der Rosenau hinaustritt. Hier spiegelt sich der Glanz eines fürstlichen Schlosses, der Sommerresidenz des Coburger Hofes, in ihren unschuldigen Wellen. Dieses Schloß mit seinem runden Thurme, auf welchem die wehende Fahne die Anwesenheit der Landesherrschaft verkündigt, erhebt sich auf einer sanften mit Rosengebüschen bepflanzten Anhöhe. Einst war es der Wohnsitz der edlen Rosenauer, eines Rittergeschlechts, welches bereits im vierzehnten Jahrhundert erwähnt wird und schon frühzeitig viele Güter, z. B. Ahorn, Eichhof, Gauerstadt u. s. w. besaß. Dasselbe führte einen, der Länge nach zertheilten Schild im Wappen, in welchem auf der einen Seite drei rothe Rosen im weißen Felde, auf der andern drei weiße Rosen im rothen Felde und auf dem, das Schild bekrönenden Helme drei Jagdhörner zu sehen waren, deren eines weiß mit drei rothen Rosen, eines der beiden übrigen aber roth mit drei weißen Rosen besetzt war. Das Geschlecht scheint in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts mit Adam Alexander von Rosenau, der das Schloß im Jahre 1615 an den Herzog Johann Casimir von Coburg verkaufte, es aber im Jahre 1636 durch Wiederkauf an sich zurückbrachte, erloschen zu sein. Später war ein Geheimerath von Pernau Besitzer der Rosenau. Von diesem erwarb sie im Jahre 1721 der Herzog Friedrich von Gotha durch Kauf. Seitdem blieb sie ein gothaisches Chatoullgut, bis sie durch den Staatsverband von 1805 an das Haus Sachsen-Coburg kam. Das Schloß, damals ein finsterer, in Trümmer zerfallender Bau, sollte nun bald durch die kunstsinnige Fürsorge Sr. Durchlaucht, des jetzt regierenden Herzogs zu Sachsen Coburg-Gotha neues Leben und fürstlichen Glanz gewinnen. Der geistvolle Herzog ließ nämlich dasselbe mit Benutzung und Beibehaltung der alten Mauern in alterthümlichem Baustyl, den er vorzüglich liebt, verjüngen. Der Eingang zu dem Schlosse, welcher rechts und links an den herzoglichen Stallgebäuden und der Hofküche vorüberführt, erinnert an den Vorhof einer altenglischen Burg. Auf einem mit Baumgruppen reich geschmückten Platze, der mit einem Steingeländer von gothisch-durchbrochener Arbeit eingefaßt ist, gewahren wir eine Fontaine, deren Wasserausströmungen über zwei Schalen herab in ein geräumiges Becken fallen. Das Schloß selbst bietet besonders von seiner östlichen Giebelseite, die im Hauptgeschosse mit einem Altan versehen ist, einen lieblichen Anblick und eine reizende Aussicht dar. Hier sind die zierlichen Glasthüren, durch welche man in den sogenannten Marmorsaal eintritt. Vormals eine Art dunkler Rüstkammer erglänzt er jetzt von Marmor und Gold. Prächtige Kronleuchter schweben darin von der gewölbten Decke nieder und schön gearbeitete Meubles entsprechen dem Style des Ganzen. An diesen Saal, über dessen innerem Eingang sich auch das in Stein gehauene Bild des Adam Alexander von Rosenau befindet, stößt das Bibliothekzimmer mit seinen bunten Fensterscheiben und einem großen Schreibtische aus cararischem Marmor, welchen der Fürst Metternich Sr. Durchlaucht dem regierenden Herzog zu S. Coburg-Gotha verehrt hat. Steigen wir sodann in das obere Stockwerk hinauf, so finden wir hier ein Zimmer, dessen Wände von

J. Königl. Hoheit, der Herzogin von Kent gemalt worden sind. Sie stellen eine Gartenlaube vor, aus welcher man in eine reizende Schweizerlandschaft hinausschaut. Vorzüglich meisterhaft ist ein Wasserfall dargestellt. Nicht minder sehenswerth sind die schöne Gallerie, die Wohnzimmer des Herzogs und der Herzogin u. s. w. Das ganze Schloß, die ganze Anlage der Rosenau aber giebt Zeugniß von einem Gemüthe, das sich innig der Natur und Kunst zugewendet hat, und durch die letztere die Schönheiten der ersteren mit feinem Geschmacke idealisch auszubilden versteht. Weder die Stürme des Himmels, noch die Stürme der Erde mögen diese herrliche Schöpfung verwüsten! Sie möge noch in den spätesten Zeiten fortdauern und die Nachkommen ihres jetzigen fürstlichen Herrn und Meisters in Friede, Freude und Liebe, beglückt und beglückend, oft in ihrem Schooße verweilen sehen.

Adolf Bube.

Kühndorf und Rohra.

Das königlich preußische Pfarrkirchdorf Kühndorf hat eine ausgezeichnet schöne, aussichtreiche Lage an der südöstlichen Seite des 2314 Fuß hohen Dolmar, und stellt sich mit seiner Kirche und seinem althennebergischen Grafenschloß nach jeder Seite hin stattlich und malerisch dar. Weit umher schweifen die Blicke über einen großen Theil der Thüringerwaldkette, deren hochragende Häupter: der große Hermannsberg, der zuckerhutförmige Ruppberg, der spitzige Berg, der Beerberg, der Domberg bei Suhl mit vielen andern sichtbar sind, während zugleich Blicke in die anmuthigen Thalgründe der Schwarza, der Lichtenau und Hasel vergönnt sind, wo der schroffe Reissigenstein unterhalb Mehlis in das Lichtenauthal setzt, und über dem Haselthale eine senkrechte, nackte Felsenwand in der Nähe von Rohr sich malerisch hinzieht. Die Gleichberge bei Römhild ragen nach anderer Richtung hoch über den Horizont, und nur weniger Schritte bedarf es, so liegt vom höchsten Punkt der durch Kühndorf führenden Chaussee von Meiningen nach Oberhof und Gotha, auch das ganze Rhöngebirge, ein großartiges Bergpanorama, vor Augen.

Kühndorf ist ein Ort von hohem Alter. Ganz in der Nähe am Dolmarfuße liegen germanische Grabhügel verstreut, ein Zeichen frühester Ansiedelung, und zufällige Fundstücke verzierter Broncegeräthe, die sich in der Sammlung des Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins zu Meiningen befinden, haben dargethan, daß die Anwohner schon eine gewisse Stufe der Cultur sich zu eigen gemacht. Urkundlich tritt Kühndorf mit dem Jahre 795 in die Geschichte, damals übereignete Egilof zu Chunitorp in pago Grabfeldon dem Stifte

Fulda seine Besitzungen. Der Pagus Grabfeld erstreckte seine Grenzmarken noch weit über den südlichen Abhang des Thüringerwaldgebirges. Später war ein edles Geschlecht, die Herren von Cundorff, welche jedenfalls eine Burg inne hatten, in Kühndorf seßhaft, und zwar vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert, aus welchem Geschlechte sogar einer, Erlang, vom Jahr 1106 bis 1122 den Fränkischen Herzogthron als Bischof von Würzburg zierte. Dieser begabte mit einem Theil von Kühndorf das Hochstift. Spätere Ritter dieses Geschlechtes, Gottfried, Leupold, Otto, Reinhard, Berthold, Hermann und Bernhard erscheinen als Hennebergische Vasallen. Otto von Cundorf und seine Söhne hatten die Schutzvogtei über die Klostergüter zu Rohra usurpirt, welche Abt Konrad zu Fulda 1228 ihnen wieder abnahm und dem Kloster selbst übereignete. Reinhard von Cundorf verkaufte 1251 dem genannten Kloster einen Zehenten zu Dillstädt und Leupold übergab demselben 1259 seine Lehengüter zu Helba und Tollmarsdorf. Letzterer Ort ist gleich vielen andern dieser Gegend verschwunden und nur eine Wüstung bezeichnet seine ehemalige Stätte.

Die Herren von Kühndorf waren jedoch nicht die alleinigen Besitzer des Schlosses und Ortes, sondern auch die Grafen von Henneberg erscheinen schon 1287 als Mitbesitzer, namentlich Graf Berthold VII. Dessen älterer Bruder, gleiches Namens, war Johanniterritter, und wollte seinem Orden auch in der Grafschaft Henneberg dauernde Wohnsitze gründen. Er führte diesen Entschluß in Schleusingen und Kühndorf aus, und so ward auch der letzte Ort 1291 eine Ordenscommende. Otto von Cundorf und Guetha, seine Frau, übergaben dem Ordenshause 1307 ihre Güter zu Geryken (Kirchheim) Wenigen-Schwarza, Christes, Trenkrieth und Werberghausen. Diese Herren von Cundorf kommen nach 1332 nicht mehr vor, und Otto mag wohl der letzte des Geschlechtes gewesen sein. Sie führten in ihrem Wappen drei rothe und silberne Sparren und auf dem Helm eine schwarze Kuh.

Der Gründer des Ordenshauses, Berthold VII., erkaufte 1315 den Burgstadel, den Berg Dollmar und den Ort Treibendorf um 400 Mark Silber von seinem Bruder, und übergab alles der Comthurei. Aber nun hatte in Folge obiger Schenkung des Bischofs, auch Würzburg Antheil an Burg und Schloß, und es wurde 1419 zwischen dem Bischof Johann und Commenthurherren Eberhard von Romrod, wegen des Schlosses ein Burgfriede aufgerichtet. Auch versetzte derselbe Bischof im Jahre 1420 den Würzburgischen Antheil an Kühndorf an den Grafen Friedrich I. von Henneberg-Römhild um 400 Gulden, welche Pfandschaft bis zum Jahre 1586 dauerte. Im Jahre 1367 beabsichtigte der damalige Kommenthur zu Kühndorf, Otto von Heßberg den Verkauf des Schlosses und der Güter an den Landgrafen von Hessen, doch die Grafen von Henneberg, als Lehnherren, duldeten dies nicht, und drohten mit Konfiscation der

Ordensbesitzungen. In einem deshalb angeordneten Schiedsgericht ward entschieden, daß Henneberg das Verkaufrecht und das Oeffnungsrecht des Schlosses haben solle, doch scheint vom ersten kein Gebrauch gemacht worden zu sein, denn als der Orden in schwere Schulden gerathen war, verkaufte derselbe 1429 die eine Hälfte des Schlosses an den Ritter Carl Truchseß um 3500 Gulden und 1431 die andere Hälfte an Hans Voit von Salzburg um ebensoviel, und beide Besitzer theilten sich in Burg und Dorf und behielten nur die Kirche und das jus patronatus gemeinschaftlich. Als Theile des Schlosses werden genannt: der Thurm, die innere Burg mit der Kemmnate und einer hohen Wehre, darin sich die Kapelle befand, zwei Keller, ein Kellergang, noch eine Kemmnate mit hoher Wehre, eine Küche, dann die Vorburg mit der Pforte, ein Backhaus, zwei Brücken in das Schloß, ein Vorhof gegen das Dorf, ein Stadel (Scheuer), ein Hinterhof, der Brauerhof genannt, ein Schafhaus des Ordens, ein Garten. Indeß verkauften die von Truchseß ihren Antheil wieder an den Grafen Georg I. von Henneberg-Römhild um 2700 Gulden in den Jahren 1435 und 36 und auch die Voite von Salzburg gaben die ihrigen diesen Grafen 1444 um 3800 Gulden zum Kauf, so daß nun Schloß, Dorf und alle dazu gehörigen Dörfer und Wüstungen der Herrschaft Henneberg gehörten. Bisweilen wohnten die Grafen eine Zeitlang auf dem Schloß zu Kühndorf, auch bestimmte Graf Albrecht dasselbe seiner Gemahlin Katharina 1539 zum Wittwensitz, da er aber erbenlos starb, so nahm Fürstgraf Wilhelm von Schleusingen, als nächster Agnat Besitz davon, und Kühndorf wurde mit seinen Dörfern ein besonderes Amt, nachdem dasselbe früher mit Dillstädt, Rohra, Utendorf, Christes, Wichtshausen, Diezhausen und Mäbedorf zum Amte Schwarza gehört hatte. Jetzt gehören zum Amte Kühndorf außer dem Orte selbst Rohra, Kloster Rohra, Dillstedt, Wichtshausen, Diezhausen und Christes, und es ist damit das Centgericht Benshausen verbunden, welchem die Orte Benshausen, Ebertshausen, Virnau, Aschenhof und Schwarza unterstellt sind. Die Wustungen heißen Dollmarsdorf, Traubendorf, Trenfried, Diemarsheim, Schwedendorf oder Wenigen-Schwarze. Im dreißigjährigen Kriege, der fast für jeden Einzelort der Grafschaft Henneberg äußerst verderblich war, legten die Soldaten des General Gilli de Gasi Feuer an, das fast die Hälfte des Dorfes verzehrte.

Die Kirche, deren Bau von 1528 datirt, und die 1589 und 1617 erweitert wurde, hat eine schöne Kanzel, welche ein Meisterstück eingelegter Holzarbeit genannt zu werden verdient.

Das alte Schloß, auf einer Anhöhe über dem Dorfe gelegen, ist noch theilweise bewohnt, und dient zugleich zum Gerichtslocal. Das Dorf zählt über 100 Häuser und über 700 Einwohner, und es ist daselbst eine bedeutende königl. Domaine mit einer ausgebreiteten Feldflur und großer Merinoschäferei.

Nur eine halbe Stunde ostwärts von Kühndorf liegt im Thale der Hasel das ansehnliche Pfarrkirchdorf

Rohra oder Rohr.

Rohr enthält über 100 Feuerstätten und hat über 600 Einwohner. —

Die Kirche des Ortes zu St. Michael wird eine der ältesten im Lande genannt, nur muß man dies nicht von dem gegenwärtigen Bau derselben verstehen, obschon derselbe auch noch mittelalterlichen Charakter und rein deutschen Styl zeigt. Das Dorf, dessen in den ältesten fuldaischen Schenkungsbriefen vielfache Erwähnung und zwar schon im neunten Jahrhundert geschieht, war eine Villa regia, und es pflegten sich dort bisweilen die deutschen Kaiser aufzuhalten, namentlich Otto I. und Heinrich II., welche dort im zehnten und elften Jahrhundert Urkunden dadirten. Es soll im Dorfe oder nahe bei demselben eine königliche Burg gestanden haben, die später den Freiherren von Bibra gehörte, doch wurde diese Burg von den Würzburger Bischöfen in den Jahren 1340 und 1367 wiederholt eingenommen und endlich zerstört, so daß jetzt kaum noch ihre Stätte mit Sicherheit nachgewiesen werden kann. Rohr liegt in einem Bergkessel, der sich nach dem Thale der Schwarza und Hasel hin öffnet, welche Flüßchen eine kleine Viertelstunde unter dem Dorfe zusammenfallen. Dort liegt, in geschichtlicher Beziehung noch interessanter, wie das Dorf, der geringe Ueberrest des dem heiligen Michael geweihten Klosters Rora. Dieses war das älteste unter allen Hennebergischen Klöstern, vielleicht bald nach Einführung der christlichen Religion in diesen waldigen Gegenden erbaut. Schon 824, 826 und 842 wurden dort Urkunden und Schenkungsbriefe ausgestellt, nnd es ist noch in einem Copialbuch ein reichhaltiges Diplomatorium über dieses Kloster gerettet. Es war ein Nonnenkloster, der Benediktinerordensregel unterworfen, stand unter der Oberherrschaft des Stiftes Fulda, und sollte nicht über funfzig Conventualinnen haben, und unter diesen sollte keine Frau Aufnahme finden, welche von ihrem Ehemann verlassen worden war. Eine erstaunliche Menge Schenkungen wurden diesem Kloster zu Theil, so, um nur einige der vorzüglicheren anzuführen, erhielt es die Advokatie über Ebertsdorf 1206, 4 Morgen Weinberge auf Sifridesberg 1246, die Kirche zu Milz und das Patronatrecht über dieselbe 1249, den Zehnten zu Schildes ꝛc. überhaupt schenkten eine Menge Ritter der Umgegend Huben und Zehnte an das Kloster, so daß zuletzt ihm vierzig hennebergische Ortschaften zehnteten. Die hauptsächlichsten Wohlthäter des Klosters waren nächst den Grafen von Henneberg, die Herren von Kundorf, Bibra, Heldritt, Kießling, Tann, Sulza, Distelstadt (Dillstädt), Marschall, Heßberg, Marisfeld und Andere; aber auch Kleriker und freie bürgerliche Leute begabten Ror. Dieses konnte schon 1323 achtunddreißig Acker zu Ebersgossern auf einmal kaufen, und überhaupt eine Menge ihm

nützliche Kauf- und Tauschverträge eingehen. Die ältesten Schutz- und Schirmvögte waren die Dynasten von Hiltenberg, nach deren Aussterben die Kundorfe sich dieses Recht, als nächste Nachbarn, zueignen wollten, was jedoch, wie schon oben bemerkt wurde, Fulda nicht zugab. Auch als das Kloster späterhin unter dem naturgemäßen Schutz der Landesherrn, der Henneberger stand, erhob Fulda mancherlei Ansprüche, welche aber beseitigt wurden, und eben so ließ Fürstgraf Georg Ernst nach dem Tode des Grafen Albrecht 1562 ohne Weiters davon Besitz ergreifen.

Die Reihe der Aebtissinnen, soweit diese aus den vorhandenen Urkunden darzustellen ist, ist folgende, freilich lückenhafte:

Relindis 1205.
Adelheidis 1228.
Rylindis 1301 — 1308.
Petrissa 1314.
Jutta von Herbilstadt 1327.
Hildegundis 1332.
Elzabeth 1334.
Theyle Einhardtin 1362.
Theyle von Bibra 1384.
Else Simonin 1413.
Giesela von der Kere 1418.
Anna von Bibra 1482.
Margarethe v. Herbilstadt.

Die Reihe der Pröbste zählt siebenundzwanzig, beginnt mit Conrad I. 1205, und endet mit Hermann Georg von Neuhoff 1623. Wahrscheinlich wurde der Titel eines Probstes noch fort ertheilt, nachdem das Kloster längst aufgehoben war.

Nach der Reformation wurde das Kloster aufgehoben, seine Einkünfte und Güter theils zur Verbesserung der Kirchen und Schulen verwendet, theils zum Kammervermögen geschlagen. So wurde es eine nicht unbedeutende Domaine von 602 Acker Fruchtfeld, 161 Acker Wiesen, nebst Waldungen und einer Schäferei, welche mit dem Landestheil, den das Königreich Sachsen an der ehemaligen Grafschaft Henneberg hatte, am 3. August 1815 an das Königreich Preußen überging. Der aus den Oeconomiegebäuden hoch emporragende Theil der ehemaligen Klosterkirche verkündet sich schon von weiten als uralter Bau, sonst sind besondre Trümmer und Denkmäler dort nicht anzutreffen. Eine Zeitlang war, noch unter der Regierung des letzten Fürstgrafen von Henneberg, zu Kloster Rohr auch eine ansehnliche Stuterei.

Die Gegend ist idyllisch, still und einsam; von den nahen Höhen gewähren sich schöne Aussichtspunkte auf Kühndorf und den Dolmar,

auf den Köhler und Schwarza, auf Dillstädt und das Haselthal. Die nahe Felswand zeugt von mächtiger Fluthung der Gewässer in diesen Thalrinnen und Klüftungen. Auffallend erscheint, daß während sonst um alte Klosterstätten die Sage vielfache Mähr zu künden weiß, ihr Mund hier verstummt ist, und keine Ueberlieferung früher Ereignisse uns mittheilt.

Nur in Meiningen hörte man früher sagen, es führe vom ehemaligem Minoritenkloster daselbst ein unterirdischer Gang bis nach Kloster Rohr, eine Tradition, die sich fast an allen Klosterstätten wiederholt. —

Ludwig Bechstein.

Greußen.

Nicht gerade wegen ihrer romantischen Lage hat auch die Stadt Greußen es anzusprechen, daß ihrer in dieser Beschreibung Thüringens gedacht werde. Aber sie ist eine Stadt Thüringens, und nicht die jüngste und schlechteste; darum finde auch sie ein Plätzchen in diesem Werke.

Im Thale der Helbe, an demselben Flüßchen, vier Stunden südöstlich von Sondershausen, sechs Stunden nördlich von Erfurt, liegt die Stadt Greußen mit ihren 360—70 Wohnhäusern und 2829 großentheils sehr betriebsamen Einwohnern. Nach Norden und Süden wird sie von mäßigen Hügeln begränzt, von denen die nördlichen (ehemaligen Weinberge) sich nach der dichtbewaldeten untern Hainleite hinaufziehen. Nach Westen und Osten ist der Einblick in das von diesen Höhen eingeschlossene Helbethal aufgethan, in welchem sich aufwärts und abwärts ein bewohnter Ort an den andern reiht, Alle umgeben, wie Greußen selbst, von fruchtbaren Feldern und baumreichen Obstgärten, welche in der schöneren Jahrszeit das sonst unschöne Thal gleich einem grünenden und blühenden Bande durchwinden und namentlich Greußen mit dem benachbarten Stadtflecken Clingen fast verbunden erscheinen lassen. Angenehme, neuerdings angelegte schattige Spaziergänge führen rings um die Stadt, und zwar über die ausgefüllten Gräben um die größtentheils noch in gutem Stande befindliche steinerne Ringmauer. Verschiedene Arme der Helbe, deren einer zu Zeiten sehr anschwillt, um- und durchfließen die Stadt, welche sich in die Neustadt, die eigentliche oder Mittel-Stadt und Altstadt theilt, welche seit dem Brande 1834 nun noch durch Brücken, nicht mehr durch Thore in Verbindung stehen. Seit derselben Zeit ist der größte Theil Greußens in hübschen Häusern wieder aufgebaut und sehr wohnlich eingerichtet. Ein ansehnlicher

Marktplatz, eine ziemlich breite, die Stadt nach ihrer größten Länge durchlaufende Hauptstraße, in ihrer Mitte das stattliche Rathhaus, dienen zu einer nicht geringen Zierde. Chaussee'n, in nicht weiter Frist ihrer völligen Instandsetzung harrend, verbinden Greußen mit der Residenz Sondershausen und, an die große preußisch-thüringische Kunststraße sich anschließend, zunächst auch mit der alten thüringischen Hauptstadt Erfurt. Nahe bei unserer Stadt liegt mit seinem malerisch situirten Rittersitze das Dorf Grüningen, auf dessen Friedhofe die früh entblätterte Rose, Sophie von Kühn, ruht, für welche der edle deutsche Sänger Novalis in heißer Jugendliebe glühte und schwärmte. Auch Günstedt mit seinem jährlichen, stark besuchten Markte, dem sogenannten Ablasse — zum Andenken an den saubern Handel Tetzel's, der hier gleichfalls seine Bude aufschlug, — ist nur zwei Stunden entfernt.

Als naturhistorisch merkwürdig verdient angemerkt zu werden, daß die Thalsohle, welche unter und um Greußen an beiden Helbeufern sich ausbreitet, ein in grauer Vorzeit trocken gelegter Seeboden ist, wovon die großen Sand- und Tuffsteinlager mit versteinerten Röhren, Schilfen, Binsen rc. (oft Grottensteine in den anmuthigsten Formen) zeugen, welche, von fruchtbarer Ackerkrume bedeckt, kaum einige Fuß tief unter der Oberfläche des Bodens liegen. Auch schwache Torfschichten gehen hier und da zu Tage. Der Abfluß der See- oder Sumpfwässer mag sich zugetragen haben, als dort, wo jetzt der Sachsenburger Paß die Hainleite und Schmücke scheidet, das Gebirge dem Andrange der wilden Fluthen nicht mehr widerstehen konnte. — Das Klima ist so mild und die Lage so gesund, als es irgend in Thüringen sein kann. Nur das Trinkwasser könnte etwas weniger tuffsteinhaltig sein. Die Mortalität gestaltete sich nach zehnjährigem Durchschnitte sehr günstig wie 1 zu $37,^{733}$, in den drei letzten Jahren sogar nur wie 1 zu 50. 2,65° und 2%.

Was nun das Geschichtliche unserer Stadt betrifft, so wird sich nur wenig Bemerkenswerthes zur Mittheilung bringen lassen, weil die Quellen ihrer älteren Geschichte so äußerst sparsam fließen, eigentlich fast ganz versiegt sind,*) ihre neuere Geschichte aber, wie die fast aller kleinen deutschen Landstädte, ziemlich arm an erheblichen Ereignissen geblieben ist. Seinen Anfang soll Greußen, wenngleich erst als Dorf, schon im sechsten Jahrhundert gehabt haben, fast zu gleicher Zeit mit Sondershausen, Frankenhausen und Sachsenburg. Der westlich von der Altstadt gelegene sogenannte sächsische oder Schieferhof, sonst ein ritterliches Lehngut und der Sage nach entstanden zu der Zeit, als das alte Königreich Thüringen unter Hermanfried ein Ende nahm, mag Veranlassung zu weiterer Ansiedelung gegeben haben. Wenigstens schließt sich der noch bestehende älteste Theil der Stadt fast unmittelbar an diesen alten Edelhof an, welcher unter andern im Besitze des Stiftes

*) Durch die Zerrüttungen im Gefolge des 30jährigen Krieges und durch den großen Brand im Jahre 1687 sind alle chronikalischen und urkundlichen Nachrichten verloren gegangen.

Hersfeld, dann derer von Hopfgarten, derer von Lügeln, von Riedesel gewesen und später von 1483 bis in die neueste Zeit sächsisches Besitzthum und resp. Lehen war, bis derselbe fürstl. Schwarzburgisches und darauf endlich Privat-Eigenthum wurde. Merkwürdiges ist sonst nicht davon zu berichten.

Stadtrecht und feste Ringmauern mag Greußen im 13. Jahrhunderte bekommen haben, wo es — damals ein namhafter Stapelplatz besonders für Nürnberger Kaufleute — aus dem Besitz des Landgrafen von Thüringen in den des Grafen von Hohnstein überging. Als im Jahre 1356 die Grafen von Schwarzburg von dem letzten Grafen von Hohnstein die Herrschaft Sondershausen erbten, fiel ihnen auch Greußen mit zu. Unter der milden Herrschaft der Grafen von Schwarzburg, bald Arnstädter, bald Ebeleber Linie, ist denn Greußen auch unter allen Zeitenwechsel geblieben, bis es 1681 an den Stifter der Schwarzb. Sondershäus. Hauptlinie überging, welcher, später in den Fürstenstand erhoben, unsere Stadt auf seine edlen fürstlichen Nachfolger vererbte. (Noch heute ist demnach Greußen die zweite Stadt der Unterherrschaft des Fürstenthums Schwarzburg Sondershausen.)

Schon im J. 731 hat der Apostel der Deutschen, Bonifacius, hier das Christenthum gepredigt, auch die erste Kapelle (St. Bonifacii, zwischen Greußen und Clingen, auf dem Platze: Unter den drei Linden) hier gebaut. Zu dieser (schon längst nicht mehr vorhandenen) kamen später noch die Kapellen St. Spiritus, im Osten der Stadt (jetzt die Hospitalskapelle), B. Mar. Virg., am Markte, und St. Martin, da, wo die jetzige Stadtkirche steht. An die Stelle der beiden letzteren trat die Stadt- und Pfarrkirche St. Martini, welche von 1424 an erbaut und am 10. Nov. 1483 (an demselben Tage, an welchem Dr. M. Luther geboren wurde) eingeweihet wurde. Die erste evangelische Predigt hielt in derselben der daran angestellte katholische Pfarrer Johannes Thal (im J. 1532), welcher aber deshalb von dem Herzoge Georg von Sachsen hart angesehen wurde und sogar den Tod eines Ketzers sterben sollte, — was nur zufällig dadurch verhindert wurde, daß in Sangerhausen, wohin man ihn geschleppt hatte, gerade kein Henker anwesend war. Später befreit, durfte der so schwer Angefochtene von 1534 an, wo die Reformation hier (7 Jahre früher als in Sondershausen, 38 J. früher als im Stifte Jechaburg) eingeführt wurde, das evangelische Predigtamt ungestört verwalten.

Aus der Zeit vor der Reformation ist noch zu bemerken, daß im J. 1349 hier, wie in ganz Thüringen, eine große Judenverfolgung Statt fand, in Folge der menschenvertilgenden Pest, welche die Stadt in demselben Jahre so fürchterlich heimsuchte, daß 600 Menschen in das Grab sanken. (Solche verheerende Seuchen rafften später, namentlich 1518, 1529, 1552, 1564, 1582 (467 Todte), 1597 u 98, und 1625 (843 Todte) einen großen Theil der Einwohnerschaft Greußens hinweg). Außerdem wurde 1454 und wiederum 1491 der größte Theil der Stadt von wüthenden Feuersbrünsten vernichtet. (Größeres und geringeres Brandunglück traf die Stadt unter andern in den Jahren 1540 (von Papisten angezündet), 1561, 1616, 1662, 1687 (welche

Feuersbrunst fast die ganze Stadt sammt der Kirche, Schule und dem Rathhause einäscherte), 1695, 1719, 1730, 1798, 1817 (2mal), 1833 und 1834 in welchem letzteren Jahre über zwei Drittheile der Stadt und zwar der ansehnlichste Theil derselben mit dem Rathhause, Schützenhause und zwei Stadtthoren abbrannte).

Der dreißigjährige Krieg schlug auch der Stadt Greußen die tiefsten Wunden, namentlich vom Jahre 1626 an, wo die ersten kaiserlichen Kriegsvölker hier einrückten, zum Jammer der von der kaum erst überstandenen, gräßlichen Pest noch thränenreichen Bewohner. Am härtesten wurde indessen die Stadt heimgesucht, als am 30. Mai 1631, nach der gräulichen Zerstörung Magdeburgs, Tilly's entmenschte Soldateska auch hier einfiel und mit einer Wuth, welcher auch gar nichts heilig war, sechs Tage lang hier hauste. Den unglücklichen Bewohnern wurde buchstäblich nichts gelassen, außer dem nackten Leben und den leeren Wohnungen; an den gräßlichsten Mißhandlungen hatte es nicht gefehlt. Späterhin wechselten Kaiserliche, Schweden und Sachsen mit ihren lästigen Besuchen ab. Sie Alle sogen die beklagenswerthe Stadt aus, bis endlich mit dem westphälischen Frieden die Erlösungsstunde schlug, freilich für eine gänzlich verarmte und ziemlich entvölkerte Stadt.

Davon und von den traurigen Folgen der großen Feuersbrunst 1687 erholte sich die Stadt im Laufe der Jahre nur langsam, war durch ihre Betriebsamkeit doch zu einigem Wohlstande gelangt, als das für Preußen so unglückliche Kriegesjahr 1806 durch die unmittelbaren Folgen der Schlacht bei Jena auch Greußens Wohlstande abermals den Todesstoß versetzte. Entsetzliche Gräuel verübten die siegreichen Franzosen, als sie die, eben wieder in einem vierstündigen heftigen Treffen in der Nähe der Stadt besiegten, flüchtigen Preußen aus der Stadt vertrieben hatten. Fast zwei Tage und zwei Nächte dauerte die, ganz der gottlosen Kriegeshaufen des großen Krieges-(und Raub)-Meisters Bonaparte würdige Heimsuchung der unschuldigen Stadt, welche, obschon einem Rheinbundsfürsten angehörig, damals eine Behandlung erfuhr, fast wie eine von Barbaren erstürmte Festung. Denn Brandlegung, Raub und Plünderung, Mißhandlung und Nothzucht, völlige Zerstörung des Wohlstandes und der Lebensfreude vieler hundert Menschen war die Heldenthat, welche die Sieger von Jena hier vollbrachten. Den Tilly'schen Banden gleich verschonten sie nicht das Gut der Kirchen und der Waisen, nicht die zarte Jugend, nicht das schwächere Geschlecht. Herr Marschall Soult war der ehrenwerthe Führer dieser feinen Franzosen; er hat sich hier kein glänzendes Lorbeerreis des Nachruhms gepflückt.

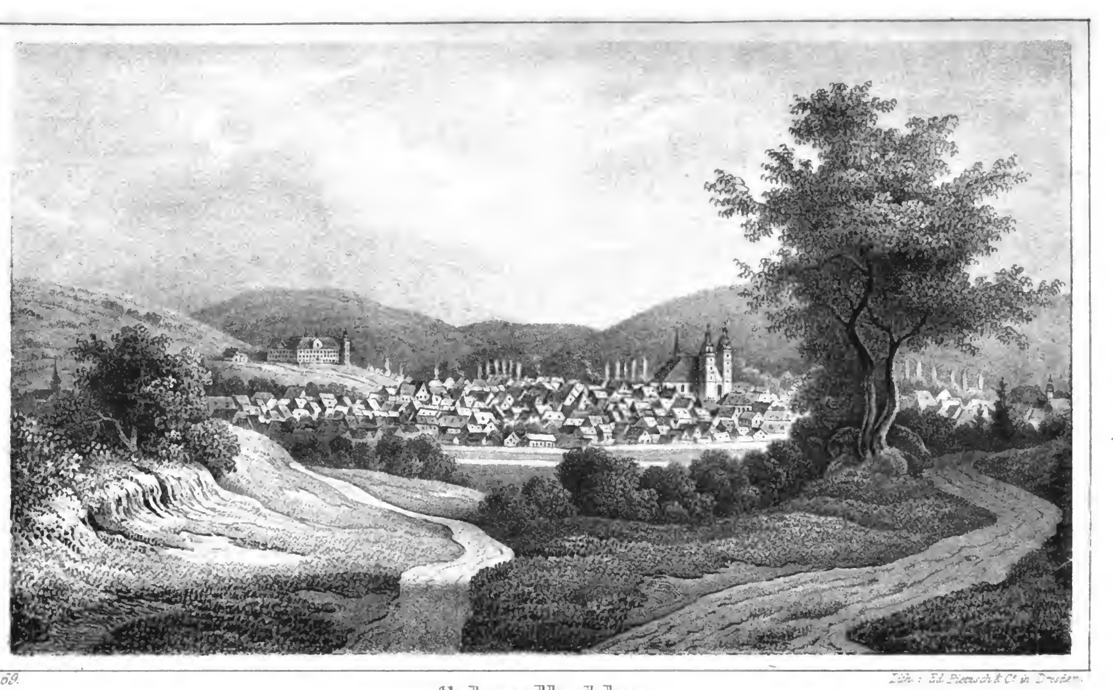
Die Lasten des Befreiungskrieges konnten im Vergleich zu dieser Heimsuchung mit Lust getragen werden, obschon sie auch zu Zeiten schwer genug drückten. Doch auch diese Wunden verharrschten und vernarbten durch Fleiß und Rührigkeit der betriebsamen Bewohner unserer Stadt; und wenn auch der in den Friedensjahren auflebende Luxus ꝛc. seine Opfer im Einzelnen forderte: so leuchteten doch mehr günstige Sterne über ihnen, bis im J. 1834 (nach dem traurigen

Vorspiele des vergangenen Jahres) abermals durch ein entsetzliches Brandunglück lange nachwirkende Nöthe und Verlegenheiten hervorgerufen wurden.

Seit 1835 ist indessen die Stadt, wie schon gesagt, wieder recht freundlich und wohnlich aufgebaut und hat zugleich durch die Sorgfalt ihrer ehrenwerthen Behörde von Innen und Außen gar manche Verschönerung erhalten. Auch Handel und Gewerbe sind wieder aufgeblüht. Der wegen der Größe der städtischen Feldflur nicht unbedeutende Ackerbau könnte ergiebiger sein, wenn er nicht leider noch unter manchen Servituten und Observanzen litte. Der alte Handel mit Wolle und hier fabricirten Wollenzeugen hat neuerer Zeit sehr nachgelassen: der Waidbau ꝛc. hörte seit Jahren gänzlich auf, eben so, wie der sonst beträchtliche Weinbau. Dagegen wird viel Flachs bereitet und zu Garn versponnen, von welchem in der Stadt selbst viel verwebt wird. Wissenschaften und Künste werden hier so gepflegt, wie das in den beschränkten Verhältnissen einer kleinen Land- und Handelsstadt zu geschehen pflegt, d. h. nur von einigen wenigen Berufenen ꝛc. Das gesellige Leben indessen bietet manche Annehmlichkeiten, auch für nicht zu sehr verwöhnte Fremde dar.

Noch dürfte es der Erwähnung werth sein, daß sich seit einigen Jahren die von dem unternehmenden Commissionsrath v. Küttner in Döllstädt begründete, gegenseitige Versicherungsanstalt gegen Hagelschaden hier befindet, sowie eine von demselben verdienstvollen Manne errichtete Feuerassecuranz für deutsche Landwirthe. Beide Institute führten durch die Menschenfreundlichkeit ihres Directors nicht unbedeutende jährliche Gaben an die hiesigen Stadtarmen, sowie an die öffentlichen Schulen der Stadt mit sich. Mögen sie auch deshalb sich einer durch keine unangenehmen Wechselfälle gestörten Blüthe erfreuen!

W. K.



69. Lith.: Ed. Pietzsch & Co in Dresden.

Schmalkalden.

Die Stadt Schmalkalden.

Sie ist die Hauptstadt des Kreises Schmalkalden, welcher nach der jetzigen Eintheilung zu der Provinz Fulda des Kurfürstenthums Hessen gehört, liegt in einem von Bergen umschlossenen Thale am Zusammenflusse der Schmalkalde und Stille und ist der Sitz des kurfürstl. Kreisamtes, des Landgerichtes, einer Polizeicommission, eines Forst-, Berg- und Lizentamtes, eines Oberpostamtes und einer Posthalterei. Ihre Lage scheint nicht zu den gesundesten zu gehören, wenigstens bemerkt man unter den 5000 Einwohnern, welche die Stadt jetzt ungefähr zählt, eine unverhältnißmäßige Menge besonders weibliche Verkrüppelte und Geistesschwache, deren Zustand dem Cretinismus ähnelt, und wovon in einigen Thälern des Thüringer Waldes Beispiele vorkommen. Auch scheint die Zahl der Bewohner sich vermindert zu haben; denn Engelhard, in seiner 1778 erschienenen Erdbeschreibung der Hessischen Lande (3 Bde.) sagt: „Schmalkalden ist groß und volkreich und nächst Cassel für die größte der hessischen Städte zu halten,“ was jetzt nicht mehr passen will, und gewiß haben die für den Handwerksstand ungünstigen Zeitverhältnisse es verschuldet, daß in Schmalkalden durchschnittlich auf ein Haus nicht viel mehr als fünf Personen kommen und viele Wohnungen mitten in der Stadt selbst verödet und verfallen sind, was ihr, da es ohnehin an schönen Gebäuden fehlt, und meist alle ein alterthümliches, geschmackloses Ansehen haben, kein freundliches und einladendes Aeußere giebt. Doch ist der Schmalkalder gastfrei, zuvorkommend und bieder, und man vergißt leicht seine kleinen Eigenheiten — die, wie bei allen Bergbewohnern in einer besondern Vorliebe für seine Heimath und einem etwas eigensinnigen Festhalten an dem Alten, Hergebrachten bestehen — vergißt die unregelmäßigen Straßen und Häuser, und fühlt sich wohl im lebensfrohen, gemüthlichen Kreise, wo keine Falschheit wohnt. Man hat dem Schmalkalder es oft zum Vorwurfe

gemacht, daß der Unterschied beider Confessionen Veranlassung zu unpassenden und ärgerlichen Reibungen gäbe; allein wahr möchte nur sein, daß man das Nachtheilige einer solchen Trennung an jedem andern Orte eben so findet — cessante causa cessat effectus — das Gute aber, wir meinen einen regen Eifer in Sachen der Religion, und eine allgemeine warme Theilnahme daran bis in die kleinsten Einzelnheiten hinein, gewiß nicht leicht irgendwo in so hohem Grade antrifft, wie hier. Fremden wird gewöhnlich ein oder das andere Histörchen aufgetischt, das entweder gar nicht oder doch nicht in dem Grade stattgefunden hat, und gewiß wird eine Vereinigung eben so sehr von der Mehrzahl gewünscht, als sie leicht und sicher erreicht wird, wenn nur mehrere ganz zufällige und außerordentliche Dinge mit Geschick beseitigt sind.

Es sei uns vergönnt hier gleich den Glanzpunkt Schmalkaldens in der Geschichte kurz anzudeuten, wir meinen die Errichtung des Schmalkaldischen Bundes und der Schmalkalder Artikel, wodurch die Stadt leicht hätte können zur Märtyrerin werden, wenn nicht Herzog Moritz, der neue Kurfürst von Sachsen, sich auf Fürbitte seines Freundes, Grafen Georg Ernst von Henneberg, in's Mittel gelegt und die Gefahr abgewendet hätte (S. J. G. Walch introductio etc. Seite 483). Bekanntlich wurde im März 1531 von neun protestantischen Fürsten und Grafen und eilf Reichsstädten eine Vereinigung zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer politischen Selbstständigkeit gegen Kaiser Carl V. und die katholischen Stände, hier vorläufig auf sechs Jahre geschlossen, und auf den Conventen zu Frankfurt, im Julius und December desselben Jahres, mit der Bestimmung bestätigt, daß der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen die gemeinschaftlichen Angelegenheiten als Häupter des Bundes leiten sollten. Er wurde, da der Nürnberger Religionsfriede (von den Protestanten am 23. Juli 1532 angenommen, und vom Kaiser am 2. August in Regensburg bestätigt) seine Erhaltung nicht unnütz machen konnte, auf einem Convent zu Schmalkalden 1535 durch den Zutritt neuer Glieder, (zwei Fürsten und eilf Reichsstädte) durch die Verlängerung auf zehn Jahre und durch den Beschluß, ein stehendes Bundesheer von 12,000 Mann zu unterhalten, sehr verstärkt, und erhielt auf dem Convent 1537 ein neues Band der Vereinigung durch die von Luther abgefaßten Verwahrungsartikel, welche von den zu Schmalkalden anwesenden Theologen unterschrieben wurden. Wenn auch diese Schrift ihre erste Bestimmung auf dem vom Papste Paul III. angekündigten Concilium in Mantua zur Darstellung des evangelischen Glaubens zu dienen, nicht erreichen konnte, da dieses Concilium nicht zu Stande kam, so ist sie doch sammt dem von Melanchthon zusammengezogenen zweiten Theile (von der Gewalt und Oberkeit des Papstes) als völlig übereinstimmend mit der augsburgischen Confession unter die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche aufgenommen worden und Schmalkalden, das der Schauplatz so glänzender Versammlungen und wichtiger Ereignisse war, ein dauernder Name dadurch in der Geschichte gesichert.

Besonders glänzend war die Versammlung vom 7. Februar bis zum 6. März 1537, welche von einigen Geschichtschreibern als die fünfte, von andern als die siebente gezählt wird, und deren man auch 1837 festlich gedachte, wie dies mehrere zu diesem Zweck erschienene Schriften, unter denen ich nur die von dem jetzigen Oberpfarrer und Inspector Ch. L. R. Habicht (die Schmalkalder Artikel mit einer Nachschrift geschichtlichen Inhalts 2c. Schmalkalden 1836) nenne, als eine sehr dankenswerthe Gabe, worin sich auch die drei von Luther bei dieser Gelegenheit gehaltenen Predigten, nebst anderen interessanten Nachrichten abgedruckt finden. Hiernach befanden sich auf dieser Versammlung außer achtundvierzig Gottesgelehrten, welche theils die Schmalkalder Artikel, theils die Augsburgische Confession, Apologie und Wittenberger Concordia, theils sämmtlich genannte Bekenntnißschriften hier unterschrieben haben, folgendgenannte Fürsten, Stände und Städte-Abgeordnete: 1) Philipp, Landgraf zu Hessen, der Zeit erster Oberhauptmann des Schmalkalder Bundes. 2) Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, zweiter Oberhauptmann des Bundes. 3 und 4) Ernst und Franz, Herzöge von Lüneburg. 5—7) drei Fürsten von Anhalt, worunter Wolfgang. 8) Ulrich, Herzog von Würtemberg. 9) Philipp, Herzog von Pommern. 10—12) Wilhelm, Georg, Ernst und Wolfgang, Grafen von Henneberg. 13) Philipp, Herzog von Braunschweig Grubenhagen. 14—15) Albrecht und Gebhard, Grafen von Mansfeld. 16) Philipp, Graf von Nassau-Dillenburg. 17) Philipp, Graf von Nassau-Saarbrück. 18) Wilhelm, Graf von Nassau-Eilenberg. 19) Wilhelm, Graf von Dillenburg. 20) Heinrich, Graf von Schwarzburg. Dazu kamen die Gesandten des Königs von Dänemark, der Markgrafen Johann und Georg von Brandenburg, Ruprecht's, Herzogs von Zweibrücken, Friedrich's, Fürsten von Liegnitz und Heinrich's, Herzogs von Mecklenburg. Desgleichen die Bürgermeister und Abgeordneten von zweiundzwanzig Reichs- und freien Landstädten; darunter die von Straßburg, Augsburg, Ulm, Kempten, Nürnberg, Frankfurt, Costnitz, Eßlingen, Memmingen, Schwäbisch Hall, Magdeburg, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Nordhausen, Söst, Minden, Vacha, Salzungen 2c. Auch hatte der Kaiser den Reichs-Vice-Kanzler Dr. Mathias Held, der Papst seinen Legaten Peter Vorstius, Bischof von Acqui, sowie der König von Frankreich, Franz I., einen Gesandten hierher geschickt.

Als Erinnerungszeichen an diese Ereignisse ist nur Weniges noch vorhanden. In dem Rathhause, wo die wichtigsten und meisten Zusammenkünfte gehalten wurden, giebt nichts mehr Kunde davon; in dem Gasthofe zur Krone ist der Versammlungssaal zum Theil noch in seiner alterthümlichen Gestalt geblieben, auch findet sich in einer Gefachwand des dritten Stockwerks nach dem Marktplatze hin ein Stein mit dem Wappen des Landgrafen von Hessen, aber von den Glasmalereien in den Fenstern der Versammlungsstube ist jetzt nichts mehr zu sehen. Nur das Haus, wo Dr. Luther wohnte, (am Töpfenmarkte und jetzt im Besitz des Kaufmanns G. Sanner) ist durch

16 *

einen Gipsschild im dritten Stockwerke bezeichnet, auf dem man in der Mitte einen Schwan sieht — wahrscheinlich eine Anspielung auf Husse's prophetische Worte — zur Rechten desselben ist die Abbildung von Luthers Siegel (Rose, Herz und Kreuz) und zur Linken die Abbildung von Melanchthons Siegel (Mosis eherne Schlange) angebracht. In den Fenstern des Zimmers, worin die Schmalkalder Artikel vorgelegt und unterschrieben worden, finden sich einige auf jene Zeit bezügliche Glasmalereien und ein daselbst aufgelegtes Fremdenbuch enthält manchen interessanten Namen.

Wenden wir uns zu sonstigen Merkwürdigkeiten, so begegnen wir zuerst dem Schloß Wilhemsburg auf dem Questenberge, einer Anhöhe, an deren Fuße die Stadt hingebaut ist, von seinem Gründer, dem Landgrafen Wilhelm IV. also genannt. Wenn es früher häufig dem Landesherrn zum Aufenthalte diente, bei seiner Anwesenheit in Schmalkalden, so ist es jetzt, nachdem es unter der westphälischen Regierung zum Lazareth gebraucht worden war, für den Sitz des Landesgerichtes hergestellt, und bedarf bedeutender Reparaturen. Auf seiner Stelle hat früher die alte Burg Wallrat, Wallraff oder Walldorf gestanden, deren Erbauung man einer angeblichen Inschrift zufolge in das Jahr 412 (A. C. CCCCXII.) setzen will. So erzählt wenigstens die Pforr'sche Chronik, ein Manuscript, das der gelehrte Verfasser der Beschreibung der Herrschaft Schmalkalden, Pfarrer Häfner zu Barchfeld, vor sich hatte.

Engelhard dagegen (a. a. O.) nennt das Jahr 311. Auf jeden Fall ist es eine Fabel. Nach einem andern Chronisten, Eberhard, (Abhandlung vom Ursprung und Alterthum ꝛc.) soll Bonifacius im achten Jahrhundert in Schmalkalden den Götzen Swantevit zerstört haben. Im neunten Jahrhundert war Schmalkalden eine Villa und wird Smalacalta auch Schmalekaltan genannt (Winkelman 293. 294).

Die Franken lernten wahrscheinlich den hier in Mächtigkeit brechenden Eisenstein kennen, lernten ihn schmelzen, schmieden und verarbeiten und so entstand allmählig die Stadt. So heißt noch jetzt ein Platz zwischen dem Altmarkt und der Salzbrücke die Hütte, wahrscheinlich weil ehedem hier die erste Eisenhütte stand; auch soll man beim Graben eines Kellers in dieser Gegend eine Menge alter Hüttensteine gefunden haben. Der Gau, wozu Schmalkalden unter den fränkischen Königen gehörte, hieß das Grabfeld und im achten Jahrhundert waren die Mantonen, vom Geschlecht der Agilolfinger, daselbst im Besitz der Grafenwürde. (S. bei Häfner die Stammtafel ders.) Durch eine Schenkung Konrad II. vom 27. April 1039 wurde Schmalkalden vom Grabfelde abgesondert, und ward nun ein Allodium der Landgrafschaft Thüringen. (Die Beweise s. bei Häfner, dem wir hier größtentheils folgen.)

Bei dem Abschiede des Landgrafen Ludwig von seiner Gemahlin Elisabeth, (der Heiligen) der 1227 in Schmalkalden stattfand, wird ihrer zuerst als einer Stadt erwähnt, während sie 1203 noch eine Villa heißt. 1262 kommt Hermann I. (II.) Graf zu Henneberg als Besitzer von Schmalkalden vor; wahrscheinlich hatte derselbe gegen

die Abtretung Schmalkaldens auf seine Ansprüche an Thüringen in dem bekannten Erbfolgekriege verzichtet, weil man sich sonst seine Ruhe nicht zu erklären weiß. Durch das baldige Absterben des einzigen Sohnes von Hermann I., Peppo XIII. (XIV.) 1292, kam Schmalkalden an die einzige noch lebende Schwester desselben, Jutta, Gemahlin des Markgrafen Otto; der wegen zu großer Entfernung die hennebergischen Lande durch einen Statthalter, den Grafen Walter von Barby, verwalten ließ.

Ohne uns hier mit einer weitläufigen Geschichtserzählung zu befassen, bemerken wir nur noch, daß der Graf Berthold VII. (X.) von Henneberg besonders wohlwollend gegen Schmalkalden gesinnt war, die Stadt 1315 mit Festungswerken umgeben ließ, einer doppelten Mauer und einem dazwischen liegenden trockenen Graben (wie Engelhard sagt). Für 70 Pfund Heller überließ ihr Berthold das Hauptrecht und die freie Wagenfuhr an der Stadthufe, und gab ihr 1328 die Erlaubniß das sogenannte Ungeld (Ohmgeld) von Bier und Wein zu erheben, und es in ihrem Nutzen zu verwenden; auch verwandelte er die am Schloßberge, zu Ehren des Apostels Jacob, gestandene Kapelle, mit Zuziehung seines Sohnes Heinrich VIII., 1319 in eine Stiftskirche, und weihte sie der Jungfrau Maria und den beiden Heiligen Ehrhard und Aegidius. Hier wurde auch Berthold's Herz nach seinem, am 15. April 1340 zu Schmalkalden erfolgten Tode beigesetzt.

Zu bemerken ist noch die große, in gothischem Style erbaute Kirche am Markt. Hiervon schreibt Luther in einem Briefe: sie sei so groß, daß seine und Spalatins Stimme darin, wie die einer Spitzmaus lauten würde (m. s. von Rommel's Gesch. v. Hessen, 3 Th.). Sie wurde 1413 zu bauen angefangen, und das Chor 1438 begonnen; 1447 baute man einen Thurm an die Kirche, und hing 1448 auf denselben vier Glocken. 1589 wurde die im Jahre 1555 gegossene große Osterglocke auf den an der Kirche dazu erbauten Thurm gebracht. Zu Aufbringung der Kosten hatte Landgraf Ludwig von Hessen 1439 eine Hauscollecte in seinen Landen bewilligt. Ihr Inneres könnte geschmackvoller und zweckmäßiger eingerichtet sein. Die Orgel in dieser Kirche ist ein herrliches Werk vom reinsten Ton, voll Kraft und Zartheit. Der berühmte Organist Vierling soll dieses Werkes wegen alle glänzenden Anerbietungen an andere Kirchen ausgeschlagen haben, und man fühlt wohl, daß eines Künstlers Herz so sehr daran hängen kann, daß ihm sonstige Vortheile gering erscheinen.

Das Salzwerk unterhalb der Stadt wurde im 15. Jahrh. entdeckt, aber bald wieder vernachlässigt; dann im Jahr 1682 wieder hergestellt, und seit 1711, wo eine verbesserte Gradirung eingeführt wurde, mit Vortheil betrieben, und lieferte im Durchschnitt jährlich 13,000 Centner. In neuern Zeiten wurde es jedoch auf den Abbruch verkauft, und auf seiner Stelle eine Tuchmanufactur angelegt. Die Hauptnahrungszweige der Stadt sind die Eisen- und Stahlfabrikation und die Eisen- und Stahlmanufacturen, wozu die Eisengruben des Kreises, besonders der Stahlberg bei Seligenthal und die Mommel

bei Herges das Material liefern (ungefähr 19,200 Tonnen Stahl- und Eisensteine jährlich, die Tonne zu 5333 Cubikfuß kasselisch gerechnet). Die Ahlenschmiede, über 100 Meister an der Zahl, bilden eine eigne Zunft, die einzige im eigentlichen Deutschland. Auch die Zahl der Messerschmiede ist bedeutend. Die hier und in der Umgegend verfertigten Stahl- und Eisenwaaren sind allgemein unter dem Namen Schmalkalder Waaren bekannt, und werden von den größeren und kleineren Kaufleuten des Kreises auch selbst vertrieben. Im Allgemeinen ist es zu bedauern, daß auf Sorgfalt und Eleganz der Waaren zu wenig Werth gelegt wird, was aber weniger dem Handwerker und seiner Geschicklichkeit als den Bestellungen der Kaufleute anzurechnen ist. Vielleicht kann aber doch die Errichtung von Handwerksschulen hier und in Brotterode, welche vor einigen Jahren geschehen ist, von Nutzen sein.

Als Vergnügungsort verdient der Luthers-Keller, der seinen Namen aber nicht von dem großen Reformator, sondern seinem jetzigen Besitzer herleitet, eine Erwähnung wegen der schönen Aussicht, die man von dort genießt, und der artigen Einrichtung der Anlage selbst. Das vornehmste Volksfest bleibt jedoch das Kirchweihfest, welches in der Stadt in zwei Abtheilungen zu zwei verschiedenen Zeitpunkten jedesmal eine Woche lang gehalten wird. (Die Urkunde s. bei Häfner I. Bd.) Besonders ist das Holen und Setzen der Tannen ein Freudentag, der von Jung und Alt, Vornehm und Gering mit Jubel begangen wird.

Reinlichkeit ist endlich ein Hauptzug im Charakter der Bewohner Schmalkaldens; auf das Aufputzen und Scheuern ihrer Wohnungen richten sie ein besonderes Augenmerk. Auch der gemeinste Eisenarbeiter läßt in der Regel jeden Sonnabend den Fußboden der Wohnstube, Treppen, nebst allem Küchengeräthe scheuern und aufputzen; Hausfluren und Thürtritte werden, wie in Holland und der Schweiz mit Kalk angestrichen und mit Sand überstreut. (S. Taschenbuch für Reisende durch d. Thüringer Wald, von Dr. C. Herzog 1832.)

Hoffmeister.

Dreißigacker.

Das Sachsen Meiningensche Dorf Dreißigacker, nur eine halbe Stunde von der Residenzstadt Meiningen, liegt am Ende eines hohen Bergplateaus, das sich über dem Werrathal in beträchtlicher Weite ausdehnt, und es senkt sich vom westlichen Ende des Dorfes an eine Thalrinne nach der Stadt zu, durch die eine Chaussee und ein Fußpfad führen, welcher letztere sich in der Mitte des Wegs mit der Chaussee vereinigt. Der Weg nach Dreißigacker kann romantisch genannt werden. Man erblickt aufwärts wandernd, einen kleinen Bach, der eine Walkmühle treibt, und aus einer malerischen umbuschten Felspartie zur Rechten, des Weges hervorbricht. Ein Kamm von nacktem Kalkfelsen zieht empor, und setzt sich oben an der schroffen, doch bis zu einer gewissen Höhe mit Gärten bebauten Bergwand in gerader Linie bis zum Judenfriedhof fort, der einsam auf der Höhe liegt. Zur Linken senkt sich der Bergabhang, mit Jungholz bestanden, zur Chaussee herab, die großen Theils durch Felsen gearbeitet ist. Ein immergrüner Wiesengrund breitet sich in Form eines Dreiecks zwischen den nunmehr steil ansteigenden Wegen aus, oben von einem Lerchentannenhölzchen begrenzt. Während nun der Fußweg, an kleinen Felswänden vorbei, direkt zum Dorfe führt, macht die Chausse eine Krümmung, und leitet zum Jagdschloß dem Sitz der so berühmt gewordenen Forstakademie.

Vom Geschichtlichen des Dorfes, daß jetzt über 400 Einwohner in einigen siebenzig Häusern zählt, ist wenig zu sagen. Es wird nicht oft in Chroniken und Urkunden erwähnt, und mag früher ein sehr geringer Ort gewesen sein. Im Jahre 1380 starb das ganze Dorf

aus, im Jahre 1418 brannte es ab. In einer Urkunde von 1441 findet sich der Ortsname Driesigacker geschrieben, in einer andern von 1504 Dreißigkacker, welcher Umlaut sich noch bis heute im Volksidiom erhalten hat, und im Meininger Dialekt heißt es Dreßkacker. Im Bauernkriege wurden eine Menge der gefangenen Aufrührer zu Dreißigacker hingerichtet; der Ort war stets Sitz eines Scharfrichters. 1562 fiel ein Wolkenbruch und in dem sonst wasserarmen Dorfe wuchs die Fluth so, daß das Wasser über den Brunnenstock stieg. Eine Frau ertrank. Im dreißigjährigen Krieg, 1641, wurde Dreißigacker abermals durch das kaiserliche Leibregiment Gilli de Hase abgebrannt. Das herzogliche Jagdschloß und einige dazu gehörige Baue danken dem Herzog Ernst Ludwig von Sachsen Meiningen ihren Ursprung.

Herzog Georg von Sachsen Meiningen, ein Fürst von dem tüchtigsten Kopf und Herzen, der nach allen Richtungen hin, seinem Lande die wohlthätigsten Verbesserungen schuf, fühlte das Mangelhafte des Forstwesens seiner Zeit, und suchte diesem eine bessere Einrichtung zu geben, um so mehr, da der größte Theil der Landesrevenüen in den Waldungen beruhte und noch beruht. Er glaubte, daß der vernachlässigten Forstcultur nicht besser aufzuhelfen sei, als durch eine Forstschule, in welcher sich die Männer, denen die unmittelbare Sorge für das Forstwesen anvertraut werden mußte, zuvor eine gediegene, theoretische und praktische Ausbildung in ihrem wichtigen staatsöconomischen Fach verschaffen könnten.

Zu jener Zeit hatte Dr. Johann Matthäus Bechstein (geb. den 11. Juli 1757 zu Walthershausen bei Gotha,) Gräflich Schaumburg Lippe-Bückeburgischer Bergrath, welcher Lehrer der Naturgeschichte und Mathematik bei der Salzmann'schen Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal gewesen war, auf seinem Freigute, die Kemnate bei Waltershausen, eine Privatlehranstalt für junge Leute, die sich dem Forstfach widmeten — eingerichtet, und wirkte in diesem Berufe mit Eifer und Segen. Aus den angesehenen Familien der von Oerzen, Willmanns, Aichner, von Schilden, von Burgsdorf, Grafen von Lippe, von Ecklingen, von Löwenklau, von Exter, von Tettenborn, von Arnim, von Kleefeld, von Motz, Grafen von Platen und Hallermund u. A., waren seiner Leitung Eleven anvertraut. Dort begründete Bechstein auch die Societät für Forst- und Jagdkunde, und sein Institut blühte von 1794 bis 1801. Bechstein hatte von der Herzogl. Sachsen Gothaischen Landesregierung Unterstützung im Bezug auf Erweiterung seines nützlichen Instituts in Anspruch genommen, statt dieser aber nur Hindernisse in den Weg gelegt bekommen, als sich das Auge des Herzogs von Meiningen auf den bereits durch eine Menge populärer und wissenschaftlicher Schriften berühmt gewordenen Naturforscher lenkte. Dieser war der rechte Mann, der die Pläne des Herzogs realisiren konnte, und freudig

folgte er dem Rufe des einsichtsvollen und humanen Fürsten, als Direktor des neu zu begründenden Forstinstituts mit dem Titel eines Forstrathes, und übersiedelte nach Meiningen.

Das Jagdschloß Dreißigacker eignete sich besser, als jedes andere fürstliche Haus zu einer Lehranstalt; es ist ein hohes, massives, zweistockiges Gebäude, mit vielen Zimmern und Mansarden, und enthält jetzt einen großen und einige kleinere Hörsäle, ein Naturalienkabinet, ein mathematisch-physikalisches Kabinet, ein Laboratorium, die Wohnung eines der Lehrer und die des Schloßvogts, nebst noch vielen Zimmern für Akademiker. Die Lage ist hoch und frei, gegen Osten ist der prachtvolle Gebirgszug der Thüringerwaldkette in großer Ausdehnung sichtbar, südwärts heben sich über dem niedrigern Waldkranz die Kuppen der Ruinenschlösser Henneberg und Hutsberg, und die der Gleichberge bei Römhild. Westwärts liegt die Geba grandios vor dem Blicke, und nach Norden begrenzt die Kette der Vorberge des Rhöngebirges, die ihren Fuß in das Werrathal setzt, die Fernsicht. In Viertelstundenweite umzieht ein nicht ganz geschlossener Kreis mannichfachen Gehölzes Dreißigacker, die Haßfurt nach Norden, der ehemalige, sieben Stunden im Umfange haltende, herrschaftliche Thiergarten nach Süden. Nahe dem Schloß war ein großer Garten, der zu einer Forstbaumschule eingerichtet. Im raumvollen Treppenhaus des Schlosses hängen geschnitzte Hirschköpfe mit zum Theil merkwürdigen Geweihen. Und wie die Umgebung den forstbotanischen Excursen reiche Ausbeute bot, so boten die nahen Gebirge Rhön und Thüringerwald, die auf Ferienreisen unter Aufsicht eines Lehrers besucht wurden, in geologischer und mineralogischer Beziehung vielfache Belehrung.

Dem Direktor der „öffentlichen Lehranstalt der Forst- und Jagdkunde" wurde der sogenannte Neue- oder Langebau, ein herrschaftliches Haus in der Schloßnähe eingeräumt, erst theilweise, später ganz. Die übrigen Lehrer wohnten im Schloß, im Dorfe oder in der nahen Stadt; ebenso die Studirenden, die nicht im Schloß selbst Wohnungen beziehen konnten. Ein Lehrplan wurde zuerst entworfen, und durch den Druck verbreitet, auch in dem von Bechstein mit herausgegebenen Herzogl. Coburg-Meiningischen jährlichen, gemeinnützigem Taschenbuch, Jahrgang 1801 abgedruckt, darin auch die Gesetze der Studirenden enthalten sind. Die Societät der Forst- und Jagdkunde, als gelehrte Gesellschaft von Sachsen Gotha bereits sanctionirt, doch durch ihren Gründer ebenfalls nach Dreißigacker verlegt, erhielt nun den Titel: „Herzogl. Sachsen Gothaische und Meiningische Societät der Forst- und Jagdkunde," und blühte so erfreulich fort, daß sie nicht blos in allen Theilen Deutschlands, sondern auch in Frankreich, Ungarn, Dänemark, in der Schweiz und andern Staaten des Auslandes Mitglieder zählte.

Bechstein war die Seele der jungen Forstlehranstalt, und es würde unmöglich sein, die Geschichte der nachherigen Forstakademie

zu schreiben, ohne immer wieder auf ihn zurückzukommen.*) Das Institut wuchs herrlich empor, fand Anerkennung im In- und Ausland, und wurde Michaelis 1803 zur Forstakademie erhoben. Leider war dies das Todesjahr des edlen Herzogs Georg, doch ruhte sein Segen lange auf dem von ihm begründeten Werke. Aus allen Theilen Deutschlands und der Nachbarländer strömten Eleven herbei, und in dem kleinen, früher so unbekannten Dreißigacker empfing eine große Zahl Forstmänner die höhere Ausbildung für ihren wichtigen Beruf. Bis zu Bechstein's 1822 erfolgtem Tod waren gegen 600 Studierende auf der Academie inscribirt worden. Es war ein regsam frischer, freier und wirklich akademischer Geist unter den Zöglingen, von denen manche schon männlich reif, selbst von andern Hochschulen kamen, und obschon der Director gemeinsam mit den übrigen Lehrern möglichst über Sittlichkeit und Ordnung wachte, wurde ihnen diese Sorge oft nicht leicht gemacht, indem es bisweilen weder an blutigen Duellen, noch wilden Commercen, noch an Schlägereien u. dgl. fehlte, wobei ein burschikoser Comment herrschend war. Indeß wenn eine solche und jede andere derartige Anstalt nicht ein tüchtiger Esprit de corps beseelt, so nistet sich in der Regel eine weit gefährlichere Duckmäuserei ein, die zwar Pedanten und Bücherwürmer bildet, aber keine lebensfrohen, geraden und thatkräftigen Menschen, wie Forstmänner sind und sein sollen, und das vivat Academia! des alten Gaudeamus Igitur wird eine bittere Ironie.

Auch unter der obervormundschaftlichen Regierung der verwittweten Herzogin Louise Eleonore, wie unter der des jetzt regierenden Herzogs hat es der Forstakademie Dreißigacker nicht an landesherrlichem Schutz, nicht an tüchtigen Lehrern, und nicht an Frequenz gefehlt. Die Studirenden tragen eine akademische Uniform, wurden bei Hofe vorgestellt und abwechselnd zur Tafel gezogen, nahmen an den Bällen der Residenzbewohner Theil, und veranstalteten selbst dergleichen in der Stadt oder in Dreißigacker, und ihr sociales Leben gestaltete sich ganz angenehm. In den Jahren 1836 und 1837 wurde die Anstalt an Lehrmitteln bedeutend vermehrt, sie hat neben den wissenschaftlichen Sammlungen auch eine Bibliothek, und ein für die praktischen Forstübungen bestimmtes, 5000 Acker enthaltendes Forstrevier. Wenn nun aber dennoch nach Bechstein's Tode der frühere Glanz der Forstakademie allmählig zu erbleichen begann, und mindere Frequenz des Besuches von Ausländern eintrat, so lag dies

*) Der Verfasser, welcher den größten Theil seiner Knaben- und Jünglingsjahre in Dreißigacker verlebte, behält sich noch vor, in einer ausführlichen Biographie seinem unvergeßlichen Wohlthäter J. M. Bechstein ein Denkmal kindlicher Liebe und Dankbarkeit zu setzen, zu welcher Biographie wie auch zu einer besondern Geschichte der Forstacademie Dreißigacker ihm das reichhaltigste Material zu Gebote steht.

einestheils im Aufblühen vieler anderer gut eingerichteter und dotirter Forstakademien in vielen Staaten Deutschlands, anderntheils darin, daß nicht wieder ein umsichtiger, ausgebreiteten Rufes sich erfreuender Director an die Spitze der Anstalt gestellt wurde, der im Orte wohnend und selbst lehrend, das Ganze mit jener wahrhaften Liebe hätte leiten müssen, die weder Mühe noch Opfer scheut, und allein Großes zu leisten vermag. Daher ist es dahin gekommen, daß schon Stimmen laut werden konnten, die darauf antrugen, die Akademie ganz eingehen, und den dem Forstfach sich ferner widmenden Inländern ihre nöthige Ausbildung durch die gute Realschule in Meiningen zu gewähren! Doch hält noch schirmend der Herzog die Hand über der Schöpfung seines unsterblichen Vaters, und die Akademie ist neuerer Zeit, zumal von Inländern, sehr frequentirt. Auch kann eine Realschule nie das leisten, was eine für einen besondern Wissenschaftszweig errichtete akademische Anstalt zu leisten vermag, die junge Männer, nicht aber Knaben wissenschaftlich auszubilden die Aufgabe hat. Manche glauben aber, weil früher die Leute, welche sich dem Rechnungsfach widmeten, die Akademie besuchten, für die nun der Besuch der Realschule angeordnet und zweckmäßig ist, so wären beide Institute sich gleich, eins davon überflüssig, und die Realschule könnte auch Jäger und Forstleute erziehen.

Das Naturalienkabinet zu Dreißigacker besitzt eine vollständige Sammlung der deutschen Vögel, unter Bechstein's Aegide begonnen, und durch Einsendungen von allen Seiten her, häufig durch dankbare Zöglinge der Akademie vermehrt. Das physikalische und mathematische Kabinet hat unter seinen Instrumenten eine treffliche neue Elektrisirmaschine, ein Fallgradmesser, Microscope, einen electromagnetischen, galvanischen, daguerrotypischen rc. Apparat, nicht minder alle nöthigen Instrumente zu forstlichen Vermessungen u. dergl. Ebenso ist ein vollständiges Laboratorium vorhanden.

Das Lehrerpersonal, bei der Gründung aus drei, 1820 aus sechs Lehrern bestehend, zählt deren jetzt fünf, nebst einem Pedell. Die Angelegenheiten der Akademie leiten und vertreten die Forst-Abtheilung herzoglichen Landesregierung, ein herzoglichen Oberforstdirektor, und der aus den ordentlichen Lehrern gebildete akademische Senat.

Wie das Schloß den südlichen Endpunkt des Dorfes Dreißigacker bildet, so die Kirche, mit jenem auf gleicher Höhe, den nördlichen. Zwischen beiden stehen die Häuser des Ortes, doch die Mehrzahl derselben an dem nördlichen Abhang der Thalrinne. Das Wirthshaus hält wie billig, die gerechte Mitte. Der einzige Brunnen des Dorfes veranlaßt in heißen Sommern Wassermangel, dann wird sein dünnrinnender Strahl nach Stunden bei Tag und Nacht unter die Haushaltungen der Einwohnerschaft getheilt.

Auf dem kleinen Kirchhof zu Dreißigacker ruht der erste von Bechstein dorthin berufene Lehrer, der als Mathematiker berühmt gewordene originelle Forstrath Wilhelm Hoßfeld, ruht der als Romanschriftsteller seiner Zeit äußerst beliebte, vielgelesene Forstrath Carl Gottlob Cramer, (Lehrer von 1809 — 1817), ruht auch neben dem ihm (1809) im blühendsten Jünglingsalter vorangegangenen, einzigen Sohne und der treuen Lebensgefährtin, die ihn noch siebenzehn Jahre überlebte, Johann Matthäus Bechstein, beide der Worte werth und würdig, die auf ihrem Denkmal stehen:

Er durch Werke hehrer Forschung unsterblich.
Sie durch hohe Tugenden unvergeßlich.

Ludwig Bechstein.

Hardenberg.

Bei dem etwa zwei Stunden von Göttingen gelegenen Städtchen Nörten erblickt man die Trümmer obengenannter Veste, die von keinem großen Umfang gewesen zu sein scheint. Weder in der Nähe, noch von fern betrachtet, machen jene Räume einen imposanten Eindruck, und selbst die Aussicht von der mäßigen Anhöhe, auf der sie sich erheben, ist nach dem Thal der Leine zu beschränkt, und erstreckt sich nur auf das am Fuße des Berges liegende Schloß Hardenberg mit seinen Wirthschaftsgebäuden und Gärten.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die Burg Hardenberg, deren Trümmer am Rande eines schroffen Felsens emporsteigen, weiland zu den Stammgütern der Immedinger oder der sächsischen Herzoge und Kaiser gehörte. Sie führte im Mittelalter den Namen Biverstein, von dem am Burgberge hinströmenden Bache, Biver geheißen. Im eilften Jahrhundert scheint sie, nebst dem benachbarten Städtchen Nörten, ein Besitzthum des Erzstifts Mainz gewesen zu sein. Denn alte Urkunden erwähnen ausdrücklich, wie sich der Erzbischof Ruward von Mainz dahin geflüchtet, vor dem Zorn Kaiser Heinrich's IV., und sich dort acht Jahre aufgehalten. Bestimmte Nachrichten fehlen wie die Burg dem Erzstift Mainz anheimgefallen. Die Burgmannen und Vögte, ernannt von dortigen Erzbischöfen zur Bewachung und zum Schutz der Burg und einigen anderen Vesten, die ihnen im sogenannten Fuchsfelde zugehörig, stammten aus den adlichen Familien der Umgegend und großentheils aus dem Geschlecht derer von Hardenberg. Sie werden zuerst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert genannt und scheinen, nach einer noch erhaltenen Urkunde vom Jahr 1232 an den Höfen zu Mainz und Braunschweig in großem Ansehen gestanden und großes Grundeigenthum besessen zu haben in dem Burggebiet. Denn nicht selten ereignete sich, daß die Burgherren einen Theil ihrer Besitzungen verpfändeten, die auf diese Weise späterhin Anderen als Eigenthum anheimfielen. Wahrscheinlich gelangten so die Hardenberger um das Jahr 1257 zum Besitz des damaligen Dorfes und jetzigen Städtchens Nörten.

Hart belagert ward die Veste Hardenberg gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts durch die Herzoge von Braunschweig, die zu diesem Zwecke in der Nähe einige Burgen erbauten, um die Bewegungen des Feindes beobachten zu können. Unbekannt ist, wie und wann jene Belagerung geendet. Doch scheinen die Bemühungen der Braunschweiger gescheitert zu sein an der Ausdauer und Tapferkeit, womit Dietrich von Hardenberg, sein Sohn Ditmer, Friedrich von Rostorf und andere Ritter und Herren jene Veste vertheidigten. Sie hatten aber großen Verlust erlitten, und um sie zu entschädigen verwilligte ihnen der Erzbischof Heinrich II. im Jahr 1287, 600 Mark Silber. Da er jedoch jene Zahlung nicht baar leisten konnte, verpfändete er den genannten Rittern Dietrich von Hardenberg, seinem Sohne Ditmer und Friedrich von Rostorf die Burg Hardenberg sammt ihrem Gebiet unter der Bedingung, ihre Mauern wieder in Stand zu setzen und auch in Zukunft tapfer zu vertheidigen. Bei der Wiedereinlösung der Burg sollten sie alle Erbgüter und andere Einkünfte, die sie auf Hardenberg besaßen, dem Erzstift käuflich überlassen und zwar um einen Preis, den vier redliche Männer, von beiden Seiten gewählt, bestimmen sollten. So lautete der abgeschlossene Vertrag, den jedoch Heinrichs Nachfolger, der Erzbischof Gerard überschritt, als er einige Jahre nachher einige benachbarte Edelleute, unter ihnen namentlich Ludwig von Rostorf, Berthold von Adelags und Otto von Borenten, zu Burgmannen auf Hardenberg ernannte. Im J. 1303 nöthigte Gerard sogar die Brüder Hildebrand und Bernhard v. Hardenberg zu einer schriftlichen Erklärung, daß außer der Burg, ihnen keine weitern Gerechtsame zuständen, in Bezug auf die Herrschaft Hardenberg. Vielleicht stehe es in der Erzbischöfe Belieben, dort Beamte ein- und abzusetzen.

Trotz dieser Beschränkung zeigten sich die Hardenberger immer bereit, dem Erzstift neue Summen vorzuschießen auf die Burg und Herrschaft Hardenberg. Noch bei Lebzeiten des Erzbischofs Gerard war die Pfandsumme um 500 Mark, und von dem Churfürsten Matthias i. J. 1322 um drittehalbhundert Mark erhöht worden, und letzterer schlug von den 2300 Mark, für welche die Hardenberger ihm das Schloß Steine verkauft, 600 Mk. und dem Capital, wofür ihnen die Burg Hardenberg verpfändet worden. Der Erzbischof Gerlach aber erhöhte den Pfandschilling auf 2300 Mark, indem er mehrere Gerechtsame und Einkünfte, die den Hardenbergern in der damals meiningischen Stadt Heiligenstadt für 400 Mark verpfändet worden, im Jahr 1357 sich abtreten ließ.

Es war ein schlauer Kunstgriff der Hardenberger, den Erzbischöfen so viel vorzuschießen auf die von ihm verpfändete Herrschaft, daß die Einlösung dadurch fast unmöglich gemacht ward. Diesen Plan verfolgten die Ritter ein ganzes Jahrhundert hindurch, und wahrten durch Muth und Klugheit ihr Besitzthum gegen die Angriffe benachbarter Fürsten und Städte, mit denen sie dadurch oft in Fehde geriethen. Unbekannt ist der Grund, weshalb Heinrich von Hardenberg den Herzog Ernst von Braunschweig, als derselbe durch das Dorf Nörten ritt,

gefangen nehmen und auf der Veste Hardenberg verhaften ließ. Das Ereigniß fallt in das vierzehnte Jahrhundert. Als nun des Herzogs Bruder, der Probst Johann von Eimbeck, an der Spitze einer großen Schaar, das Dorf Nörten durch Brand und Verheerung heimsuchte, griffen auch die Hardenberger zu den Waffen. Allein sie wurden geschlagen, und Hederich von Hardenberg fiel in die Hände seiner Feinde. Sein Gegner, der Probst Johann, wollte ihn hinrichten lassen, gab aber diesen Entschluß wieder auf, aus Furcht, daß seinem eignen Bruder, der noch verhaftet, ein gleiches Schicksal treffen möchte. So erhielt der Hardenberger und durch diesen auch der Herzog Ernst von Braunschweig seine Freiheit wieder. Sein Nachfolger Albrecht aber schloß i. J. 1375 ein Freundschaftsbündniß mit den Hardenbergern. Sie versprachen sich gegenseitig Hülfe und Beistand. Doch finden wir i. J. 1406 wieder den Herzog Otto von Braunschweig in eine Fehde mit den Hardenbergern verwickelt.

Beinahe drittehalb Jahrhunderte befanden die Letztern sich schon im Besitz der Burg und Herrschaft Hardenberg. Da kündigte der Churfürst Johann Schreikard von Mainz i. J. 1607 unerwartet die Pfandschaft auf. Friedrich und Jobst Philipp von Hardenberg sträubten sich aber gar sehr gegen dies Ansinnen. Lanze und Schwert würden 200 Jahre früher jenen Streit entschieden haben. Aber die Zeit des Faustrechts war vorüber. Bei dem kaiserlichen Kammergericht ward ein Prozeß eingeleitet, der sich aber von einem Jahrzehend zum andern verlängerte. Unterdessen mischte sich der Herzog Julius von Braunschweig in den Streit, und unterstützte die Hardenberger in gar manchen Thätlichkeiten gegen die Churfürstlichen. Während der Unruhen des 30jährigen Krieges hatte jener unselige Rechtsstreit eine Reihe von Jahren geruht. Erneuert ward er wieder durch den Churfürsten Anselm Kasimir i. J. 1640, während die Hardenberger noch immer im Besitz der ihnen streitig gemachten Burg und Herrschaft geblieben waren. Aber sie fürchteten den Ausgang des Streites, und glaubten vorauszusehen, daß man sie zwingen werde, ihr Besitzthum dem Erzbisthum Mainz zurückzugeben. Um diesem Schicksal vorzubeugen, entschlossen sie sich zu einem Schritt, der ihnen wohl große Selbstüberwindung gekostet haben mochte. Sie begaben sich in den Schutz des Hauses Braunschweig, und leisteten demselben den Huldigungseid. Der Streit war jedoch dadurch nicht geendet, obschon unter den damaligen Kriegsunruhen die wiederholt erhobene Klage des Erzstifts Mainz gegen das Herzogthum Braunschweig von keinem sonderlichen Erfolg gewesen zu sein scheint. Erst i. J. 1668 ward in dem hessischen Städtchen Witzenhausen eine kaiserliche Commission niedergesetzt, um den Streit zu schlichten. Aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos, und eben so scheiterten ähnliche Versuche auf dem Congreß zu Mühlhausen i. J. 1669. Endlich entschloß sich das Erzstift Mainz i. J. 1692, alle Hoheitsrechte über die Hardenbergischen Besitzungen oder das Gericht Biverstein an das Haus Braunschweig förmlich abzutreten. In dem darüber abgeschlossenen Vertrage befand sich die ausdrückliche Bemerkung: Es sollen aber alle Insassen, Unterthanen und

Einwohner in ihren bisherigen Stand, Besitz und Recht, ruhig und unbeeinträchtigt verbleiben. Aber die Hardenberger irrten sich, als sie in diesen Worten die völlige Auflösung ihrer bisherigen Verhältnisse zu dem Erzstift Mainz ausgesprochen zu finden glaubten. Erneuert ward der unselige Rechtsstreit wieder durch den Churfürsten Lothar Franz, der i. J. 1720 wiederholt auf die Zurückgabe der verpfändeten Güter drang.

Da suchten die Hardenberger, sich auf die oben angeführte Stelle berufend, Schutz bei dem König Georg I. von Großbrittannien. Sie behaupteten, in jenen Worten habe sich Mainz seiner Rechte auf das Amt Hardenberg begeben, wogegen das Erzstift aber erklärte, daß es dadurch nur den Unterthanen ihre Privatbefugniß und Rechte gesichert, doch keineswegs sein Eigenthum und die damit verbundene niedere Gerichtsbarkeit abgetreten habe. Diese Erklärung ward im April des Jahres 1721 abgegeben, und 1738 hatte das kaiserliche Kammergericht noch immer keinen Spruch gethan. Indeß schien das Erzstift Mainz des Streites müde zu sein. Entschieden ward derselbe i. J. 1743 bei Gelegenheit einer Grenzberichtigung zwischen Churbraunschweig und Mainz. In dem genannten Jahre trat der Churfürst Johann Friedrich Carl, mit Zustimmung des Domcapitels, die verpfändeten Güter den Hardenbergern ab, und seitdem blieb das Geschlecht in dem ungestörten Besitz der Güter und Besitzungen, die es durch Klugheit und Beharrlichkeit dem Erzstift abgetrotzt.

Unter den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges litt die Burg Hardenberg unsäglich, da sie bald dieser, bald jener Parthei anheimfiel. In der Mitte des 18. Jahrhunderts war sie noch von den Sprößlingen des edlen Stammes bewohnt, in dessen Besitz sie so lange gewesen. Unbekannt ist, wenn sie aufgehört, ihnen zum Wohnsitz zu dienen. Wahrscheinlich geschah dies in der Zeit, wo mehrere Adliche ihre hochgelegenen Burgen verließen, und sich einen bequemern und sicherern Aufenthalt in den Städten wählten.

Heinrich Döring.

Wiehe, Stadt und Schloß.

Unter den mancherlei überraschenden, ja entzückenden Ansichten, welche dem Auge des Wanderers sich darstellen, dem wie durch einen Zauberschlag sich das liebliche Unstrutthal vor dem erstaunten Blicke öffnet, wenn er auf der Straße von Querfurt nach Artern plötzlich aus dem Waldsaume hervortritt, welche die etwas einförmige Hochebene, über die er eben gezogen, nach Südwest kreisförmig umschließt, nimmt das Städtchen Wiehe, das sich zu seiner Linken in der Entfernung einer Stunde auf der rechten Seite der Unstrut an einer der Vorberge der Finne anlehnt, keineswegs eine der letzten Stellen ein. Auch aus dieser Entfernung gesehen, gewährt dieser Ort mit seinem hochragenden Thurme und seinem alterthümlichen Schlosse, das mit finster gebietendem Blicke in dem Hintergrunde aus der Höhe auf das mehr ländlich geschmückte Städtchen herabschaut, dem Auge einen anziehenden Ruhepunkt, der durch die heitere Umgebung noch mehr gehoben wird. Fette Triften, üppige Felder, hier und da mit fruchtreichen und schattigen Baumpflanzungen gezeichnet, ziehen sich gleich einem kostbaren Teppich von der sanft vorüberschleichenden Unstrut nach den Gärten hin, welche nach Mitternacht die Stadt dicht umgeben, und die Felder, welche hinter derselben sich nach der Höhe hin ausbreiten, werden von oben in mannichfaltigen Abwechselungen von dem Waldsaume bekränzt, der dem Blicke weiter hinaus zu schweifen verbietet.

Daß hier schon frühe Menschenhände sich geregt, den fruchtbaren Boden zu bauen, hier schon frühe zahlreiche Heerden die fetten Triften abgeweidet haben mögen, zu dieser Vermuthung drängt schon eine aufmerksame Betrachtung der Lage und Gestaltung des Thales, aber es fehlt auch nicht an bestimmtern Andeutungen einer sehr entfernten

Vorzeit. Uralte Grabhügel, welche in der Nähe sich finden, wüste Stätten von Ortschaften, welche keine Geschichte, kaum die unsichere Sage erreicht, die hier angetroffen werden und denen man es anmerkt, daß die schaffende Natur und die zerstörenden Menschenhände viele Jahrhunderte daran gearbeitet haben müssen, um auch die letzte Spur von ihnen auszutilgen, weisen mit der größten Wahrscheinlichkeit auf die Zeit zurück, wo in diese Gegenden noch nicht einmal die ersten Strahlen des welterleuchtenden Evangeliums gedrungen waren. Wenn nun auch in dem Umfange der Stadt Wiehe selbst, sich keine Spuren dieser frühen Vorzeit mehr entdecken lassen, so wird ihrer doch schon in der Mitte des achten Jahrhunderts als eines christlichen Ortes namentlich gedacht und zu Anfange des zehnten Jahrhunderts wenigstens hat auf der Stelle, wo noch jetzt das Schloß sich erhebt, schon eine ohne Zweifel befestigte Burg gestanden, denn mehrere Dokumente und namentlich Schenkungsbriefe der ersten Kaiser aus dem sächsischen Hause sind dort abgefaßt.

Welche Ausdehnung in jener Zeit die Stadt gehabt habe, läßt sich freilich bei gänzlichem Mangel an Nachrichten nicht bestimmen, allein daß sie der bedeutendste Ort in der Umgegend gewesen sein müsse, kann man daraus mit einiger Sicherheit schließen, daß sie einem thüringischen Gaue Wigsezi den Namen gegeben, der drei wohlbefestigte Burgen, drei Städte und außerdem noch zwanzig Ortschaften umfaßte,*) und daß sie Jahrhunderte hindurch die Hauptstadt der aus jenem Gau späterhin entstandenen Herrschaft Wiehe gewesen ist. Aus den hier und da in den Urkunden vorkommenden Namen ließe sich wohl mit einiger Sicherheit der ungefähre Umfang beider bestimmen, es liegt dies aber außerhalb der Grenzen dieser Beschreibung.

Der Name des Städtchens wird am wahrscheinlichsten von den fetten Viehtriften abgeleitet, welche sich in der Nähe desselben, an dem rechten Ufer der Unstrut hinunterziehen. Es wird daher in alten Urkunden Viaha geschrieben, welches demnach Viehaue bedeutet. Eine solche Verkürzung der mit Aue zusammengesetzten Ortsnamen ist auch heute noch in der Sprache des gemeinen Mannes häufig, z. B. Torge — Torgau, Pege — Pegau, und läßt sich auch sonst aus der frühern Zeit nachweisen, wie denn z. B. Kelbra sicher aus Kälberaue entstanden ist. Die Stadt selbst, welche gegenwärtig, mit Einschluß der ziemlich ländlich aussehenden Vorstädte, 260 Häuser und 1550 Einwohner zählt, die sich zum großen Theil von dem sehr ergiebigen Ackerbaue nähren, umfaßt weder merkwürdige Ruinen aus der Vorzeit noch besonders sehenswerthe Gebäude, noch sind dort Fabriken anzutreffen. Nur hier und da ist noch ein Ueberrest der alten Stadtmauer hinter Gebäuden und Gärten versteckt und der Ort mag seit dem später zu erwähnenden, fürchterlichen Brande eine meist andere Gestalt bekommen haben. Die Stadtkirche am Markte ist erst nach

---

*) cf. Menken Scriptores Rerum Germanicar. Tom. III. p. 1933. A.

dem Brande gebaut, und man sucht in ihr vergebens die Gräber und Denksteine der ehemaligen Beherrscher von Wiehe, welche in der alten sich in nicht geringer Anzahl vorfanden; sie enthält auch sonst nichts Merkwürdiges.

Für die Gelehrtengeschichte ist zu erwähnen, daß Wiehe die Ehre hat, die Geburts- und Vaterstadt des Professor Schneider in Breslau und der Gebrüder Ranke zu sein, Männer, deren Namen viel bekannt und hochgefeiert sind.

Doch steigen wir die Anhöhe hinauf, auf welcher sich dicht an die ehemaligen Stadtmauern der Schloßhof anschließt. Dem jetzigen Eingange gegenüber, der wegen seiner neuen Structur und einiger ihn umgebenden Gebäude gegen das wirklich alterthümliche Schloß in auffallendem Contraste steht, findet sich, in den Bau eines Wohnhauses mit hineingezogen, noch ein Ueberrest der sogenannten alten Frohnveste, dessen doppelt übereinander liegende Gewölbe jetzt zu Keller und Holzremise benutzt werden, während früher mancher unglückliche Gefangene Jahre lang darin geschmachtet haben mag. Ist man in den Schloßhof eingetreten, so erblickt man zur linken Seite ein zweites alterthümliches, aber noch wohlerhaltenes Schloßthor, und von einigen architektonischem Werthe; dasselbe führte einst zu dem sogenannten Oberhause, einem zweiten Schlosse, welches südöstlich von dem jetzigen gelegen war, seiner Baufälligkeit wegen aber gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts abgetragen werden mußte. Früher, wo beide Schlösser bewohnt wurden, waren sie durch eine starke Mauer geschieden, und hatte jedes seinen besondern Hof. Das jetzt noch stehende hat nach außen mehrere neuere Ansätze, ist aber nach innen zu in Form eines Sechsecks gebaut und umschließt einen kleinen Hofraum.

Der ehemalige Schloßgraben nach der Süd- und Ostseite ist in Gärten umgewandelt, die besonders durch den am 31. Januar 1834 verstorbenen Grundherrn, Hans Karl Leopold Freiherrn von Werthern, ungemein verschönert worden sind. Eben derselbe ließ auch den von seiner frühern Bestimmung so genannten Galgenberg, südwestlich von der Stadt, 1817 zu einem lieblichen Parke umschaffen, von welchem aus man eine entzückende Fernsicht in das unten liegende, besonders nach Abend hin weit ausgebreitete Thal genießt. Da der Zutritt zu diesen Anlagen einem Jeden gestattet ist, der dieselben zu schonen und die gemeinnützigen Absichten der Gutsherrschaft zu würdigen weiß, so wird dieser Park, wie er es in der That verdient, von Einheimischen und Fremden fleißig besucht, und kein Freund von Naturschönheiten wird es bereuen, wenn er die kleine Mühe nicht scheut, die nicht eben steile Anhöhe zu ersteigen, um dort in den schattigen Gängen zu lustwandeln, oder aus der sogenannten Eremitage sich an der herrlichen Aussicht nach der Ferne hin zu ergötzen.

Auf diesem so gemüthlichen Ruheplätzchen, von welchem in einiger Entfernung nach Morgen hin sich Schloß und Stadt nach ihrer ganzen Ausdehnung präsentiren, lasset uns verweilen, um die Nachrichten zu vernehmen, welche aus der Vorzeit beider sich erhalten haben.

Im Voraus sei nur noch bemerkt, daß die hier erwähnten Besitzer der Herrschaft Wiehe nicht zu verwechseln sind mit einem adeligen Geschlechte der Herrn von Wiehe, welche hier und da in alten Urkunden vorkommen und in dieser Stadt etwa früher ein Burglehn gehabt haben mögen. Die letzten Herren aus dieser Familie sind im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert zu Burgscheidungen ansässig gewesen, und es finden sich über dieselben weitere Nachrichten in Hoffmann's später angeführten Abhandlung über die Herrschaft Wiehe p. 306—309, in Dreyhaupt's Beschreibung des Saalkreises II. Thl. und Königs Adelshistorie I. Thl. p. 777.

In sehr früher Zeit, und namentlich in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts, gehörte Wiehe zu den weitläuftigen Besitzungen, welche theils von Karl dem Großen und dessen Vorfahren, theils von andern thüringischen Herren der berühmten Abtei Hersfeld im heutigen Churfürstenthume Hessen, geschenkt worden waren; 933 aber wurde es von dem deutschen Kaiser Heinrich I. (dem Vogelsteller) mit Zustimmung des damaligen Abtes Megingoz, gegen einige andere Oerter eingetauscht und wahrscheinlich zu der Pfalz Allstedt geschlagen.*) Schon Otto III. schenkte es indeß in einer am 21. Nov. 998 zu Rom ausgefertigten Urkunde „zu seinem und seiner Aeltern Seelenheile" der Kirche der heiligen Jungfrau Maria des Klosters zu Memleben. Als aber nach kurzer Blüthe das genannte Kloster seine Selbstständigkeit verlor und von Heinrich II., der sich überhaupt den Schöpfungen seiner Vorgänger nicht günstig zeigte, 1015 der mächtigen Abtei Hersfeld unterworfen wurde, so mag Wiehe wieder in den Besitz der Kaiser gekommen sein, da Heinrich II. daselbst einen Domänenverwalter hatte,**) Heinrich III. auf dem Schlosse zu Wiehe 1053 eine Urkunde ausgestellt hat, und Heinrich V. 1107 dem Convente zu Bibra gewisse Gerechte in den Wieheschen Forsten ertheilte. Denn obwohl sonst die Klöster die geistlichen Schenkungen sich nicht leicht wieder entreißen ließen, so wußte man doch zur Zeit ein Auge zuzudrücken, wenn ein größerer Vortheil dabei in Aussicht gestellt war. Man müßte denn annehmen, schon Otto III. habe daselbst bei der gedachten Schenkung an Memleben der Krone oder seiner Familie eine Privatbesitzung reservirt. Von einer solchen außer dem Schlosse, findet sich nun jetzt allerdings keine Spur mehr, wenn nicht etwa, gegen die Sitte damaliger Zeit, auf dem Platze, wo jetzt die herrschaftliche Schäferei liegt, eine solche Villa gestanden hat, wo die dazu gehörigen Gärten allerdings etwas Auffallendes haben. In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts gehörte Wiehe nebst andern umliegenden ansehnlichen Besitzungen den Grafen von Kefernburg,***)

---

*) cf. Dr. Benedict Wilhelm Beschreibung des Klosters Memleben.

**) cf. Dittmar Chron. VII. p. 203.

***) cf. Friedrich Hoffmann's historische Nachrichten von der Herrschaft Wiehe, in der Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freien Künste. Leipzig 1755.

davon der eine, Sizzo oder Sitticho III. 1150 bis 1162 lebte, dessen Bruder Friedrich von seiner Großmutter Beichlingen erbte. Diese Grafen theilten sich im dreizehnten Jahrhundert in zwei Linien, nachdem Graf Günther zu Arnstadt und dessen Bruder, Graf Albrecht (1227 — 1253) auf dem Schlosse Rabeswalde bei Wiehe seinen Sitz genommen hatte. Der Letztere und dessen Nachfolger nennen sich seitdem nicht allein Herrn von Wiehe, sondern es sind auch mehrere ihrer Schenkungsurkunden auf dasigem Schlosse abgefaßt. Nach der Zerstörung der Burg Rabeswalde scheinen die genannten Grafen auf dem Schlosse zu Wiehe ihren Sitz aufgeschlagen zu haben. Der letzte dieses Geschlechts, der Graf Friedrich von Rabeswalde, Herr zu Wiehe, starb 1312 und hinterließ mit seiner Gemahlin, einer gebornen Gräfin von Osterfeld, zwei Töchter, davon die eine, Mechtild, an den Grafen Hermann von Orlamünde († 1321) vermählt war und demselben nach dem Tode ihres Vaters nebst andern sehr ansehnlichen Besitzungen auch Wiehe zubrachte. Durch solchen und ähnlichen Güterzuwachs wurden die Grafen von Orlamünde so mächtig und übermüthig, daß sie sich der Hoheit der Landgrafen zu entziehen strebten, und sich mit andern gleichgesinnten Grafen zu solchem Zwecke verbanden, was aber in dem sogenannten Grafenkriege ihre gänzliche Demüthigung zur Folge hatte. Die Söhne des genannten Hermann theilten sich so in das väterliche Erbe, daß Graf Friedrich zu Weimar und Graf Hermann zu Wiehe seinen Sitz hatte.*) Dieser Letztere († 1371) hatte einst in Erfurt, wo er sich öfters aufhielt, ein Bankett veranstaltet, und dazu eine Anzahl benachbarter und befreundeter Herren eingeladen. Als man eben in einer recht fröhlichen Stimmung und vom Weine erhitzt war, gelangte die Nachricht in den Saal, daß der Landgraf Friedrich II. auf einer Reise nach Meißen durch die Stadt komme. Wie nun kurz darauf der ziemlich zahlreiche Zug, nach der Sitte damaliger Zeit, durch die begleitende Musik von Pfeifen und Posaunen sich kund gab, traten die Grafen an das Fenster um ihn zu sehen, und Hermann, der nie rechte Achtung vor dem Landgrafen gehabt hatte, rief ihm in einem eben so höhnenden, als vertraulichen Tone nach: Fritz, woher? — Fritz, wo hinaus? — Der Landgraf, dadurch auf's höchste beleidigt, schwur: lebe ich nur noch kurze Zeit, so will ich es wahrlich dahin bringen, daß du mich einen Herrn nennen sollst! Er brachte dann aus Meißen und aus dem Osterlande eine beträchtliche Anzahl tapferer Ritter mit, verband sich mit der Stadt Erfurt und mit dem Grafen Günther XIV. von Schwarzburg und zog gegen die zahlreichen, wider ihn mit Orlamünde verbundenen Grafen zu Felde. In diesem sogenannten Grafenkriege der von beiden Seiten mit den unsinnigsten Verheerungen bezeichnet wurde, hatte auch Wiehe das Schicksal, 1343 erobert zu werden, worauf das Schloß

---

*) cf. Falkenstein thüring. Chronik p. 850 genealog. Tabelle.

**) cf. Gebhardi histor. genealog. Abhandlungen IV. Thl. und Falkenstein p. 906 ff.

besetzt und ein Theil der Stadt niedergebrannt wurde.*) Die Grafen von Orlamünde mußten darauf im Frieden 1346 die Herrschaft Wiehe an den Landgrafen abtreten, und es werden dabei außer der Stadt selbst noch folgende Ortschaften erwähnt: Bucha, Memleben, Hechendorf, Wolmirstedt, Lossa, Garnbach, Nausitz.

Seit dieser Zeit ist nun die genannte Herrschaft bei den Landgrafen und deren Nachkommen verblieben, und von ihnen den angesehensten thüringischen Herrn theils pfand- theils lehnweise überlassen worden.

So setzte 1347 der Landgraf Friedrich II. seine Vesten Eckartsberge, Wiehe und Camburg dem Herzoge von Braunschweig, Magnus dem Aeltern und dessen Sohne, Magnus dem Jüngern als Pfand ein für den Rest der Kaufsumme, den er ihnen noch auf die erkaufte Markgrafschaft Landsberg schuldig war.**) Als aber der Letztere, mit dem Beinamen Torquatus, in die Gefangenschaft des Gerard, Bischofs von Hildesheim, gerathen war, überließ er die genannten verpfändeten Burgen 1367 an Gerhard, Edler von Querfurt, gegen Erlegung des rückständigen Kaufgeldes, um sich damit seine Freiheit zu erkaufen.***) Die Söhne Friedrich II. (des Ernsthaften) lösten nun zwar Wiehe von demselben wieder ein, überließen es aber schon 1369 wieder pfandweise an Heinrich von Heldrungen; jedoch ertheilte Balthasar, unter dessen Oberhoheit damals Wiehe stand, der Stadt 1394 die Erlaubniß, sich in streitigen Rechtsfällen, wie früher, an den Rath zu Weißensee als obersten Gerichtshof zu wenden. Genannter Heinrich erlaubte 1376 den Bürgern zu Wiehe sich einen Rathskeller zu bauen, und die Stadt scheint sich unter dieser Herrschaft überhaupt wohl befunden zu haben, bis auf den unruhigen Friedrich von Heldrungen, der ein rechter Störenfried gewesen sein muß, indem er allerhand verdrießliche Händel anfing, und durch sein ganzes Benehmen recht an die rohesten Zeiten des Faustrechts erinnert. Einige Abenteuer desselben mögen hier erwähnt werden, theils zur Charakteristik des genannten Friedrich und seiner Zeit, theils um die Veranlassung nachzuweisen, bei welcher die Herrn von Heldrungen Wiehe verloren.

Derselbe hatte schon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts im Verein mit den Grafen von Beichlingen und Herrn von Querfurt, denen sich eine große Menge Nordhäuser Bürger anschlossen, das Kloster Katelenburg überfallen und dessen Güter geplündert, und war deshalb auf die Anklage des Convents von dem Papste Bonifacius IX. in den Bann gethan worden.****) Kurz darauf hatte er mit den Bürgern von Erfurt eine Fehde, denen er um ein Faß

---

*) cf. Spangenberg, Mansfeld. Chronik fol. 333. Falkenstein II. p. 904. Melissantes Bergschlösser p. 594 ff., wo auch noch eine frühere Ursache zu dem gedachten Streite angeführt wird.

**) cf. Horn Sächs. Handbibliothek S. 224.

***) cf. Menken Scriptores rerum Germanic. Tom. III. p. 1847.

****) cf. Leukfeld Annales Katelenburgenses p. 30.

Wein großen Schaden zufügte. Eben derselbe wollte 1408 die Aschersleber Bürger bei einem Tanze auf der Pfingstwiese überfallen und die Vornehmsten der Stadt gefangen nehmen. Allein der Plan wurde verrathen, dem Abenteurer ein Hinterhalt gelegt, Friedrich bis Wolmirsschwende verfolgt, gefangen und in Aschersleben in einen großen hölzernen Kasten gethan. Erst nachdem er Urfehde geschworen, und dieselbe auch von seinen Söhnen hatte besiegeln lassen, bekam er seine Freiheit wieder.*) Aber bald mischte er sich wieder in einen Familienstreit der Grafen von Hohenstein. Er verband sich nämlich mit dem Grafen Dietrich in Heringen, der ein eben so unruhiger Geist war, gegen dessen Vetter Ulrich und dessen Sohn Heinrich in Kelbra. Drauf fiel er in die Hohensteinschen Länder ein, erstieg bei Nacht das Schloß, und führte den alten Grafen Ulrich gefangen weg. Da er auf diese Weise den Landfrieden gebrochen hatte, so überzogen ihn die Markgrafen Friedrich und Wilhelm mit Krieg, eroberten 1412 auch die Stadt Wiehe und zogen die Herrschaft als verwirktes Lehen ein. Vergeblich hatte Friedrich von Heldrungen zu seiner Vertheidigung einen Haufen unruhiger, wunderlich bewaffneter Bauern zusammengerafft; er mußte mit einer großen Anzahl Abenteurer, die unter dem Namen Fleglergesellschaft noch lange ihr Unwesen trieb, fliehen und wurde endlich auf seinen Streifzügen 1414 von den Mackenröder Bauern erschlagen.**) Doch wenden wir uns wieder zur Wiehe zurück. —

Schon 1413 überließen die genannten Markgrafen die Herrschaft Wiehe sammt Heldrungen an Heinrich von Hohenstein, welcher sie mit ihrer Bewilligung 1415 an die Grafen und Herrn zu Beichlingen verkaufte.***) Der Besitz und die Auseinandertheilung der genannten Herrschaften führte zu mannichfaltigen Streitigkeiten, welche endlich auf die Vermittlung der Markgrafen 1422 durch einen gegenseitigen Erbvertrag beigelegt wurden. In demselben wurde festgesetzt, daß nach Aussterben des einen Hauses, Hohenstein oder Beichlingen, beide Herrschaften an das andere fallen sollten;****) indeß ist dieser Fall nie eingetreten. Vielmehr verkauften schon 1436 die Söhne des verstorbenen Grafen Friedrich von Beichlingen, Günther, Friedrich und Hans, die Herrschaft Wiehe an das ihnen verwandte Geschlecht der Herren von Querfurth, und namentlich an Gebhardt und Bruno, welche noch in demselben Jahre die Lehn darüber empfingen und die Herren von Beichlingen als Mitbelehnte annahmen. Indessen muß Wiehe auch jetzt bei dieser Familie nicht lange verblieben sein, denn wir treffen diese Stadt schon 1447 als eine Besitzung Apels von

---

*) cf. Binhards thüring. Chronik S. 283 ff., in Chronic. Ascaniense, in Abels Sammlung alter Chroniken p. 546.

**) cf. Binhard l. l.

***) cf. Horn l. l. p. 481 u. 782.

****) cf. Hoffmann histor. Nachrichten p. 319 ff. wo das Dokument abgedruckt ist.

Vitzthum, und als solche wird sie sammt dem Schlosse von den Grafen von Beichlingen belagert, erobert und geplündert, ohne daß diese sie indeß lange behaupten konnten. Unter welchen Umständen diese Herrschaft an Apel gekommen sei, läßt sich aus der Stellung und den Ränken dieses mächtigen Ministers an dem Hofe des Herzogs Wilhelm wohl vermuthen, obgleich es an bestimmten Nachrichten darüber fehlt; zu dem angegebenen feindlichen Angriffe aber hatte eine Erbstreitigkeit in der Familie der Grafen von Schwarzburg Veranlassung gegeben, welche als ein Akt in dem großen Trauerspiele des thüringschen Bruderkriegs anzusehen ist.*) Kurz darauf verkaufte Apel von Vitzthum, entweder aus Geldverlegenheit, oder weil er einsahe, daß unter den damaligen Umständen die Herrschaft Wiehe eine sehr unsichre Besitzung sei, dieselbe sammt der Herrschaft Nebra, jede für 8000 rhein. Gülden an den Grafen Heinrich von Schwarzburg seinen Bundesgenossen.**) Da nun dieser auf der Seite des Herzogs Wilhelm stand, so wurde Wiehe, als das Kriegsfeuer, von Apel von Vitzthum fleißig geschürt, von Neuem aufloderte, 1450 von der churfürstl. Abtei erobert und größtentheils zerstört. Mit Entsetzen liest man in den Annalen der Vorzeit, mit welcher Grausamkeit damals die Anhänger des Churfürsten in hiesiger Gegend, und nicht minder die des Herzogs bei Naumburg, Zeitz und Altenburg gewüstet haben. Mehr als 60 Dörfer sollen an einem Tage in Flammen aufgegangen sein***) und besonders scheinen Hermann von Harras hier, und Apel von Vitzthum dort, gewetteifert zu haben, den Namen Brandmeister im schlimmsten Sinne des Wortes zu verdienen, der ihnen in der angezogenen Chronik beigelegt wird. Als dann endlich der Kaiser mit der Drohung der Reichsacht sich zwischen die streitenden Partheien gelegt hatte, und auf die thätige Verwendung besonders des Erzbischofs von Mainz und des Landgrafen von Hessen zwischen dem Churfürsten Friedrich und dem Herzoge Wilhelm der völlige Friede, 27. Jan. 1451, in Naumburg zu Stande kam, wurde zwar Wiehe dem Grafen Heinrich von Schwarzburg wieder abgetreten, derselbe sahe sich aber genöthigt, da der Krieg ihn viel Geld gekostet hatte, diese Herrschaft an die Herren von Werthern, nämlich Dietrich, Georg und Hans zuerst auf acht Jahre wiederkäuflich und dann 1461 für 8000 rhein. Gülden völlig erblich abzutreten,****) in der Gestalt jedoch, daß Wiehe ein Afterlehn der Grafen von Schwarzburg bleiben, die Oberlehnsgerechtigkeit aber den Herzögen v. Sachsen zustehen sollte.†)

---

*) cf. Melissantes Bergschlösser p. 232 ff.

**) cf. Jovii Chronic. Schwarzburg. L. V. c. 40.

***) cf. Altenzellische Chronik p. 425.

****) cf. Albinus Geschichte der Grafen und Herren von Werthern p. 40 das Document darüber ist zu Weißensee abgefaßt.

†) cf. Jovii Chronic. Schwarzb. l. c. wo auch noch mehrere spätere Lehnsbriefe angeführt werden.

So war Wiehe an die Familie gekommen, die es noch heute besitzt, obgleich seit 1816 die alten Lehnsverhältnisse aufgehört haben, wo die Herrschaft an die Lehnscurie des Konigl. Preußischen Oberlandesgerichts zu Naumburg in dieser Beziehung überwiesen wurde. Das alte Geschlecht der Herren von Werthern, so genannt von ihrem in der Gegend von Nordhausen gelegenen Stammschlosse, leiten einige Chronisten von Odobald, dem Sohne eines longobardischen Herzogs Illibrand ab, der, nachdem sein Vater in dem Heere des Königs Desiderius in der Schlacht bei Pavia gefallen war, als Geißel mit nach Deutschland kam, hernach bei Karl dem Großen Dienste nahm und, als er sich darin ausgezeichnet, von demselben mit dem Schlosse Werthern beschenkt wurde;*) andere von Bertharius, Könige in Thüringen, der auf dem genannten Schlosse gewohnt haben, und dort von seinem eignen Bruder Hermannfried 519 umgebracht worden sein soll;**) noch andere endlich, und damit übereinstimmend zwei alte Werthernsche Stammregister, von Hermann, dem fünften Sohne Ludwigs mit dem Barte, und Bruder Ludwig des Springers.***) Dieses Geschlecht nun war im funfzehnten Jahrhundert eben so angesehen als begütert. Der deutsche Kaiser Karl IV., dem dasselbe in allen Anfechtungen treu geblieben war, belehnte es 1086 mit dem Erb-Kammerthürhüter-Amte des heiligen Römischen Reichs, und fügte ihrem alten Wappen die beiden Stäbe, jeden mit drei vergoldeten, bestielten Blättern hinzu, welche die Familie noch heute führt.****) Wegen einer ansehnlichen Schenkung an das Kloster Walkenried, hatten die Herren von Werthern dort eine eigne Capelle mit einem Erbbegräbniß, in welcher eine ziemliche Anzahl derselben beigesetzt waren. Allein bei der Verwüstung des genannten, berühmten Klosters durch die aufrührerischen Bauern 1525, wurde auch diese Capelle, sammt den darin vorhandenen Monumenten vernichtet.

Als Stifter der jetzt noch bestehenden, im engern Sinne des Wortes so genannten Werthernschen Familie, welche sich 1533 und später von Neuem 1620 in die drei Linien theilte: die Beichlingsche, Wiehesche und Brückensche, ist Hans der Aeltere anzusehen, der an des Landgrafen Friedrich des Streitbaren Hofe lebte, mit diesem 1414 auf das berüchtigte Concilium zu Costnitz zog.†) Auch bei dem Kaiser Sigismund stand er in hoher Gnade, daher ihn dieser auf's Neue 1420 zu Prag mit dem Erb-Kammerthürhüter-Amte belehnte. Eben so focht er unter dem genannten Landgrafen in dem kaiserlichen Heere gegen die Hussiten in der Schlacht bei Brüx 1425 und starb 1437.

*) cf. Albin. l. c. p. 4.

**) cf. Buddei histor. Lexicon.

***) cf. Albin l. c. p 9.

****) cf. Albin l. c. p. 7. und Mag. Gottfr. Löwe's, freiherrl. Werthernschen Inspectors und Past. zu Frohndorf, dissertatio de Janit oribus imperii etc.

†) cf. Albin l. c. p. 33.

Sein Sohn war der oben genannte Dietrich von Werthern, der Wiehe von Schwarzburg kaufte. Er lebte damals als bestellter Rath des Herzogs Wilhelm von Sachsen in Weimar, unternahm 1461 mit demselben einen Zug in's gelobte Land, wo er sich am heiligen Grabe zum Ritter schlagen ließ, starb am 28. Juni 1470 auf dem Schlosse zu Wiehe, und wurde nebst seiner Gemahlin in der alten Klosterkirche zu Donndorf beigesetzt. Zugleich mit der Herrschaft Wiehe hatte nämlich diese Familie von den Grafen von Schwarzburg auch die Schutzgerechtigkeit über das Kloster Donndorf überkommen und noch jetzt verwaltet der jedesmalige Senior derselben von der Wieheschen Linie das dort nun bestehende Progymnasium als Erbadministrator.

Der einzige Sohn Dietrichs von Werthern, Hans, den man zu seiner Zeit den Glücklichen nannte, erweiterte die ererbten Güter noch bedeutend durch neue Besitzungen, die er in der Nähe, namentlich von den Herren von Querfurt, Herren von Witzleben, Grafen von Stollberg und Grafen von Beichlingen an sich kaufte, und die noch jetzt der Wieheschen und Beichlingenschen Linie gehören; er brachte so 1487 die großen Wieheschen Forsten zusammen, die er gewöhnlich seine Silberkammer zu nennen pflegte.*) Bei den Herzögen von Sachsen stand derselbe in großem Ansehen, war eine Zeit lang unter Albrecht dem Tapfern Statthalter der Osterlande und der Kaiser Maximilian **I.** wollte ihn nach Erwerbung der Grafschaft Beichlingen in den Reichsgrafenstand erheben, was derselbe jedoch bescheiden ablehnte. Er starb den 9. Juli 1533 auf dem Schlosse zu Wiehe in einem sehr hohen Alter und wurde in der alten Stadtkirche St. Bartholomäi begraben. Sein Sohn Hans der Jüngere war als ein sehr gelehrter Mann dem berühmten Erasmus von Rotterdam bekannt und befreundet, und wurde sammt dem Grafen Wolfgang von Stollberg 1525 von dem Herzoge Georg nach Frankenhausen geschickt, um die aufrührerischen Bauern zum Frieden zu ermahnen.**) Dessen Söhne Christoph, Heinrich und Georg verwandelten 1561 das Kloster Donndorf in eine Knabenschule, nachdem sie sich nebst ihren Vettern von den beiden übrigen Linien schon 1540 einstimmig zur Lutherischen Kirche gewendet hatten.

Um diese Zeit, und wohl schon seit früher hatte Wiehe zwei Schlösser neben einander, der Hinterhof oder alte Theil wurde von Heinrich und der vordere oder neue Hof von Georg bewohnt. Weil aber dieselben mit einander in Streit geriethen, wurden 1514 beide Höfe durch eine starke Mauer getrennt, und das noch an der Nordseite befindliche Thor gehörte zu dem Hinterhofe.

Nachdem Georg, nach dem Tode seiner Brüder 1566 alleiniger Besitzer des Schlosses und der Herrschaft geworden war, wurde ihm ein seltener Besuch zu Theil. Als nämlich der Bruder des französ. Königs Karls **IX.**, Heinrich von Valois, Herzog von Anjou, der

*) cf. Albin l. c. p. 41.

**) cf. Albin l. c. p. 52.

hernach als Heinrich III. selbst den französ. Thron bestieg, nach seiner unerwarteten Wahl zum Könige von Polen 1573 durch eine feierliche Gesandtschaft dorthin abgeholt wurde, zog er auf seiner Reise nach Polen auch durch Thüringen, kam den 6. Jan. 1574 Abends mit vielen Leuten und beinahe 1000 Pferden in Wiehe an und logirte diese Nacht bei Georg von Werthern, während seine Begleiter theils im Schlosse, theils in der Stadt untergebracht wurden.*) Bei seiner eben so eiligen, als heimlichen Rückkehr nach Frankreich mag der genannte hohe Gast nicht Zeit gehabt haben, seinen Besuch in Wiehe zu wiederholen.

Der einzige übrig gebliebene Sohn Georgs, Hans, erbte nach dem Aussterben der alten Beichlingeschen Linie 1588 auch die Herrschaften Beichlingen, Werthern und Brücken, sowie auch das Schloß Thalheim, vereinigte so fast alle frühern Besitzungen der Familie und wurde durch seine drei Söhne, Georg, Thilo und Hans, davon der letzte Wiehe bekam, der Stifter der noch jetzt bestehenden drei jüngern Werthernschen Linien. Derselbe bekam 1586 die Hauptmannschaft in dem churfürstl. Amte Sangerhausen, und nahm 1592 an der Kirchenvisitation in dem thüringischen und voigtländischen Kreise Theil; er ließ durch seinen ältesten Sohn Georg das Erb-Kammerthürhüter-Amt bei der Krönung des deutschen Kaisers Ferdinand II. verwalten, und nachdem dieser Georg mehrere wichtige Gesandschaften nach Wunsche des Kaisers vollzogen hatte, wurde der Familie zum dritten Male der Reichsgrafenstand angetragen. Allein, da vor Ausfertigung des Diploms Mißverständnisse zwischen dem Kaiser und dem Churhause Sachsen eintraten, so unterblieb die Ausführung.

Schon 1620 hatte der genannte Hans von Werthern nach einer zu Leipzig entworfenen Disposition, seinen drei Söhnen sämmtliche Besitzungen übergeben, und nur Lossa für sich behalten, wo er sein Leben beschließen wollte, und wo er auch in einem zinnernen Sarge beigesetzt wurde, nachdem er 1633 auf dem Schlosse in Beichlingen gestorben war. **)

Nachdem Schloß und Stadt Wiehe im 30jährigen Kriege vielfältige Drangsale ausgestanden hatte, und namentlich, wie auch die andern Werthernschen Besitzungen, von den Schweden hart mitgenommen worden waren weil George von Werthern auf Beichlingen als Abgeordneter 1635 zwischen dem Churfürsten von Sachsen und dem Kaiser, trotz aller Versprechungen und Drohungen, den Frieden zu Prag dennoch glücklich zu Stande brachte; ***) so brach 1659 den 24. Juli daselbst eine fürchterliche Feuersbrunst aus, welche fast die ganze Stadt mit so reißender Schnelligkeit in Asche legte, daß nur sehr wenig gerettet werden konnte. Das eine freiherrlich Werthernsche Schloß, Kirche, Schule und Rathhaus, geistliche und gemeine Häuser wurden ein Raub der Flammen, und bei dieser Gelegenheit

*) cf. Albin l. c. p. 57.
**) cf. Albin l. c. p. 73 u. 74.
***) cf. Albin p. 77.

gingen leider auch fast alle Documente aus der frühern Zeit verloren.**) Das Schloß wurde 1664 — 1666 von Wolf Adolph von Werthern wieder aufgebaut, der sich unterdessen auf dem seiner Gemahlin zugehörigen Gute zu Tennstedt aufhielt.**) Dieses damals neu erbaute Schloß ist das jetzt noch stehende; das andere, welches durch die Feuersbrunst zwar beschädigt, aber doch nicht unbrauchbar geworden war, sondern kurz darauf wieder von Adam Ludwig bewohnt wurde, mußte, weil es mit Einsturz drohete, gegen das Ende des vorigen Jahrhunders abgebrochen werden. Die Stadtkirche mit dem Thurme, sowie viele der übrigen Gebäude in der Stadt, waren erst 1669 völlig wieder hergestellt. Schon 1712, 19. Februar, wurde indeß Wiehe abermals von einer Feuersbrunst heimgesucht, in welcher 44 Wohnhäuser in Asche gelegt wurden,***) und am 15. Juni 1761 der Kirchthurm von einem Blitzstrahle getroffen, welcher an demselben und in der Kirche Spuren der Verwüstung zurückließ, aber nicht zündete.

Im 7jährigen Kriege erlitt die Stadt harte Bedrückungen, besonders von den preußischen Truppen. Der damalige Besitzer, Hans Adolph Erdmann von Werthern und der Stadtrath wurden 1761 als Geißeln nach Magdeburg geführt und dort zwei Jahre lang gefangen gehalten; die Bürger aber mußten in einem Jahre, die Naturalien-Lieferungen ungerechnet, über 3000 Thlr. Brandschatzung zahlen. Schon vorher aber hatte, am 6. Nov. 1757, nach der für die Franzosen so unglücklichen Schlacht bei Roßbach der Prinz von Soubise sein Hauptquartier auf dem Unterschlosse genommen, und die ganze Armee in und vor der Stadt ihr Lager gehabt. Außer den dabei vorgefallenen häufigen Plünderungen mußten die Bürger jeden Augenblick fürchten, ihre ganze Stadt wiederum in Flammen aufgehen zu sehen.†)

Doch alle diese Drangsale sind nun vergessen, die Wunden wieder geheilt, und seit jener Zeit ist die Stadt von namhaften Unglücksfällen befreit geblieben, und hat in den letzten Jahren durch neue, oder doch verschönerte Gebäude, wenigstens in der Nähe des Marktes, ein recht freundliches Ansehen gewonnen.

*) cf. die vor einigen Jahren im Thurmknopfe gefundenen Documente.
**) cf. Albin p. 114.
***) cf. Melissantes Bergschlösser p. 586.
†) cf. die angezogenen Dokumente aus dem Thurmknopfe.

Lessing, Adj.

Der Kandelaber auf dem Johannisberge bei Altenbergen.

Am nordöstlichen Gehänge des nordwestlichen Thüringerwaldes zwischen dem Thale der Leina, die, später nach Westen sich wendend, den Namen Hörsel annimmt, und dem sich östlich herabziehenden Thal der Apfelstedt, in welchem das schon beschriebene reizende Georgenthal liegt, finden wir am nordwestlichen sanften Abhange der Wasserscheide, hier eine mäßige Berghöhe, der Ziegen- oder Ziegelberg genannt, zwei Dörfer kaum zehn Minuten von einander; das höher gelegene ist Katterfeld, das tiefere Altenbergen. Zwischen beiden ruht majestätisch auf einer kleinen Anhöhe, das Tümmelleich genannt, von hohen schattigen Linden umstanden, die sehr schöne und große Immanuelskirche, in welche Katterfeld, Altenbergen und das nahe Dörfchen Engelsbach eingepfarrt sind. Von der weißen Immanuelskirche führt eine Doppelreihe hoher Pappeln auf den südwestlich von ihr über dem Dorfe Altenbergen sich erhebenden, mäßig hohen Johannisberg, sonst der Alte-Berg genannt, auf dessen fast geebneten Gipfel, der Kandelaber, der steinerne Bonifaciusleuchter empor steigt. Dieses aus Sandstein bestehende Denkmal des Thüringer-Apostels Winfrid-Bonifacius hat nämlich die Form eines mittelalterigen Kirchenleuchters, der auf acht Kugeln ruht, und oben eine von drei geflügelten Engelsköpfen unterstützte Feuerpfanne trägt, aus welcher eine in drei Zungen sich spaltende Flamme auflodert, von denen die mittlere gekrümmt emporsteigt, die beiden andern nach den Seiten sich ausbreiten. Sie bedeuten die drei Kirchen der abendländischen Christenheit. Die von den Kugeln bis zur Spitze der Flamme dreißig Fuß hohe Säule steht auf einer viereckigen Anhöhe, und man gelangt zu ihr auf sieben Rasenstufen. Dieses Denkmal wurde im Jahre 1811 durch Beiträge errichtet, welche aus ganz Deutschland eingegangen waren. Die Veranlassung dazu war folgende: An dieser Stelle auf dem Gipfel des

schönen Berges stand die uralte kleine Johanniskirche, die die Volkssage und die thüringischen Chroniken für die älteste christliche Kirche in Thüringen, und vom heiligen Bonifacius gegründet, ausgaben. Man hatte das so oft erzählt, so oft gelesen und wieder geschrieben, daß man an der historischen Wahrheit dieser Behauptung gar nicht mehr zweifelte und Niemand sie einer Kritik unterwarf. Diese alte Kapelle nun, angeblich des Bischof Bonifacius erster Bau in Thüringen verfiel, obgleich zu verschiedenen Zeiten erneuert und ausgebessert, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts immer mehr. Und gerade diese Zeit hatte keinen Sinn für Alterthümliches, sonst hätte das ehrwürdige Kirchlein auf jegliche Weise erhalten werden müssen. Früher waren die obengenannten drei benachbarten Dörfer nebst dem Dorfe Finsterbergen in die Johanniskapelle auf dem Berge zur Kirche gegangen, als aber 1710 — 1712 die Immanuelskirche auf dem Tümmelleich erbaut war (das tiefer im Gebirge an der linken Thalwand des Leinagrundes liegende Dorf Finsterbergen hatte sich schon 1662 eine eigene Kirche gebaut), stand das wankende Gemäuer des Kirchleins auf der Höhe ler. Im J. 1752 erwirkte sich der damalige Landjägermeister von Uetterodt zu Georgenthal vom Herzoge Friedrich II. von Gotha die Erlaubniß, in den unter der Erde befindlichen Gewölben der alten den Einsturz drohenden Johanniskirche Nachgrabungen anstellen, und den Knopf des nicht mehr besteigbaren Thurmes abschießen zu lassen. Beim Nachgraben zeigte sich, daß die erste dort erbaute Kapelle, also die angebliche Gründung des heiligen Bonifacius, nur achtzehn Schuhe in der Länge und zwölf Schuhe in der Breite gehabt hatte, und daß die um jene Kapelle herumgebaute Kirche zweimal erweitert worden war. Sonst fand man weder in der Erde noch im abgeschossenen Knopfe etwas besonders Merkwürdiges. Von nun an verfiel die altehrwürdige Kapelle schnell, und die Bewohner des nahen Dorfes nahmen nur in so fern Notiz von ihr, um Steine derselben zu ihren eignen Bauten zu entführen Zu Anfang dieses Jahrhunderts war die Stätte kaum mehr kenntlich.

Aber unter den Bewohnern des Dorfes Altenbergen lebte ein einziger Mann, den diese Vernachlässigung des uralten Heiligthums schmerzte, und der wenigstens der Nachwelt die Erinnrung daran erhalten, und den Ort bezeichnet wünschte, wo es einst gestanden. Er hieß Nicolaus Brückner, und war ein armer Holzhauer. In seinem letzten Willen hatte er 20 meißnische Gülden ausgesetzt, von deren Zinsen ein Stein auf die Stelle der verschwundenen Johanniskirche gesetzt und erhalten werden sollte.

Bei Eröffnung dieses Testamentes, nach dem Tode des frommen Mannes, wurde der damalige Oberbeamte des Amtes Reinhardsbrunn, Rath Langfeld, von Ueberraschung und Rührung ergriffen, solche Pietät in der Verfügung eines einfachen, armen Wäldners zu finden, und forderte in öffentlichen Blättern, mit Erzählung des Hergangs der Sache, zu Beiträgen auf, um ein größeres und würdigeres Denkmahl der ersten christlichen Kirche in Thüringen errichten zn können. Dieser Aufruf fand vielfachen Anklang und es kamen über 700 Thlr.

zusammen. Die Zeit der öffentlichen Denkmale war noch nicht gekommen, sonst würde die Summe bei weitem größer ausgefallen sein. Vom Herzog August von Gotha und Altenburg wurde die Form des Kirchenleuchters gewählt, wie ich sie beschrieben, die Zeichnung lieferte der Hofbaumeister Pörsch, die Bildhauerarbeit der Professor Döll, den Bau vollführte der Hofmaurermeister Sahlender, alle drei in Gotha.

Am 17. Juni 1811 wurde mit einer angemessenen Feierlichkeit der Grundstein des Denkmals gelegt, und am 1. Sept. die schlanke Winfridssäule eingeweiht. Am erstern Feste nahmen nur die vier Dörfer, welche einst auf den Berg zur Kirche gegangen waren, nebst dem Amtspersonal theil; das letztere wurde aber von einer großen Menschenmenge aus der Nähe und Ferne begangen; denn man sah es als ein Erinnerungsfest an die Einführung der christlichen Religion in Thüringen an. Dadurch wurde es aus der engen Localbedeutung in eine weite, das ganze Vaterland umfassende gehoben. Von diesem hohen und erhebenden Gesichtspunkt ausgehend, lud die geistliche Oberbehörde Gotha's den Prälaten Placidus Muth, Abt der ehemaligen Benedictiner-Abtei auf dem Petersberge zu Erfurt; als ersten Geistlichen der katholischen Kirche in Thüringen und geistliches Haupt der katholischen Gemeinde in Gotha, so wie den reformirten Prediger Diaconus Dr. Wittich in Schmalkalden, als Seelsorger der in Gotha wohnenden reformirten Glaubensgenossen, zur Theilnahme an dem Feste der Einführung des Christenthums in Thüringen ein. Diese beiden Männer erschienen und gaben im Verein mit dem Generalsuperintendenten Dr. Löffler in Gotha dem Feste die religiöse Weihe. Der Herzog August von Gotha hatte sich mit seinem ganzen Hofstaate eingefunden, Tausende und wieder Tausende strömten durch die schönen Thäler und über die Höhen dem Berge zu, dessen Gipfel bald mit einer wogenden Menge bedeckt war. Unter Glockengeläute zogen die Schulkinder der vier Dörfer mit ihren Lehrern und die Geistlichkeit aus der Immanuelskirche den Berg hinauf, und um 10 Uhr begann die Feierlichkeit. Generalsuperintendent Löffler, Prälat Muth und Diaconus Wittich hielten nach einander religiös geschichtliche Vorträge, der Rath und Amtmann Langheld sprach die Schlußworte. Es wurden mehrere schöne, zu diesem Zweck besonders gedichtete Lieder von der ganzen Versammlung gesungen. Das herrlichste Wetter begünstigte das seltene Fest, das durch keinen Unfall gestört wurde. Nach dem Schluß der Feierlichkeit eilte die Menge meist in das Büchig bei Reinhardsbrunn, wo sie sich an materiellen Genüssen labte.

Obgleich der Leuchter erst 30 Jahre steht, bemerkt man doch mit Bedauern, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wann er in Verfall gerathen wird. Der Sandstein, aus dem er besteht, ist dem Einfluß des Wetters gar zu sehr unterworfen. Auch ist das Interesse an ihm merklich erkaltet; der Baumschlag umher ist emporgewachsen, und hat die Aussicht vom Berge versperrt, nur Gebirgswandrer besuchen ihn noch. Andere Interessen bewegen jetzt das Menschenherz. Die

Weltgeschichte ist stürmend in dieser Zeit an uns vorübergesaust, wir schauen bang nach den schwarzen Gewitterwolken, die drohend näher und näher kommen; die brüderliche Einigkeit der drei christlichen Confessionen, die an dieser Stätte zum Volke sprach, ist jetzt zur Fabel geworden, die Elemente gähren chaotisch durcheinander: woher sollte die Begeistrung für Winfried und dessen Denkmal kommen?

Auch kommt hinzu, daß die historische Kritik später bis zur Evidenz bewiesen, daß die Johanniskapelle auf dem Alten-Berge kein Bau des heil. Bonifacius war und sein konnte, und höchst wahrscheinlich von dem Grafen Ludwig mit dem Barte als Taufkapelle für diese Gegend errichtet wurde, wie auch schon der Name dessen (des Täufers), dem sie geweiht war, andeutet. Auch wurde Ludwig der Salier, der Sohn Ludwig's mit dem Barte in ihr getauft. Daß sie eine Gründung des heil. Bonifacius sei, ist jedenfalls nur eine Mönchssage aus dem Kloster Reinhardsbrunn, dem in späterer Zeit das Kirchlein gehörte, und die der thüringische Chronist Johann Rohte von Eisenach in sein ohngefähr 1430 geschriebenes Zeitbuch (das erste in deutscher Sprache geschriebene) aufnahm. Aus dieser späten und unzuverlässigen Chronik ist sie gleichsam als unbestrittene historische Wahrheit in alle folgenden Chroniken und Geschichtsbücher aufgenommen worden. Schon der Umstand allein, das erst 700 Jahre nach dem Wirken des heil. Bonifacius in Thüringen etwas von dieser Kapelle gesagt und die Behauptung aufgestellt wird, Bonifacius sei ihr Erbauer gewesen, ist hinreichend, die Unhaltbarkeit dieser Sage darzuthun. Es kommen aber auch noch andre Gründe hinzu, die hier nicht näher erörtert werden können, weshalb ich auf meine „Thüringische Chronik" S. 96 und 97 verweise.

Ja Bonifacius war nicht einmal der erste Verkünder des Christenthums in Thüringen, die Kirchen, welche er in unserm Vaterlande erbaute, waren keineswegs die ersten. Er fand schon viele Kirchen und christliche Priester vor, wie sein gleichzeitiger Biograph Willibald ausdrücklich erzählt. Die Thüringer waren längst vor ihm Christen, und er hat nur das zweideutige Verdienst, sie unter die Oberherrschaft des römischen Papstes gebracht zu haben.

Der Kandelaber ist daher nur eine schöne Concession an die Sage. Was er an historischem Werthe verliert, gewinnt er deshalb an poetischem wieder.

Ludwig Storch.



Lith. v. Ed. Pietzsch & C.º in Dresden.

Eckartsberga.

73.

Die Eckartsburg.

„Ein Raub der Zeit ist, was die Zeit gebiert."

Auf einem Ausläufer der Finne erhebt die **Eckartsburg** ihre alterthümlichen Thürme, weidet ihren Blick an den schönen Gefilden des weimarschen Ländchens, und schaut bis an die grauen Berge des Thüringer Waldes, als wollte sie ihre Freundin, die Wartburg erspähen. Ihr Blick ist freundlich und zeugt nicht von Stolz. Worauf sollte sie auch stolz sein? Etwa auf den Hügel der sie trägt, und der noch aus der Flötzzeit stammt? ja, wenn er als mächtiger Felsen emporstrebte, aber sein Haupt liegt darnieder; — oder etwa auf die Festigkeit ihrer Mauern und die Kühnheit ihrer Thürme? fast könnte sie es, doch bliebe ihr dann übrig, sich mit vielen andern ihres Gleichen zu messen; — oder etwa auf die Antiquitäten ihrer Hallen? — noch weniger, denn sie kennt derselben keine, wenigstens jetzt nicht mehr; — oder auf ihr Alter und ihre Geschichte? — Das Erstere könnte ihr fast einiges Gewicht geben, denn sie blickt schon weit hinein in ihr neuntes Jahrhundtrt. Der Faden ihrer Geschichte aber ist zerrissen, nur wenige Facta, nur wenige Männer tauchen aus dem Dunkel derselben herauf, und nur die alten bemoosten, hie und da restaurirten Mauern, und die noch ziemlich festen Thürme reden von einer gewesenen Zeit. Doch genug, unsre Burg ist bescheiden, läßt andern ihres Geschlechts gern ihren Ruhm, ladet manchen Reisenden zu sich ein, und ist schon zufrieden, wenn andre ihr nur freundliche Blicke aus der Nähe oder Ferne zuwerfen.

Der Reisende, welcher vom Thüringer Walde herkommt, erblickt die Eckartsburg schon in weiter Ferne. Sie lacht ihm freundlich winkend entgegen. Und hat er einmal das weimarsche Ländchen im Rücken, dann kann er sie gar genau in der Nähe betrachten, und

nur wenige Minuten reichen hin, so hat er den Schloßberg erklimmt, und er steht vor dem hohen Thore der Burg. Die steinerne Brücke, die über den Wallgraben führt, wird überschritten. Ich will ihn begleiten. Das Thor öffnet sich uns, und wir treten ein in das hohe Gewölbe desselben. Dies führt uns in den Vorhof, in welchem rechter Hand der kahle viereckige Thurm steht. Er ist ganz massiv erbaut, und hat eine Höhe von etlichen 80 Fuß. In der Mitte seiner Höhe, auf der Mitternachtseite, gewahren wir eine Oeffnung, einer Thür ähnlich, durch die wir in das Innere des Thurmes sehen könnten, wären wir nur oben. Eine ähnliche Thür auf der Westseite ist zugemauert. Im Innern des Thurmes findet sich nichts Besonderes vor. Vor Zeiten mag er zur Vertheidigung gedient haben.

Dies hohe steinerne Prisma, in welchem die Vögel des Himmels nisten, sehen wir umgeben von freundlichen Beeten, umhaucht vom ätherischen Balsam lieblicher Blumen, den diese gleich Opferdüften dem grauen Titan emporsenden, und unser Auge weidet sich an Floras Farbenpracht.

Doch wir schreiten einige Schritte weiter links einer quer durch den Hof laufenden starken Mauer entgegen, und treten durch ein ähnliches Thor, als das erste war, in den eigentlichen Schloßhof ein. Dieser ist fast noch schöner mit Blumen geschmückt, die mit würzigem Wohlgeruch die Luft erfüllen. Wir verweilen hier einige Augenblicke, angezogen von der lieblichen Einfachheit des Gärtchens, das so sorgsam gepflegt wird von emsiger Hand.

Der gegenüber stehende zweite Thurm lockt jedoch bald unsere Schritte weiter. Ehe wir aber hingelangen, zieht ein ziemlich verfallener kleinerer Thurm unsere Aufmerksamkeit auf sich. Von ihm geht die Sage, daß Herzog Wilhelm III. in ihm seine Gemahlin habe einmauern lassen. So viel ist geschichtlich gewiß, daß dieselbe hier gefangen gesessen hat.

Jetzt gelangen wir an das gegen 80 Fuß lange Gebäude in der mittägigen Fronte. Es enthielt die Wohnzimmer der früheren Besitzer. Sie scheinen eine bedeutende Höhe gehabt zu haben. Gegenwärtig wird das Gebäude zur Aufbewahrung von Zinsgetraide benutzt, und von einem Wächter, der gewöhnlich Rentamtsbote ist, und dessen Familie bewohnt.

Neben diesen Gebäuden ragt der zweite Thurm, der sogenannte Kranz- oder Jungfernthurm, gigantisch zum Himmel empor. Fast in halber Höhe bildet er eine Terrasse. Oben hat er einen Kranz von zwölf Zacken in Kreuzesform. Auf der nordwestlichen Zacke weht eine Wetterfahne, auf welcher sich die Vögel, deren Wohnung das alte Gemäuer ist, oft zum Zeitvertreib in kühner Höhe wiegen. Wir treten durch den ziemlich verfallenen Eingang in das Innere des Thurmes. Gefahrvoll und dunkel ist der Gang. Im Innern des Thurmes sehen wir in der Mauer Löcher, in welchen Balken gelegen haben mögen, wodurch vier Etagen gebildet wurden, von denen auch vier Fensteröffnungen in gothischem Geschmack zeugen, die untere nach Norden, die zweite nach Westen, die dritte nach Osten,

die vierte nach Süden. Der Thurm ist offen; bis zum Jahre 1656, wo die Spitze herunterfiel, war er verdeckt. Seine Mauern sind acht Fuß dick und sehr fest. In ihnen aber, den düstern Hallen vergangener Zeiten, wird uns so unheimlich; wir wollen doch heraustreten, der freien Bergesluft zu genießen, und unsern Blick einmal über die schönen Gefilde der freundlichen Gegend hingleiten lassen. Der Schloßberg fällt nach Abend zu steil ab zur Chaussee hin.

Am nördlichen Fuße des Berges liegt vor unserm Blick das Städtchen Eckardtsberga, eingeschlossen von drei Bergen, dem Schloßberge, dem mit drei Windmühlen geschmückten Sachsenberge und dem Drau. Gegen Morgen bildet der Schloßberg ein Plateau, und verläuft sich mit dem Sachsenberge in der allgemeinen Bodenhöhe. Die schönste Aussicht genießen wir auf dem sogenannten Wachthügel, dem höchsten Punkte des Schloßberges. Südöstlich breitet sich das Schlachtfeld von Auerstädt vor uns aus, und erinnert an manchen Helden, der hier für Vaterland und Freiheit focht; — das nahe Städtchen Sulze mit dem hochliegenden freundlichen Schlosse, neben welchem die Ilm in lieblichem Grunde ihren schlängelnden Lauf verfolgt, um sich in geringer Entfernung der Saale zu vermählen.

Gegen Süden lächelt uns das naheliegende große, prächtige Zollgebäude entgegen, das vor dem preußischen Zollverbande ein Sammelplatz von Fuhrleuten und Frachtfuhrwerk war, und dadurch Eckartsberga zu einem einigermaßen nahrhaften Städtchen machte. Seit den letzten acht Jahren liegt es aber fast wüste und leer, und Wind und Wetter wagen sich manchmal dran, an ihm ihr Werk zu versuchen.

Weiter entfernt breiten sich lächelnde Gefilde mit freundlichen Dörfern und dem Städtchen Apolda aus, in grauer Ferne ziehen sich die Berge des Thüringer Waldes wie Nebelgestalten hin, und bilden den Saum des schönen Panoramas. Südöstlich taucht zuweilen bei recht heitrem Himmel der Inselsberg aus seinem Nebelmeer herauf. Gegen Westen zeigt uns ein hoher Thurm das Städtchen Buttstädt.

Rechts neben erwähntem Zollgebäude erhebt sich, der Eckartsburg gegenüber, ein Hügel, auf dem wir noch eine alte verfallene Mauer gewahren, die Ueberreste einer 1364 zerstörten Burg, die Altenburg genannt.

Gegen siebzig Ortschaften lassen sich auf unserm Schloßberge mit hellem Auge bei heitrem Wetter erspähen. Nur mit Wohlgefallen durchstreift unser Auge die angenehme Gegend, die wie ein bunter Teppich vor uns ausgebreitet liegt.

Unser Blick wendet sich wieder zur Burg, zu ihren grauen Thürmen, zu ihren bemoosten Mauern, die uns laut verkünden: „ein Raub der Zeit ist, was die Zeit gebiert." Wie mag es wohl ehedem in diesen dunkeln Hallen gewesen sein? wann mögen sie entstanden, was mögen sie erlebt haben?

Die Geschichte giebt uns nur wenig Auskunft auf diese Fragen. Doch wir wollen das, was sie uns bietet, freundlich annehmen.

18*

Unsere Burg entstand 998. Ihr Erbauer, so wie Gründer der Stadt Eckartsberga, ist Eckart I. Markgraf zu Meißen und im Osterlande, ein Sohn des Grafen Günther zu Wettin. Er hatte noch fünf Brüder, die zu Merseburg residirten, und seine Gemahlin hieß Schwanhilde. Ihm gehörte das ganze Land zwischen der Saale, Pleiße und diesseits der Elbe. Seine Residenz war Jena — jetzt ein kleines Dörfchen, Altjena, unweit der heutigen Stadt Jena. — Unsere Burg mochte er wohl zur Vertheidigung seines Landes als Grenzveste erbaut haben. Gleichzeitig mit der Burg gründete Eckart auch die Stadt Eckartsberga, — beide tragen den Namen von ihm — so wie das St. Georgenkloster in Naumburg, die Städte Buttstädt und Gleichen bei Erfurt.

Eckart stand bei Kaiser Otto III. in großer Gunst, und wußte sich auch in derselben zu erhalten. Sein Plan war, nach Otto's Tode die Kaiserkrone zu erlangen. An der Ausführung desselben verhinderte ihn jedoch sein Schwager Herzog Lothar, Graf zu Holstein und Burggraf zu Magdeburg. Von Haß und Rache entbrannt, trachtete Eckart nun diesem nach dem Leben. Lothar, hiervon benachrichtigt, kam ihm zuvor, und ließ ihn erstechen.

Nach Eckarts I. Tode erhielten seine zwei Söhne, Hermann und Eckart II. das Land. Nachdem aber beide ohne Erben starben, fiel es dem Kaiser Heinrich III. zu, und somit auch die Eckartsburg. Heinrich schenkte sie nebst dem ganzen Lande dem Markgrafen Egbert I. von Sachsen. Nach dessen Tode (1067) ward sein Sohn Egbert II. Besitzer unsrer Burg.

Im Jahre 1085 wurde dieser Egbert von Einigen, die mit Heinrich's IV. Regierung unzufrieden waren, zum deutschen Kaiser gewählt. Er nahm die Wahl an, zog das Schwert gegen den Kaiser seinen Vetter, und gewann auch etliche Schlachten; doch sein siegreiches Schwert sank endlich, der Kaiser siegte, nahm ihm das Osterland (1089), und gab es einem Andern. Als Heinrich Gleichen belagerte, überfiel ihn Egbert und schlug ihn. Doch wer von einem bösen Dämon geleitet und beherrscht wird, — es sei Ehrsucht oder Stolz, Rache oder Neid, — der wird von ihm, wenn erst auch erhoben und begünstigt, endlich in's Verderben gestürzt. Egbert wurde 1090 in einer Mühle bei Eisenbüttel heimlich überfallen und erschlagen. — Später (im Jahre 1112) wurde die Eckartsburg nebst der Stadt Eckartsberga vom Kaiser Heinrich V. an einen gewissen Wiprecht geschenkt. Wie es in diesen Zeiten aber in der Eckartsburg ausgesehen, davon schweigt die Geschichte.

Seit 1285 war unsre Burg und Stadt naumburgisches Stiftslehn. Der Bischof Bruno belehnte den thüringischen Landgrafen Albert I. damit, der auf der Wartburg residirte.

Die Geschichte Alberts und seiner Söhne ist voller Begebenheiten, die aber alle leider einen sehr tragischen Charakter haben, wovon hier Einiges folgen mag.

In seiner Familie wuchs das Unkraut „Zwietracht," entkeimt seinem eigenen Herzen, und streute seinen giftigen Samen über das

ganze Land Thüringen aus; und die Geschichte ist gerecht, indem sie ihm den Namen „der Entartete" gegeben.

Albrechts rechtmäßige Gemahlin Margarethe, Tochter des Kaisers Friedrich des Erlauchten, gab ihm drei Söhne, Heinrich, Friedrich und Diezmann. Sein verbrecherisches Auge fiel bald auf Margarethens Kammerfräulein, Kunigunden von Eisenberg, die ihm für seine Liebe den Apitz schenkte. Margarethen verstieß er, verehelichte sich mit Kunigunden, und wollte seine rechtmäßigen Söhne zu Gunsten seines Lieblings enterben. Doch erhielt der älteste Prinz durch Vermittlung seines Großvaters die Verwaltung des Pleißner Landes, die Mitgabe seiner Mutter, die beiden anderen wurden von ihres Vaters Bruder, Dietrich dem Weisen, Markgrafen zu Landsberg erzogen. Mit der Verfügung ihres Vaters nicht zufrieden, begannen diese nun Feindseligkeiten, um ihr Recht durch Waffengewalt geltend zu machen, waren aber anfangs nicht glücklich, indem Heinrich sein Land und bald darauf sein Leben verlor, und Friedrich gefangen in einen finstern Thurm der Wartburg gesetzt wurde. Nachdem dieser hier über ein Jahr geschmachtet, fand er Gelegenheit zur Flucht, und setzte nun mit Diezmann den Krieg gegen den Vater noch mehrere Jahre, bis zum Tode Kunigundens, mit größerer Energie fort, worauf ein Vergleich zwischen beiden Theilen dem Kriege eine Schranke setzte.

Nach Kunigundens Tode verheirathete sich Albert mit der gräflichen Wittwe Adelheid von Arensberg. Friedrich pflog Liebe mit ihrer schönen Tochter, entführte und heirathete sie.

Im Jahre 1288 begannen von neuem die Feindseligkeiten, worin aber die Söhne glücklicher waren, indem sie den Vater gefangen nahmen, den sie aber auf Kaiser Rudolphs Vermittelung wieder frei gaben; und 1291 noch einmal, indem die Söhne das erbenlose Landsberg in Besitz nahmen. —

Albert der Unartige verpfändete 1293 Eckartsberga nebst Landsberg und einigen andern Theilen dem Markgrafen Woldemar von Brandenburg, obgleich er unsre Stadt und Burg das Jahr vorher schon dem Bischof von Merseburg verpfändet hatte. Friedrich konnte das nicht gut heißen, zog gegen Woldemar, wurde jedoch von diesem bei Großenhain gefangen, und man verlangte von ihm, er solle die verpfändeten Güter förmlich abtreten. Er willigte ein, schrieb an seine Vögte, sie sollten die Güter räumen. Diese aber gaben den Brandenburgern zur Antwort: sie würden nichts räumen, bevor ihr Herr es ihnen nicht persönlich beföhle; sie könnten ja nicht wissen, ob er noch lebe. Der Markgraf kam nun mit dem gefangenen Friedrich zu dem schon erwähnten Schlosse Altenburg um es zu belagern. Die Besatzung der Burg aber kam aus einem Hinterhalte, überfiel den Markgrafen, nahm ihn gefangen, und befreite Friedrich (1306.

Bald aber hatte unsre Eckartsburg eine harte Belagerung zu ertragen.

Noch in demselben Jahre, als Albert Eckartsberga dem Markgrafen von Brandenburg verpfändete, verkaufte er Thüringen, auch Eckartsberga mitgerechnet, dem deutschen Kaiser Adolph von Nassau

für 12,000 Mark Silber. Die thüringischen Landstände erklärten diesen Kauf wegen der beiden erbenden Prinzen für ungültig. Der Kaiser fiel nun mit einem mächtigen Heere im September 1294 in Thüringen ein, eroberte ohne große Schwierigkeiten Süd-Thüringen, und endlich mit etwas mehr Anstrengung auch Nord-Thüringen. Sein Nachfolger Albrecht von Oestreich setzte den Krieg fort, und kam im Jahre 1307, auch die Eckartsburg zu erobern. Er belagerte sie ein ganzes Jahr lang, konnte sie aber blos belagern, nicht erobern. Von dieser Belagerung zeugen noch die Schanzgräben und Hügel auf dem Schloßberge.

Friedrich — „der Gebissene" — besiegte endlich den Kaiser und gelangte 1308 zum ruhigen Besitze Thüringens.

Während der letzten zwanzig unheilvollen Jahre nahm Rohheit und Zügellosigkeit im Lande überhand. Es entstanden eine Menge Schlösser und Burgen, deren Besitzer nur vom Raube lebten, Fehde und Wegelagern war an der Tagesordnung; das Faustrecht stand in seiner höchsten Blüthe. In dieser Zeit entstand auch die erwähnte Altenburg, unsrer Eckartsburg gegenüber gelegen (das Jahr ihrer Erbauung läßt sich nicht angeben). Ums Jahr 1300 werden als Besitzer dieser Burg die beiden Brüder Heinrich und Hermann angeführt. Sie mochten ebenfalls Raubritter sein. Am tollsten aber hausten hier um's Jahr 1320 die Beringer von Scheidingen (anderwärts Beringer von Meldingen genannt), denn sie beraubten nicht blos Fremde, sondern sogar auch Einheimische. Landgraf Friedrich I. warnte sie öfters und endlich, dessen müde, belagerte er die Burg, die sehr fest war. Indem er eine Reise nach Meißen unternahm, übergab er das Commando einem Andern. Als dies die Belagerten merkten, wagten sie einen kühnen Ausfall und tödteten Einige. Die erfurter Hülfstruppen aber waren wach, überfielen sie, und machten viele Gefangene; Beringer aber entkam. Später wurde das Schloß wegen Mangel an Lebensmitteln durch Kapitulation genommen.

Im Jahre 1364 besaßen die Herren von Mellingen die Altenburg, ebenfalls Raubgesellen. Friedrich der Strenge, ein Enkel Friedrichs mit der gebissenen Wange, vertrieb sie, und zerstörte das Raubnest, — ward den Flammen Preis gegeben und der Erde gleich gemacht.

„Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört"

Seit dieser Zeit hat keines Menschen Hand die fluchbelastete Stätte wieder aufzubauen versucht. Die Zeit hat jedoch Hand angelegt und sie verwandelt in — einen Friedhof, — welcher Contrast! es scheint, als wolle sie die Schandthaten der ehemaligen Bewohner gleichsam sühnen, und den Fluch in einen Segen verwandeln.

Zum Andenken an die Räubereien der Mellinger oder Mallinger wurde die Altenburg Mallenburg, und das anliegende Dörfchen Altendorf Mallendorf genannt.

Von den spätern thüringischen Landgrafen möchte Wilhelm III. für unsre Eckartsburg einige Bedeutung haben. Dieser Wilhelm III. holte im J. 1442 seine Braut Anna, eine Prinzessin Kaiser Albrecht II.

ab, und brachte sie hierher auf unsre Burg, wo sie sich bis zu ihrer Trauung (1446 d. 20. Juni) aufhielt.

Wilhelm, der Tapfere genannt, residirte meistens auf unsrer Eckartsburg, und zu Weimar. Von ihm hieß es: „wann Herzog Wilhelm seine Sporen anlegt und über den Hof zu Weimar geht, so hört man ihn durch ganz Thüringen."

Unserm Wilhelm ging es wie Albrecht I. Er ward seiner Gemahlin bald überdrüssig, liebte die Katharina von Brandenstein, verstieß endlich jene, und setzte sie in unsrer Burg unter strenge Aufsicht.

Man erzählt sich noch Folgendes: Als Anna einmal von Eckartsberga nach Roßla reiste, und sie ihrem Gemahl auf der Schloßbrücke daselbst begegnete, warf er ihr einen hölzernen Pantoffel mit solcher Gewalt in's Gesicht, daß das Blut von den Wangen strömte. Im Gefühle ihrer Unschuld, tief gekränkt durch solche Beleidigung, kehrte sie nach der Eckartsburg zurück. Im Jahre 1457 wurde ihr der kleine, jetzt verfallene Thurm in der Ringmauer, den wir schon betrachtet haben, zum wirklichen Gefängniß angewiesen. Kein Flehen rührte das steinerne Herz des untreuen Gemahls. Sechs lange Jahre mußte sie in dem Thurme schmachten, bis der Tod kam, und sie am 23. Nov. 1462 von allen irdischen Fesseln befreite. Daß sie eingemauert gewesen sei, läßt sich nicht historisch erweisen. Sie war die letzte fürstliche Bewohnerin der Eckartsburg.

Nun mochte wohl eine geraume Zeit keines Menschen Fuß die einsamen Hallen betreten, und nur das Gekrächz melancholischer Nachteulen oder das Geheul des Nordwindes die tiefe Stille der öden Burg unterbrechen. Um's Jahr 1640 erst scheint sie wieder bewohnt worden zu sein. Nämlich seit der Zeit wohnten einige churfürstl. Amtsschösser zwischen den öden Mauern. Nach diesen aber blieb sie unbewohnt bis in die neuere Zeit. 1824 nämlich wurde eine Wohnung für einen Wächter über das Zinsgetraide, das auf den Böden aufgeschüttet wird, eingerichtet. Seit dieser Zeit ist sie wieder bewohnt. Die preußische Regierung ist überhaupt darauf bedacht gewesen, die Ruine durch mehrmalige Reparaturen der Nachwelt zu erhalten. Und so wird die Eckartsburg gewiß noch ferne Jahrhunderte sehen, noch lange stehen zur Zierde einer weiten Umgegend, und späten Generationen noch ein Denkmal einer kräftigen Vorzeit sein.

Lehmann.

Ohrdruff.

Wenn der Wanderer von Gotha her dem Thüringer Walde zueilt, so erblickt er bald auf der Höhe von Schwabhausen den Theil des Gebirges, welcher sich in sanften Wellenlinien von Eisenach bis Ilmenau amphitheatralisch hinzieht, und in der Mitte dieses Halbkreises einen Einschnitt und tiefen Grund, aus welchem sich die Ohre in einem anmuthigen Thal bis zur Stadt Ohrdruff ergießt, deren Thürme er bald erblicken wird. Gern wird er auf dieser Höhe, welche ihm eine so interessante Fernsicht darbietet, verweilen, und auch links und rechts blicken, wo ein herrliches Panorama der anmuthigsten und großartigsten Gegenstände sich vor ihm aufthut. Dann nach Osten hin öffnet sich ihm die Aussicht nach den drei Gleichen, und einer freundlichen Thalebene, eingefaßt von laubbekränzten Höhen (den See- und Hainberg), aus der sich die drei Bergschlösser wie drei Inseln erheben, in weiterer Ferne der Steiger bei Erfurt, der Ettersberg bei Weimar. Nach Westen zu ein weites und freundliches Thal, geschmückt mit vielen anmuthigen, im Busch liegenden Dörfern, und begränzt vom Inselsberg mit seinen Vor- und Nebenbergen, auch dem Hörselberg nach Eisenach zu. In den Morgenstunden leuchtet auch das Schloß Tenneberg von der Sonne beschienen herüber. Schwabhausen ist ein Gleichisches Dorf in der Mitte von Gotha und Ohrdruff. In dem zum Gute gehörigen Garten ist noch die Ruine eines sonst festen Schlosses zu sehn. Der Graf Siegmund stritt in den schwarzburgischen Händeln auf Seiten des Herzogs Wilhelm, daher der Churfürst Friedrich das Schloß Gleichen wiewohl vergebens belagerte, und die Gleichischen Dörfer verheerte 1450. Dabei erzählt der Chronist Feuerberger, daß der Graf aus zornigem Eifer sein eigen Schloß, und Vestung zu Schwabhausen selbst in Brand gesteckt habe,

um sie nicht dem Feinde zum Raube werden zu lassen. Noch zeigt die Ruine Spuren von Befestigung. Folgt der Wanderer der Chaussee, so wird er finden, daß über Schwabhausen die Straße sich in zwei Arme theilt, von welchen der eine gerade aus nach Ohrdruff, der andere nach Georgenthal führt, dann von beiden Orten aus führt eine Chaussee über den Thüringer Wald. Nun sieht man auch schon in der Entfernung von einer Stunde südwärts das Schloß und die Thürme von Ohrdruff und ostwärts am Abhange des Hainberges die Spuren des alten Schlosses Hüneburg. Es sind ihrer nur noch wenige. Man sieht ein großes Viereck, mit einem Erdaufwurf von etwa sechs Schuh hoch, und oberhalb des größeren ein kleineres. Drei Eingänge in das Größere bemerkt man deutlich, auch den breiten Weg, der von der Ohraseite herauf führte. In der Südseite finden sich Vertiefungen, Keller oder verschüttete Brunnen. Das kleinere Viereck scheint die eigentliche Kemnate und Herrenhaus gewesen zu sein, das größere ein ummauerter Hofplatz für die Burgmänner und übrigen Dienstleute. Hirten beziehen einen Platz mit dem Namen Rondel. Vielleicht, daß Hundsbrunn als Vorwerk dazu gehört hat. Melissantes nennt diese Burg Heinrichsburg, und zählt sie unter die 66 Raubschlösser, welche 1290 durch Kaiser Rudolph in Thüringen zerstört wurden, was aber unverbürgt ist.

Das Städtchen Ohrdruff, welches unter allen, die am nördlichen Abhang des Waldgebirges liegen, leicht eins der reinlichsten und freundlichsten ist, hat in 697 Häusern mit 64 Scheunen, 4000 Einwohner, welche viel Gewerbe treiben, Porzellainfabrik (von Kling), Kupferhammer und Schmiede (Albrecht), Glockengießerei (Meier), Frachtwagen (Schanert), Orgel und Fortepiano (Ratzmann und drei Söhne), Masken (Schäler), Tuchfabrik (Mäder), Bürstenfabrik (Cämmerer) &c. auch von Oeconomie und Brauerei leben. Die Hände der ärmeren Einwohner sind mit Fertigung der übersponnenen Knöpfchen beschäftigt, mit denen ein starker Handel von den Kaufleuten Schädel und Schäler auf den Messen von Leipzig und Franfurt a. O. getrieben wird. Die Bleichen, welche ehemals sehr im Schwunge gewesen, sind größtentheils eingegangen. Zur Stadt gehört ein bedeutender Wald, und eine große Flur, in der sich aber noch viele Triftrasen finden. Im Schlosse wohnten die letzten Grafen von Gleichen, welche 1631 mit Hans Ludwig ausstarben. Seine Leiche wurde nach Tonna gebracht. Seine Wittwe Juliane von Hohnstein starb 1633 zu Erfurt. Sie war eine löbliche, tugendhafte Matrone, nur zu beklagen, daß sie sich dem mystischen Unsinn des Jesaias Stiestel, der ihr Hausverwalter war, ergab. Merkwürdig ist, daß in ihrem Inventario auch eines Kreuzes gedacht wird, so der Papst der Türkin geschenkt. Die gräfliche Familie war also von der Wahrheit des zweibeweibten Grafen überzeugt, was auch aus Hochzeit und Schüler-Reden, die in Gegenwart der Grafen gehalten wurden, hervorgeht. — Nach dem großen Brande 1753 wurde das Grabgewölbe in der Michaeliskirche geöffnet, in der Hoffnung Schätze zu finden. Man fand auch Ringe und einige andere Pretiosen. Zu den merkwürdigsten öffentlichen

Gebäuden gehört, außer dem Schlosse, die Kanzlei, als der Sitz eines Justizamtes und Consistoriums, das Rathhaus, die schöne Michaeliskirche, die Kirche St. Trinitatis, Lyceum, zwei Bürgerschulen, Sonntags-Kleinkinderschulen, an Armenanstalten zwei Spitäler, ein Krankenhaus und Institut für kranke Handwerksgesellen. Auch ist hier der Sitz des Herzogl. Forstamtes Schwarzwald und eine Postanstalt in dem vorzüglichen Gasthof zum Anker, in welchem auch eine geschlossene Gesellschaft ihr Local hat. Außer diesem giebt es noch acht gute Gasthöfe; darunter zwei für Straßenfuhrleute. Die Stadt ist oft vom Feuer heimgesucht worden, zuletzt den 7. Januar 1808.

Die Geschichte des Ortes hat einen poetischen Hintergrund. Durch die Sagen von Bonifacius, der hier ein Kloster und die erste Kirche in Thüringen baute, von der die Altenberger, welche für die älteste ausgegeben wird, blos Tauf-Capelle und Filial war, von achtzehn Schuh Länge und zwölf Schuh Breite, wenn sie nicht gar in der ersten Zeit des Reinhardsbrunner Klosters gebaut wurde. — Als die Diener des Bonifacius ihm in der einsamen Gegend an der Ohra keine Speise verschaffen konnten, flog ein großer Adler über den Ort hin, und ließ einen großen Fisch fallen (unter den Fresken der Basilika des heil. Bonifacius zu München findet sich eine Darstellung dieser Scene durch Heinrich Heß). Als aber in der Nacht ihn das wilde Geschrei der noch dem Heidenthume ergebenen Bewohner der Gegend schreckte, und er Gott um Hülfe anrief, leuchtete ein volles Licht vom Himmel, und der Erzengel Michael erschien, und sprach ihm Muth ein. Dies bewog ihn zuerst eine feierliche Messe zu halten, und an der Stelle, wo er die Erscheinung gehabt hatte, ein Kloster zu bauen 724. Um diese Stiftung, von welcher ein neues Licht über Thüringen aufgehen sollte, in Aufnahme zu bringen, sendete Bonifacius den heiligen Wigbert hierher, der 732 nach Fritzlar zurückkehrte.

Auch der Nachfolger des Bonifacius, der Erzbischof Lullus zu Mainz setzte fort, was Bonifacius angefangen hatte. Er erbaute die Kirche Petri und Pauli, welche späterhin zur Stiftskirche mit funfzehn regulirten Chorherren erhoben, und als Aufsichtsbehörde, über die weitläuftigen Besitzungen des Stiftes Hersfeld in Thüringen angesehen wurde. Diese Gebäude gingen aber den 16. März 1184 unter dem Decan Folmar in Feuer auf, und es ereignete sich das Mirakel, daß, als sämmtliche Meßgewänder und heiligen Geräthschaften verbrannten, nur allein die hölzerne Büchse mit den Hostien unversehrt blieb. Das Gebäude wurde zwar wieder hergestellt, das Stift aber wegen der häufigen Fehden, von denen Thüringen beunruhigt wurde, da der offne Ort keine Sicherheit bot, von der Landgräfin Elisabeth 1344 nach Gotha verlegt. Einige funfzig Jahre später wurden die leerstehenden Gebäude den Carmelitern eingeräumt, denen sie auch bis zur Reformation blieben. In diesem Stifte verweilte auch einst Kaiser Otto I. auf einer Reise nach Italien im Jahr 961 vom 21. bis 29. Juli, und unterschrieb eine Urkunde, in welcher er der Kirche zu Magdeburg Giebichenstein und andere Güter schenkte; und als die Stiftsgebäude von den Grafen von Gleichen in ein

Schloß umgewandelt worden (c. 1560) diente es zuerst den Grafen zur Residenz, oder ihren Wittwen zum Wittwensitz, und hatte die Ehre im Jahre 1813 den 28. October den Kaiser Franz I. eine Nacht zu beherbergen.

Der Ort selbst erst Dorf, dann Marktflecken, wurde endlich Stadt, mit Mauern und Gräben umgeben, mit vier Hauptthoren, welche in der neuern Zeit abgetragen worden. Als Wahrzeichen für reisende Handwerker diente der Mann am Kohlthore, ein kolossaler Kopf mit weitklaffendem Maule, schielenden Augen, Katzenbart und Eulenohren. Vulpius erklärt ihn in den Curiositäten für das Symbol einer Maurer-Innung, und wirklich findet er sich auch hier am Schlosse, und in Erfurt an alten Gebäuden. Sonst ist aus der alten oder wenigstens mittlern Zeit ein Stein übrig, der an der Kirchmauer angebracht ist, und nach einigen einen Flagellanten (er trägt eine Geißel in der Hand) vorstellen soll, gewiß aber ein Bild des leidenden Christus ist mit der Dornenkrone, und den andern Marterwerkzeugen. Noch ist zu bemerken ein Schnitzwerk in der kleinen aber hübschen und massiven Leprosorienkirche, vor der Stadt nach Gotha zu, etwa aus der Zeit 1470 — 1480, dem man oft eine Beziehung auf die Geschichte des zweibeweibten Grafen beigelegt hat. In den Curiositäten von Vulpius (VII. 2. S. 149) wo sich auch eine Abbildung befindet, wird es als ein Charitätsbild erklärt, welches die Bemühungen der drei Marien, d. i. der heiligen Anna, Elisabeth und Maria, um die Erziehung und Unterweisung der Kinder darstellt. Deshalb ist auch der Kinderfreund Papst Gregor mitten unter ihnen, auch andere Heilige, Georg, Martin, Nicolaus ꝛc.

Vieles ließe sich von den spätern Schicksalen der Stadt unter den Grafen von Gleichen, und als diese ausstarben, unter den Grafen und Fürsten von Hohenlohe erzählen, von Kriegsscenen, Hungersnoth, Pest und häufigen Bränden. Aber welcher Ort ist davon frei geblieben? wir wollen uns lieber zu angenehmern Gegenständen wenden, und unsern Gang nach dem Walde oberhalb der Stadt fortsetzen. Die Stadt liegt 984 Fuß über der Fläche des deutschen Meeres unter 50° 50′ 33″ nördl. Breite, an beiden Seiten der Ohra, und hat an diesem Flüßchen dreißig Mühlen (Mahl-, Graupen-, Oel-, Papier-, vier Schneidemühlen, Spinnmaschinen, Walkmühle, Kupferhammer, Drahtzug u. s. w.). Die Ohra fließt aber eine Viertelstunde weit durch die Stadt, und richtet, so gut auch die Ufer verwahrt sind, doch, wenn der Schnee plötzlich schmilzt, und bei starken Regengüssen manche Verheerung an. Eine herrliche Kunststraße führt zu dem vier Stunden entfernten Oberhof, dem höchst gelegenen Dorfe des Thüringer Waldes, 2527 Fuß über der Meeresfläche. Am Fuße des Berges auf welchem Oberhof liegt, entspringt der Silberbach, der sich $1\frac{1}{2}$ Stunde durch einen romantischen Grund neben der Chaussee hinzieht, sich dann mit dem Eimersbach an den zwei Ohren (den Ausgängen von zwei Berggründen) vereinigt, und nun unter dem Namen Ohra erst durch den schönen Schwarzwälder und Stutzhäuser Grund ergießt, und da, wo das Gebirge sich in die Ebene herabsenkt,

die liebliche Thalebene von Ohrdruff bewässert. Er fließt dann durch die Stadt, und vereinigt sich Dreiviertel Stunden unterhalb derselben mit der Apfelstädt, nimmt nun den Namen derselben an, und fällt unterhalb Dietendorf in die Gera. Der Gang von der Stadt bis nach Oberhof wird dem Wanderer, der Sinn für Naturschönheiten hat, das größte Vergnügen gewähren.

Vom Ende der Vorstadt führt eine schöne Lindenallee, zwischen dem Schießhaus und dem wohlgebauten Gasthof zum Drahthammer, an Mahl- und Schneidemühlen, zwei Kupferhämmer, Loh- und Walkmühlen, Drahtzug u. s. w. mit freundlichen Wohnhäusern vorbei, bis an den Fuß des Waldgebirges. Rechts hat man ein Panorama des Thüringer Waldes bis zum Hörselberg, und erblickt bei heiterm Wetter fern im Hintergrunde den Brocken, links den Wölfißer und Goldberg, auf dem sich sonst ein goldener Hirsch hat sehen lassen, und die Venetianer vor hundert Jahren kostbare Steine gesucht haben, von welchen Herrlichkeiten sich nichts mehr finden will. Dagegen entspringt eine Quelle am Berge, deren Wasser sehr gerühmt wird; rechts das freundliche Gräfenhain mit der Kirche vor dem Orte, und dem Schießhause auf einer Anhöhe am Wald. Die Landstraße führt darauf zwei Stunden lang durch einen romantischen Grund, der größtentheils eng, und von hohen und steilen mit Fichten bewachsenen Bergen eingeschlossen, aber wo er sich hier und da erweitert, mit freundlichen Dörfern und Wohnhäusern geziert ist. Am Eingang des Ohragrundes liegt Louisenthal, mit herrschaftlichem Schmelzwerk und Eisenhammer. Nahe darüber Stutzhaus, ein Vergnügungsort für die Ohrdruffer, lang sich nach Schwarzwald hinstreckend, und zwischen beiden Dörfern die ihnen gemeinschaftlich gehörende, schön gelegene Kirche, deren Anblick den Wanderer wunderbar überrascht. Beide Orte bestanden 1642 nur aus einer Försterwohnung und fünf Häusern, einem Eisenhammer und drei Schneidemühlen, und waren nach Wölfis und Gräfenhain eingepfarrt. Nicht weit davon fangen schon die neuen Häuser von Schwarzwald an, und man sieht auf einem einzelnen Bergrücken einen runden Thurm, der allein von dem alten Schlosse Schwarzwald noch übrig ist. Die erste Nachricht von dieser alten Burg ist vom Jahre 1290, in welchem der Kaiser Rudolf zu Erfurt Reichstag hielt, und auf Beschwerde des Abtes von Hersfeld, daß der Graf von Käfernburg ihm an den Hersfelder Gütern und Gerechtigkeiten großen Schaden zufüge, dieser genöthigt war, zur Sicherheit des Abtes sein Schloß Schwarzwald und das Dorf Gräfenrode zum Unterpfande einzusetzen. Nach Aussterben der Grafen kam das Schloß in den Besitz der Landgrafen, und Herzog Wilhelm verkaufte es 1470 an den Grafen Sigismund von Gleichen um 5000 Gulden rheinl. wiederkäuflich. Auch wurde es sechszig Jahre später wieder eingelöst. Von Schwarzwald aus zieht sich die herrliche Chaussee noch 1½ Stunde weit bis Oberhof.

Etwa in der Mitte des Weges kömmt ein mächtiger Felsen zum Vorschein, der Triesstein genannt, weil eine Quelle von dessen Höhe herabrieselt. Ist aber auch dieser Grund bis an den oberhöfer Berg

weniger angebaut, und nur in einzelnen Häusern bewohnt, so ist er doch belebt durch Holzarbeiter, Köhler und Viehheerden durch Wagen und Geschirre aller Art, sicher und gefahrlos für den Reisenden, wie der ganze betriebsame Thüringer Wald, der keine Bettler und Vagabunden nährt, und macht durch wild romantische Parthien ein angenehmes Gegenbild zu dem mehr angebauten Ohrathal. Auch kein gefährliches Thier schreckt den Wanderer. Zwar wurde noch vor funfzig Jahren einmal ein Wolf, und vor zwanzig Jahren ein Luchs geschossen, aber jetzt rauscht nur ein Reh durch die Büsche, und die gefährliche Kreuzotter fehlt hier ganz. — Nach Oberhof führt die Chaussee in mehrfachen Windungen sanft aufsteigend den Berg hinauf, und bald winkt von der Höhe das Herzogl. Jagdschloß. Hier stand schon früher ein fürstliches Lusthaus, so 12,000 fl. gekostet, und im dreißigjährigen Kriege ruinirt worden; und Oberhof hatte damals nur ein Geleits- und Schulhaus, mit neun schlechten Wohnungen. Jetzt hat sich das Dorf bedeutend vergrößert, und gegen zweihundert Einwohner. Ein guter Gasthof nimmt den müden Wandrer auf. Eine Viertelstunde jenseits Oberhof nach Zella zu, steht auf der Höhe ein Obelisk, mit vier Platten am Fuße und der Inschrift: Ernst Herzog zu Sachsen erbaute diese Straße zur Höhe im Gebirge 2572 Fuß hoch in den Jahren 1830 — 32. Heil dem schaffenden Sinn der zum freundlichen Garten die Wildniß umschafft, und der Natur Schrecken zur Lieblichkeit kehrt. Hier wo sich die Straße so sicher und leicht zu den Höhen hinaufschwingt, Länder mit Ländern verknüpft, Handel und Künste belebt. Die vierte Seite enthält die Namen der Baumeister und Ingenieure. Eine und eine halbe Stunde weiter liegt die Stadt Zella. Auf dieser Seite ist der Abhang des Berges steiler, aber alle Schwierigkeiten sind mit großer Kunst überwunden.

Will aber der Wanderer von Ohrdruff aus von der Chaussee rechts abgehen, und einen Umweg nicht scheuen, so wird er in ein stilles, einsames, geschlossenes Waldthal gelangen, wo ihm kleine Wellen, Büsche und hohe Tannen Sagen und Mährchen zuflüstern, wo die muntern Elfen im Mondenschein ihre Riegel ziehen, und die Phantasie ihn mit lieblichen Bildern umgaukeln wird. Es ist die Schereshütte mit dem Harlungsbrunnen, dem Schloßberge gegenüber, an dessen Fuß sich der Bach durch grüne Matten hinschlängelt. Zwar ist jede Spur des Schlosses verschwunden, aber die Namen Burggraben, Wall rc. zeugen von seinem frühern Dasein. Der Chronist Gleichmann vermuthete hier eine heidnische Opferstätte, und es ist gewiß, daß die alten Thüringer ihre Opfer auf hohen ausgezeichneten Bergen verrichteten. Herr von Donay fand noch Ueberbleibsel auf der Höhe des Dolmar, und rieth zu Nachgrabungen auf dem Inselberg. Aber auch Fürsten und Fürstentöchter schlafen im Innern der Berge, auf deren Scheitel sie in stolzen Burgen gehaußt hatten. Die Sage von Friedrich dem Rothbart wiederholt sich in mancherlei Gestalten und Veränderungen an vielen Orten. Auch hier am Schloßberge weilt noch eine Prinzessin, die im goldnen Haar und

blaulichen Gewande am Harlungsbrunnen von Zeit zu Zeit sichtbar wird, und wartet ihrer Erlösung. Sie trägt ein Bund Schlüssel um Gewölbe zu öffnen, in denen große Schätze verborgen liegen. Sie sind für den Glücklichen bestimmt, der unter günstigen Zeichen geboren das Losungswort ausspricht, durch welches sie zu ihrer Ruhe kömmt. Viele sahen sie, antworteten auf ihre Frage, aber sie verschwand mit einem tiefen Seufzer; denn das rechte Befreiungswort war nicht ausgesprochen. Mone setzt diese Sage in Verbindung mit der Sage von den Harlungen (s. dessen Geschichte des Heidenthums im nördl. Europa, 2. Th. S. 212 ff.

Ueber diese und ähnliche Sagen von Ohrdruff vergleiche auch die Thüringer Volkssagen von Bechstein, und die Lieder von Bube, Storch, Welker. —

Kriegelstein.

Inhalts-Verzeichniß des sechsten Bandes.



